Bl. K. XXXII 143.

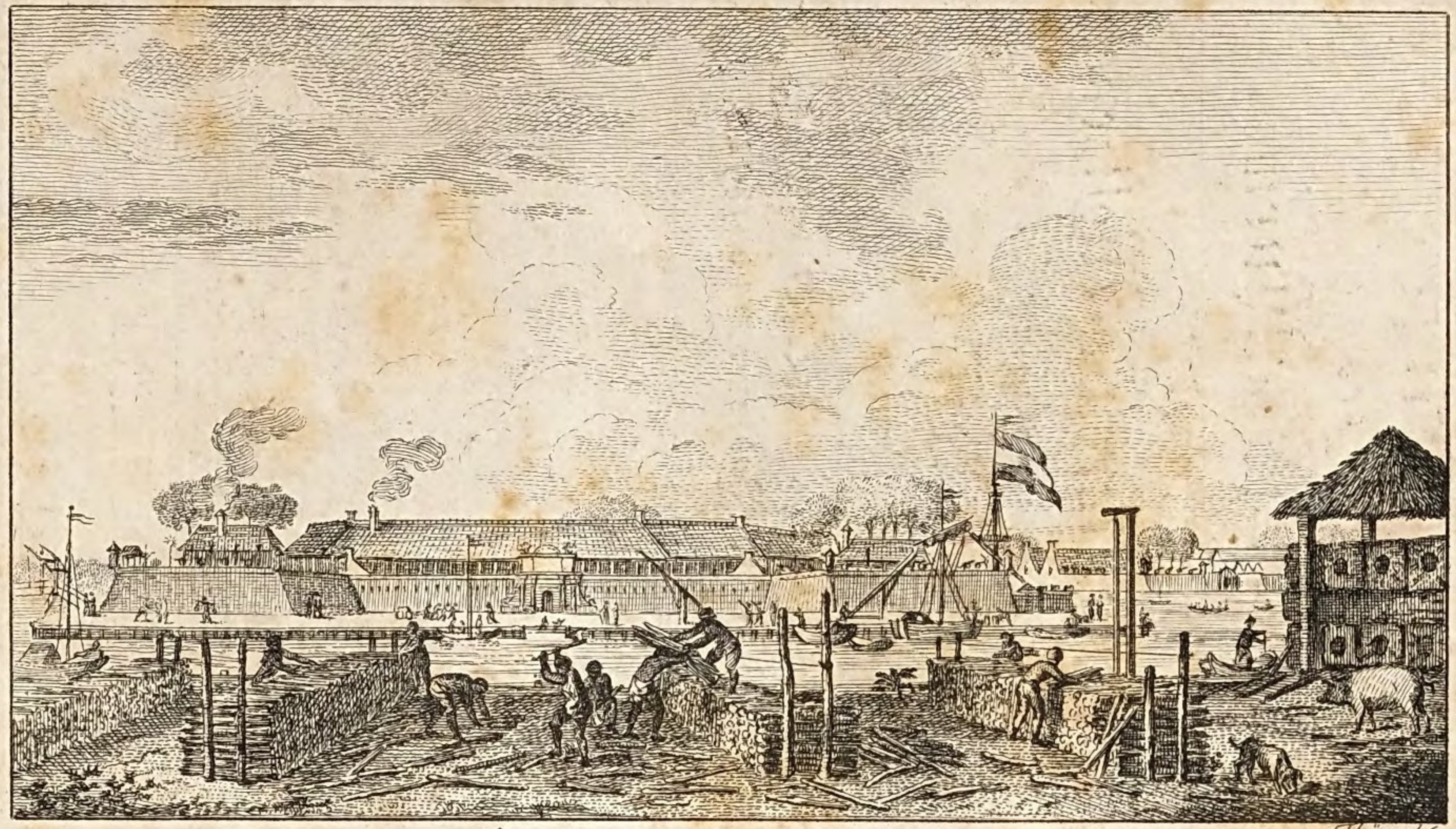
Verzeichniß, wie Instrumente sind.

Inventar Register. N. 193 F. 186.

Afrika

1 Transporteur
1 Tischkompaß
1 Taschenfernrohr 5.20

Ft. Geogr.
No. 346.
143.



Thönert sc.

Kastel von Batavia

Briefe
des
Herrn von Wurmb
und des
Herrn Baron von Wollzogen
auf ihren
Reisen
nach
Afrika und Ostindien
in den Jahren 1774 bis 1792

Thönert sc

Die große Kirche zu Batavia

Gotha
bey Carl Willhelm Ettinger
1794.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

An

Ihro Durchlaucht

die regierende Fürstin

von

Schwarzburg Rudolstadt.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Fürstin und Frau!

Ew Durchl. vortreflichem edlen und menschenfreundlichen Herzen ist gewis nichts unwichtig, was die Menschheit angehet! Ich darf daher hoffen, daß Sie es huldreichst aufnehmen werden, wenn ich Ihnen die Briefe zweier guten Menschen, deren Bestimmung es war in den entferntesten Weltgegenden Länder- und Völkerkunde einzusammlen, hiermit ehrfurchtsvoll überreiche.

Möge der allgütige Vater der Menschen Ew. Durchl. bis in die spätesten Jahre zum Glükke Schwarzburgs und seines verehrungswürdigen geliebten Regenten erhalten! von Dero schönen Seele künftig alle Leiden abwenden! und Ew. Durchl. zum Ersaz für die in denen nächst verflossenen Monaten durchlebten traurigen Stunden, in Zukunft lauter frohe, heitere, und auch nicht durch das kleinste Wölkchen getrübte Tage bescheeren! — Dies sind die treuesten, aufrichtigsten und ehrfurchtsvollesten Wünsche desjenigen, der mit denen Empfindungen der tiefsten Ehrfurcht stets seyn wird

Euer Durchlaucht

Leipziger Ostermesse
1794.

unterthänigster Diener
der Herausgeber.

Vorrede.

Ich habe bei der Herausgabe dieser Briefe dem Publikum wenig zu sagen.

Daß sie ursprünglich nicht zum Druk bestimmt waren, wird man ihnen wohl ansehen; daß sie aber demohnerachtet sind ge-

drukt worden, dafür hoffe ich keine Vorwürfe, sondern vielmehr Dank einzuerndten.

Wären die Aufsäzze und sämmtlichen Papiere des Herrn von Wurmbs nach seinem Ableben in Indien nicht verlohren gegangen; und hätte es überhaupt der Vorsicht gefallen, die Bemühungen und redlichen Absichten dieses in allem Betrachte edlen und schäzbaren Mannes mit einen erwünschten Ausgang zu krönen, so würden wir freilich für die Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde weit interessantere und lehrreichere Nachrichten von ihm erhalten haben: da man jezt dem Publikum nur diese wenigen Ueberreste anbieten kann. Die aber doch sowohl den Geist als das Herz des Lesers nicht ganz unbefriedigt lassen werden.

Der Baron von Wollzogen, ein

junger, feuriger und brav denkender Mann, war ein Zögling der hohen Carlsschule zu Stuttgard, und zwar aus den ersten Zeiten derselben. Bekannt ist es, daß diese Ritterakademie damals bei vielen ihren übrigen guten Einrichtungen und den großen Kostenaufwand, welchen ihr Stifter dabei machte, doch nichts weniger als ein Muster einer guten Erziehungsanstalt war. Eben so bekannt ist es aber auch, daß aus derselben manch vortrefliches Genie hervorgegangen ist. Ein Schiller, Massenbach, und andere Männer, deren Verdienste das In- und Ausland schäzt, sind Beweise davon.

Im Jahr 1787. ging unser Verf. mit demjenigen Regimente, welches der verstorbene Herzog von Würtemberg der holländischen ostindischen Kompagnie in Sold überließ, als Lieutenant nach dem Vorgebirge der guten Hofnung; und dieß war die Veranlassung seines Aufenthalts auf der südlichen Spizze von Afrika und seinen

fernern Reisen nach Ostindien. Gegenwärtig steht er noch bei eben diesem Regimente auf der Insel Java als Kapitän, und wenn die Vorsicht ihm ferner Leben und Gesundheit verleihet, so läßt sich von seiner unermüdeten Thätigkeit, seinem richtigen Beobachtungsgeiste und erworbenen Kenntnissen noch vieles erwarten.

Der Herausgeber.

Briefe

Briefe

des

Herrn von Wurmb

und des

Herrn Barons von Wollzogen

auf ihren

Reisen

nach

Afrika und Ostindien

in den Jahren 1774. bis 1792.

Erster Brief.

An den H. v. W.

Amsterdam, im Sept. 1774.

Mein Unternehmen geht sehr glüklich von statten, m. l. B. und um Dich zu erfreuen, eile ich Dir Nachricht davon zu ertheilen. Auch meine Gesundheit ist hier fast im bessern Stande, als jemals; meine Geschäfte werden mir nun nach und nach geläufiger, und um so minder beschwerlich; und jede Beschwerde, die sich auch zeigt, wird mir durch die Aussicht erleichtert, dereinst in der Gesellschaft meiner vaterländischen Freunde, den Lohn meiner Arbeit zu genießen. Von dieser Hofnung beseelt, übernehme ich jede Mühe mit Freuden, weil ich sie stets als einen Schritt betrachte, der mich diesem glüklichen Zeitpunkt näher bringt. Es ist unglaublich, mit welchem Leichtsinn man hier Menschen die Reise nach Indien unternehmen sieht, wollte man nur die

zählen, denen es wirklich um die Vermehrung ihrer Welt- und Menschen-Kenntniß zu thun wäre, so würde die Zahl gewis sehr klein werden.

Gestern habe ich auf dem Ostindischen Hauße meinen Eid als Unterkaufmann ablegen müssen. Ein sehr weitläuftiges Formular wurde mir in holländischer Sprache vorgelesen, und also verstand ich kaum den zehnten Theil davon; dennoch aber glaube ich den Pflichten, welche meine Obern von mir verlangen können, und der Pflicht, die mir ein höherer Befehlshaber aufgelegt hat, Genüge zu thun, wenn ich dem Eide getreu lebe, den ich still in meinem Herzen schwur: fleißig zu sein, treu in meinem Beruf, nicht Arbeit, nicht Gefahr scheuen, und, wenn Gott Glük verleihet, Indien mit eben dem Herzen, und eben dem guten Gewissen zu verlassen, mit welchem mich meine Freunde aus meinem Vaterlande haben abreisen sehen. Einige Seeleute, die mit mir schworen, mochten wohl andere Noten zu dem Eide machen, der überhaupt eine sehr überflüßige Zeremonie ist. Der Kapitain, auf dessen Schiffe ich meine Reise machen werde,

heißt Angelvoorst. Er scheint ein rechtschaffner Mann zu seyn, und erzeigt sich sehr freundschaftlich gegen mich. Sein Vaterland ist Norwegen; den größten Theil seines Lebens hat er auf Reisen zugebracht, und sich dadurch viele Kenntnisse, und den Gebrauch vieler Sprachen erworben; zu meiner großen Freude spricht er auch gut Deutsch.

Ich will Dir, m. l. B. hier einige Bemerkungen mittheilen, womit Du vielleicht künftig unsern Landesleuten, die auf den Einfall kämen, ihr Glück in Indien zu suchen, nützlich seyn kannst. Die Zeiten sind vorbei, wo jeder, der diese weite Reise, selbst in dem niedrigsten Posten eines Soldaten oder Matrosens unternahm, sich Hofnung machen durfte, einiges Vermögen dabei zu erwerben. Wer Indien nur aus einem Barchewiz oder andern ältern Reisebeschreibungen hat kennen lernen, der auf Gerathewohl sein Vaterland gegen jene Weltgegenden vertauscht, und sich einbildet, daß man das Gold daselbst nur auffammeln dürfe, der würde sich in seinen Hofnungen und Erwartungen eben so getäuscht

finden, als derjenige, der die Welt nur aus Romanen kennt, gewiß eine unglükliche Rolle spielen wird, wenn er nach jenen unrichtigen Kenntnissen nun in der wirklichen Welt handeln soll. Wer die Reise nach Indien jetzt mit einigen Nuzzen thun will, dem ist hauptsächlich anzurathen, sich ja nicht als Offizier daselbst anstellen zu lassen. Das Militair ist in Indien ganz und gar nicht geachtet, und man hat mir hier versichert, daß ein Gesez in Indien sey, niemalen Jemanden beim Negoz zu placiren, der schon Offizier in Indien ist, da man doch Unteroffiziers und selbst sehr oft Gemeine, wenn sie gute Empfehlungen haben, oder Freunde finden, die sich ihrer annehmen, bei dem Komptoir anstellt. Selbst diejenigen, die als Commandeurs der Soldaten nach Indien gehen, suchen, wenn sie mit guten Empfehlungsschreiben versehen sind, sogleich bei ihrer Ankunft zu Batavia einen Posten beim Negoz zu erhalten; und auf diesem Wege ist es dann am vortheilhaftesten, um eine Buchhalterstelle, auf einem Schiffe, das nach China bestimmt ist, anzuhalten, um dereinst zu dem Posten eines Carga (oder Aufsehers der-

jenigen Waaren, die die Kompagnie mit diesen Schiffen versendet) zu gelangen, in welchem man alsdann in kurzer Zeit sein Glück machen kann, ohne jemals Unterkaufmann gewesen zu sein. Allein hierbei sind freilich auch sehr viele Beschwerlichkeiten zu überwinden. Der kürzeste und bequemste Weg ist der, gleich als Unterkaufmann, mit guten Empfehlungen, den gehörigen Kenntnissen, und einem hinreichenden Kapital, um damit einträgliche Spekulationes unternehmen zu können, die Reise anzutreten. Aber nur sehr wenige, und besonders Ausländer höchst selten, gelangen zu diesem Posten, und hat man das Glük ihn zu erhalten, so wird außerordentlich viel Behutsamkeit und Thätigkeit erfordert, um darinne glükliche Fortschritte zu machen. Man muß bei der Ausführung seines Unternehmens alle Offenherzigkeit, Mitleid, Empfindlichkeit, Ehrsucht, und alle andern Affekten auf einige Zeit wenigstens, verbannen, und sich hauptsächlich für die Gesellschaft der Zudringer hüten, die, wenn sie auch nicht zu unnöthigen Depensen verleiten, doch dadurch genug schaden, daß sie die Zeit verderben helfen, und auf

verkehrte Anschläge, durch ihre Unwissenheit, die sie von Geschäften dieser Art haben, leiten, denn wenige dergleichen Menschen sind von der wahren Beschaffenheit des indischen Handels unterrichtet. Je mehr man bey einem Unternehmen baares Geld in Händen hat, je besser ist es, allein auch mit wenigem Gelde kann man die Sache unternehmen. Es finden sich hier immer Negozianten, die bereitwillig sind, Vorschüsse an Gelde und Waaren zu thun; allein der mehreste Profit geht alsdann natürlich für den Reisenden verlohren, und ist für dem, der den Vorschuß gethan hat. Es giebt eben hier, so wie überall, habsüchtige und schlechtdenkende Menschen, die von der Unwissenheit oder Verlegenheit solcher Seefahrer Gebrauch machen und ihnen entweder mehr als jüdischen Zinß abnehmen, oder sie so anführen, daß sie bey der Ankunft in Indien anstatt des gehoften Gewinnstes sich in die elendeste und drükkendste Lage versezt sehen. Dabey ist man immer in Gefahr, daß man von solchen gewinnsüchtigen Menschen Waaren aufgedrungen oder heimlich mit in die Küsten eingepakt bekömmt, die zwar in Indien mit

außerordentlichem Gewinnste abgesezt werden, die aber, da sie Contrebanden sind, wenn man sie bey der Visitation entdekt, allemal den Verlust der ganzen Kiste, und oft des ganzen Vermögens des armen Reisenden nach sich ziehen. Der gräuliche Unfug, welchen die sogenannten Zielverkoopers treiben, ist bekannt, doch trift er nur die niedrige Klasse der Soldaten, oder Matrosen, die nur kleine Kistchen von einem Schuh ins Gevierte mitnehmen dürfen. Wer in einem höhern Posten die Reise macht, und entweder eine größere, oder mehrere Kisten mitnehmen darf, (denn für jeden Posten ist ein genaues Maas und Anzahl der Kisten bestimmt) kann diejenige, die er nicht selbst vollpakken will oder kann, an irgend einen Negozianten hier überlassen, der sie alsdann mit solchen Dingen, die er nach Indien senden will, füllet, und dafür dem Reisenden ein gewisses Geld bezahlt, oft wenn die Kisten, wie beym Unterkaufmann, oder einem andern Schiffs-Offizier geräumig sind, mit 5 — 600, ja wohl noch mehrern Gulden. Kömmt der Reisende in Indien an, so ist er verbunden die Kiste uneröfnet an die Behörde

zu überliefern, wird aber die Kiste bei der Untersuchung eröfnet und Contrebande darinnen gefunden, so verliehrt der Negoziant seine Waaren, ohne daß ihm der Reisende davor steht. Nur der außerordentlich starke Gewinn, der oft mehr als 100 p. C. von solcher Contrebande, als Pulver, Opium und dergl. beträgt, kann die hiesigen Negozianten zu solchen Wagstücken, die öfters für sie und die armen Reisenden sehr unglüklich ausschlagen, verleiten. Einer meiner hiesigen Freunde hätte ein unglükliches Opfer dieser Habsucht werden können. Derjenige Kaufmann, der seine Ausrüstung besorgte, hatte einen großen Huthkasten, den er als Unterkaufmann die Erlaubniß hatte mitzunehmen, und in welchem wohl 100 Stükke Hüthe giengen, heimlich und ohne sein Wissen, ganz mit Schießpulber angefüllt, und dieses an seinen Freund nach Batavia addreßirt. Nur die außerordentliche Schwere dieses Kastens erregte bey meinem Freunde Verdacht, er öfnete den Kasten, der zum Glük noch nicht aufs Schiff gebracht war, und gerieth in unbeschreibliche Bestürzung und Angst. Er, und das ganze

Schiff hätte durch dies Schelmstük können zu Grunde gehen. Die äusserste Vorsicht, und Behutsamkeit mußte er anwenden, um sich von dieser aufgedrungenen gefährlichen Waare wieder loszumachen.

Ich bin der Vorsicht, sey es gedankt, in diesen Stükken in bessere Hände gefallen, und habe an den beyden hiesigen Negozianten Swarth und Lungen sehr redliche Männer und edeldenkende Freunde gefunden.

Der Unterkaufmann bekommt Erlaubniß zwölf Kisten mit Wein, und dreyzehn Fässer Bier nach Indien mitzunehmen, die er allda verkaufen kann. Er muß aber vor jede Kiste mit Wein und jedes Faß Bier hier in Holland fünf Gulden, und bey der Ankunft zu Batavia neun Gulden bezahlen, so daß die Kompagnie hierdurch ihren Transport bezahlt bekömmt. Ferner ist dem Unterkaufmann noch erlaubt mitzunehmen, ohne daß dafür etwas bezahlt wird, und das deswegen das Gut von der Freyliste genannt wird:

2 Kisten, lang fünf Fuß, hoch und weit $2\frac{1}{2}$ Fuß.
Acht Ohmen Wein oder Bier.
4 Flaschen-Kellers zu Brantewein.

12 Schinken. } Diese drey Artikel sollen eigentlich nicht mehr als 320 Pf. zusammen wägen.
8 Stük geräuchert Fleisch.
12 Käse.

Eine gewisse Quantität (2 Vierendeels) Butter oder eine Ohme Wein oder Bier.
Einen Huthkasten.
Einen Provisionskeller.
Einen Tobakspfeiffenkasten, lang drey Fuß, weit zwey Fuß, hoch einen Fuß.
Ein Bureau wird auch zugestanden, man muß aber besonders darum anhalten.

Anstatt des Schinkens, Fleisch und Käse kann man noch einen Korb mit Wein, von 400 Bouteillen mitnehmen, welches vortheilhafter, besonders da Gelegenheit genug vorhanden ist, noch etwas von obgemeldeten Lebensmitteln außerdem fortzubringen. Alles dieses wird auf dem Ostindischen Hause mit dem Zeichen der

Kompagnie eingebrennt, und im Fall die Herrn Commissäre es verlangen, untersucht, dann außer dem Wein, Bier, Brantewein, Hüthen und Pfeiffen ist keine Waare erlaubt mitzuführen. Die zwey Kisten sind zu des Unterkaufmanns Garderobbe, da aber diese Leute sich gemeiniglich erst in Indien herausmustern, so bleibt freilich viel Plaz, den jeder, damit die Kleider fest liegen, so gut und nüzlich ausstopft als er kann. Ein Bettsak wird noch außer diesen zugestanden, und da er nur von Seegeltuch gemacht wird, so wird das Zeug dazu selten gespart. Dabey wird noch manches mehr an allerhand Lebensmitteln, und dergleichen heimlich ans Schiff geschikt, welches man hier achteraen gehen heißt, denn eigentlich ist es verboten, es wird aber dabey durch die Finger gesehen, weil es Dinge sind, die zum Unterhalt nöthig, und davon nur der Ueberrest zum Vertausch dient: So habe ich meinen Reise-Coffer, Mantelsak, Violinkasten, vielerley Lebensmittel und 6 Körbe mit Selzerwasser, jeder mit 50 Flaschen schon zu diesem achteraen gehen, in Bereitschaft gesetzt. Wenn ich einen Deutschen, der in mei-

nem Posten nach Indien gienge rathen sollte, so würde ich verlangen, daß er sich durch die ersten deutschen Kaufleute, an ein hiesiges gutes Hauß empfehlen ließe, um von diesem dann wiederum Addresse an einen Kaufmann zu bekommen, der indische Handlung treibt, und besonders die Geschäfte des ostindischen Hauses versteht. Man trift hier eben nicht sehr viel Kaufleute an, welche diesem Negoze gewachsen sind. Es ist aber auch nicht nöthig, daß derjenige, an welchem man von Deutschland aus addreßirt ist, selbst dieses Negoz führt, wenn er nur um weiter zu addreßiren seinen Mann zu wählen weiß, ja es ist fast besser, daß er an einen andern sich addreßirt, als wenn er selbst die Sache führt, weil dann der andere sich noch immer für den ersten hüten muß. Wem solche Addressen fehlen, der muß, wenn er nicht selbst das indische Negoz versteht, und alle die subtilen Kunstgriffe kennt, welche die kaufmännische Habsucht anwendet, um auf Kosten unwissender Fremden Gewinn zu ziehen, großes Glük haben, wenn er seine Reise mit Vortheil thun kann. Ich hoffe, daß mir das Glük hierinnen ganz gut ge-

wollt hat, die Zeit muß lehren, ob ich irre, oder nicht. Der Kaufmann, welcher die Ausrüstung eines solchen Reisenden besorgt, nimmt alles auf sich. Er macht nach dem vorhandenen Kapital einen Ueberschlag, was vor baar Geld kann bezahlt werden, und was man auf Credit nehmen muß. So gar die Aufkaufung aller Kleinigkeiten zur Reise besorgt er, wenn man es verlangt. Man hat also nur nöthig ihm das Kapital anzuzeigen, und was man an Kleidungsstükken und andern Bedürfnissen, schon besizt, was dann noch fehlt und angeschaft werden muß, weiß er schon. Für alle Waaren, die man auf Kredit nimmt, muß man 25 pro Cent geben, und 30 pro Cent für das baare Geld. Ein und ein halb pro Cent Provision rechnet der Kaufmann, der die Ausrüstung besorgt, für alles, was durch seine Hände geht. 25 p. C. scheint sehr viel zu seyn, allein oft hält es schwer, noch auf diese Condition Waaren zu bekommen. Obgleich das Geld für die Waaren sogleich bei der Ankunft in Batavia bezahlt wird, so kann es doch oft $2\frac{1}{2}$ Jahr anstehen, ehe der, welcher die Waaren liefert, sein Geld wieder bekömmt.

Rechnet man die Interessen, à 4 p. C. während dieser Zeit; 5 Gulden für die Assecurenze, 8 Gulden p. C. welche die Kompagnie von dem zurükkommenden Gelde abzieht, so beträgt dieß zusammen schon 23 Gulden, wobei einige Kleinigkeiten noch nicht einmal mit gerechnet sind.

Um den nöthigen Wein anzuschaffen, sind drey rlei Vorschläge: 1) Vor baares Geld, welches der beste ist. 2) Auf Kredit, da man denn einige Stüber mehr für die Bouteille geben muß, als sie außerdem kostet, der Weinverkäuffer aber alle Unkosten übernimmt, außer was für die Kisten, wie ich schon gesagt habe, an das ostindische Hauß muß bezahlt werden, und die Recognitie heißt: der dritte Vorschlag ist: daß man den Wein um den wahren Preiß auf Credit, in Batavia zu bezahlen nimmt, und den dritten Theil des Gewinnstes dem Weinverkäufer zum Interesse und Profit verschreibet. Wenn man gar kein Geld zum Anfange hat, so muß man alles auf die Art, wie ich oben erwähnt habe, verkaufen, und man bekömmt dann wohl für alle Kisten zusammen, nebst den Bierfässern zwölfhun-

dert

hundert und mehrere Gulden, und ich weis nicht, ob dieses nicht in allen Fällen das Beste wäre, denn man kann dieses Geld wieder zu andern Negoz anwenden, und es giebt Gelegenheit genug noch außerdem etwas fortzubringen.

Man muß sich für allen Menschen hüten, die etwas zu liefern anbieten, weil man sich leicht in Händel verwirren kann, die einen in der Folge in die größte Verlegenheit setzen. Die Gastwirthe sind hier hauptsächlich zu meiden, wenn man nicht besonders ihre Uneigennüzzigkeit kennt, wo ist aber ein solcher Wirth anzutreffen? Selbst mit dem Schiffskapitän rath ich nicht sich in Negoz einzulassen, um nicht etwa in Mißverständniß mit einem Manne zu gerathen, mit dem man so lange Zeit zusammen leben muß.

Alles, was ich mit auf das Schiff nehme, bestehet in 2 Kisten, 5 Flaschen-Kellers u. s. w. was auf der Freyliste stehet, und in den Wein-Kisten und Biertonnen von der Reco-

gnitic. Dann, ferner ein Kästchen Glas-
werk zum Gebrauch. Einen Korb mit Obst,
zwey Dosen mit Tobak, jede zu 30 Pf.
Ein Fäßchen Butter. Eins mit Käse. Eins
mit Mandeln. Einen Korb mit Tobak,
Chokolade, Kaffee, Zukker, Liquer und dergl.
Ein Kistchen mit Tobakspfeiffen. Eins mit
Citronen. 2 Stühle. Einen Bettsak mit Bet-
ten, meinen Violin-Kasten. Einen Coffre,
meine Bücherkiste, die ich von W. mitnahm.
Einen Kasten mit Zwiebak. Einen Flaschenkeller
mit allerhand Provisionen, Gurken, Oliven,
und dergl. Drei Fässerchen mit allerhand Sa-
chen, die ich eben nicht wünsche, daß man
sie visitire. Einen Huthkasten, in welchem
sich hundert Stük Hüthe befinden, die ich,
wie Du wohl glauben wirst, nicht mitnehme,
um sie in Indien aufzusezzen. Ein Kistchen mit
Lachs, mit Fett eingegossen, zwey Körbe mit
Wein zum Gebrauch. 6 Körbe mit Selzer-
wasser. Einen Korb mit allerhand Lebens-
mitteln, Schinken, Zwiebak, Bakwerk
u. dergl. In jeden Korb gehen ohngefähr
5 — 6 thüringische Trage-Körbe. Ein klei-

ner Flaschenkeller mit verschiedenen Erfrischungen. Musikalische Instrumente. Einen Mantelsak mit Kleidern, Wäsche und dergl. Verschiedenes Gewehr und was dergl. mehr ist. Du siehst, m. l. B. daß ich so ziemlich gut mit Vorrath aller Art versehen bin, aber die Reise ist lang, und das geringste, was übrig bleibt, kann man auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, oder zu Batavia mit vielen Gewinn los werden, und Gewinn, Gewinn ist doch nur immer das große Loosungswort aller derer, welche die Reise nach Indien unternehmen. Aber gewiß es gehört viel Mühe, Aufmerksamkeit und Fleiß, und was das hauptsächlichste ist, viel Glük dazu, um bei einem solchen Wagestükke einen ansehnlichen Gewinnst zu machen. Eine Hauptregel dabei ist es, hier stets gelassen zu seyn, und niemals etwas in Eifer oder in einer eigensinnigen Laune zu beschließen, und was dergleichen Klugheitsregeln mehr sind, die aber auch für jede andere Lage und Orte brauchbar sind.

Zweiter Brief.

An die B. Christiane von Werthern.

Amsterdam, den 17ten Sept. 1774.

Noch immer vereinigt mich das Ufer der niederländischen Provinzen auf gewisse Art mit meinem Vaterlande, und ob gleich im Grunde diese Verbindung sehr geringe Vortheile für mich hat, so ist sie mir dennoch angenehm. Der Wunsch, diese Gegenden, so bald als möglich zu verlassen, scheint zwar mit obigen im Widerspruch zu stehen, der aber bald durch Gedanken gehoben wird, daß ich nur über Indien mein Vaterland wieder finden soll.

Was man von dem frostigen Betragen der Holländer gegen die Fremden sagt, finde ich vollkommen wahr; dennoch aber bin ich weit entfernt ihnen hierüber Vorwürfe zu machen.

Ich bin vielmehr überzeugt, daß bei der ungeheuren Menge von Fremden, die dieses Land überschwemmen, und die oft auf die niederträchtigste Art ihr Glük zu erringen streben, die Klugheit selbst ihnen dieses Betragen anräth. Nur thut es meinem Herzen sehr wehe, wenn auch mich diese Kälte trift, und ich mich dadurch in der allgemeinen Vermuthung gegen die Ausländer eingeschlossen sehe. Mein Posten giebt mir durch das Vorurtheil von dem Glükke, welches man zuweilen darinnen hat erreichen sehen, einiges Ansehen, und hilft mir zu verschiedenen Bekanntschaften, auf welche ich außer dem Beistande meiner in diesem Lande von Tausenden beneideten Aussichten, nicht hätte rechnen dürfen. Wie muß es aber denen hier ergehen, die genöthigt sind, auf weit geringere Conditionen sich ihrem Vaterlande und ihren Freunden zu entziehen! Fremdlinge, welche dieses Unglük trift, sehen sich hier der Gewinnsucht und Gierigkeit der elendesten Gattung von Menschen ausgesezt, ohne Gelegenheit zu haben, sich bei solchen Raths zu erholen, denen Glük und Geburt den Weg

gezeigt hat, sich über die Denkungsart des Pöbels zu erheben. Uebrigens ist jezt hier die unbequemste Zeit, um sich Bekanntschaften zu erwerben; alles, was sich den Geschäften entziehen kann, befindet sich noch auf dem Lande, und was hier in der Stadt ist, das ist wegen der nahen Abreise der acht Schiffe, die im Begriffe sind in die See zu gehen, mit Arbeit überhäuft. Im Winter soll es viel gesellschaftlicher in dieser großen Stadt sein. Auf dem Lande hört das Vergnügen der Gärten und Spazziergänge dann auf, und in der Stadt ruhet in der nehmlichen Jahreszeit ein großer Theil der Geschäfte. Demohnerachtet aber entfernen sich die mehresten Fremden mit dem Anfange des Winters; ich lobe sie darum, denn bei allen andern guten Anstalten, die hier zu rühmen sind, scheint es mir, als wenn dabei die Unfreundlichkeit dieser Jahreszeit wenig erwogen würde. Ueberhaupt ist der Winter besser im Vaterlande, und besonders in unserm lieben, deutschen Vaterlande, im Zirkel geliebter Freunde, und bei den vielen Hülfsmitteln, die wir

gegen die Beschwerden der rauhen Jahreszeit haben, zu durchleben. Der Herbst meines Lebens wird grösstentheils in denen weit von hier, und noch weiter von meinem Vaterlande entfernten Gegenden des immerwährenden Sommers verfliessen: läßt mich aber die Vorsicht den Winter meiner Tage erleben, o so hoffe ich, daß ich dann zu den abwechselnden Jahreszeiten meines Vaterlandes werde zurükkehren können; und dann mag Schnee und Wind meine Hütte umstürmen, wenn mich im Umgange mit den Freunden meines Herzens nur die wahren Freuden des Lebens entzükken!

Nun auch etwas über meine Reise nach Indien, meine Anstellung bei der ostindischen Kompagnie als Unterkaufmann und mein Unternehmen überhaupt.

Was für ein Unterschied in der Vorstellung, die man sich hier zu Lande davon macht, und derjenigen, die meine Freunde in unsern stillen vaterländischen Fluren davon haben! Wie bange ist man dort, wegen der mit derselben

verknüpften weiten Reise, und wie gelassen und gleichgültig ist man hier diesfals. Die Reise von etwa viertausend Seemeilen, die ich zu machen habe, wird hier, wenn man sie anders in einem guten Posten thut, und die nöthigen Bequemlichkeiten geniessen kann, fast nur als eine kleine Lustpartie angesehen. Die vielen Beispiele, daß Leute, die auf eine solche Art nach Indien gereiset sind, ihr Glük gemacht haben, und die seltnen Fälle, daß heut zu Tage bei der so sehr erweiterten Kenntniß der Schiffahrt, Schiffe verunglükken, beleben den Muth der hiesigen Landesbewohner. Sollten sie nicht auch den Muth und die Hofnung meiner theilnehmenden Freunde stärken können? Ich hoffe es!

Nun muß ich ihnen aber auch sagen, was ich eigentlich als Unterkaufmann vorstelle.

Die hohe Regierung der ostindischen Kompagnie schikt jährlich mit den abgehenden Schiffen einige mehrentheils noch junge Leute, die

sich dem Negoz widmen, nach Batavia ab, welche allda von dem General-Gouverneur zu dem Dienste der Kompagnie angestellt werden. Man macht Aufseher über die verschiedenen Waarenlager der Kompagnie, Residenten, Gesandten bei den indischen Fürsten, und dergleichen aus ihnen, bis sie nach und nach, wenn sie Fähigkeiten, oder welches in Indien, so wie überall fast eben so viel gilt, Freunde und Gönner finden, höher steigen, Oberkaufleute, Gouverneurs u. s. w. werden. Junge Leute von den ersten und besten Familien drängen sich zu diesen Posten, und es ist ein seltner Fall, daß ein Ausländer dazu gelangt. Sie wissen es, w. F., daß ich nur durch die Fürsprache ihres edlen und menschenfreundlichen Onkels des Obersten Baron von Wilcke, der zugleich Adjutant des Prinzens von Oranien ist, in die Zahl dieser Glüksseeritter bin aufgenommen worden.

Der Prinz von Oranien ist als Erbstatthalter der vereinigten Niederlande auch Generaldirekteur der ostindischen Kom-

pagnie, und als solcher hat er das Recht fast zu allen wichtigen Stellen in Indien zu benennen, und auch jährlich zwei Unterkaufleute mit nach Indien zu senden. Bei dem großen Einflusse und dem Ansehen des Prinzens von Oranien, ist es immer zuträglich unter der Zahl dieser von ihm selbst ernannten Unterkaufleute zu stehen; wenigstens sahe ich, als ich mich hier bei den Herren Bewindhebbern der ostindischen Kompagnie meldete, und um Bestätigung meiner vom Herrn Statthalter erhaltenen Stelle als Unterkaufmann bat, lauter freundliche und gefällige Gesichter. Man war besorgt, mir das beste und bequemste Schiff zur Reise anzuweisen, und hatte tausenderlei kleine Achtsamkeiten, und Gefälligkeiten für mich. Ich werde daher mit dem Schiff Overhoud abseegeln, welches, da es schon eine Reise nach Indien gemacht hat, und von einem sehr geschikten Kapitän kommandirt wird, für das sicherste und beste gehalten wird. Mein Logis auf dem Schiffe wird sehr gut und bequem sein. Der Unterkaufmann hat als die erste Person nach

dem Schifs-Kapitän eine eigene geräumige Kajütte. Auch meine Tafel auf der Reise wird besser seyn als sie tausend Menschen haben, die schon unter die wohlhabenden gerechnet werden.

Ich befinde mich hier übrigens sehr wohl, und genieſſe durch die Gefälligkeit derjenigen Häuser, denen ich empfohlen bin, oder worinn ich mir selbst Bekanntschaften erworben habe, manches Vergnügen und Aufmunterung. Nur bleibt mir jezt sehr wenig Zeit zu meinem freundschaftlichen Briefwechsel übrig. Stellen sie sich einen Menschen vor, der ein ihm ganz fremdes Geschäfte anfängt, von welchem sein ganzer künftiger Zustand abhängt, und das außer dem Wesentlichen noch mit tausend Kleinigkeiten aufs genaueste verbunden ist: Erwägen sie dabei, daß sich derselbe in einer ihm unbekannten Stadt befindet, oft Stundenlange Straßen durchlauffen muß, um diejenigen Personen, mit denen er zu thun hat, zu sprechen; und das alles, was er zu verrichten hat, in einer Zeit von drei bis vier

Wochen muß abgethan sein, und dann werden sie eine Idee von meiner jezzigen Lage haben.

Ich war heute in der lutherischen Kirche, um einen deutschen Prediger zu hören, und auch weiter nichts, als daß er deutsch sprach, gefiel mir von seiner Predigt. Nach Anleitung der heutigen Epistel redete er die Länge und die Breite, (aber gar nicht gründlich) von der Liebe des erhabensten Wesens; von ewiger Pein und Verdammniß: erklärte Sprüche im Tone des Magisters im Sebaldus Nothanker, und wiederholte so oft den Spruch: „Christum lieb haben ist besser als alles wissen", daß ich durch alles dieses zu dem Schlusse bewegt wurde: daß die Wissenschaften keinesweges den Herrn Pastor in der Liebe Christi gestöhrt haben mögten. O sollte ein Prediger nicht alles anwenden, die Gelegenheit, die sich ihm darbietet, Herzen zu guten und edlen Entschließungen zu leiten, zu nuzzen. Wie viel Gutes könnte ein solcher Mann vornehmlich hier in diesem neuen Tyrus stif-

ten, wo so viel Ausartung der natürlichen Güte des menschlichen Herzens Statt findet. Doch dies ist ein frommer Wunsch, der auch leider nur gar zu oft für unser Vaterland paßt.

Gestern besuchte ich die deutsche Komödie. Eine herumziehende Gesellschaft, hat die Erlaubniß während der Kirmesse, Kermis, welches eigentlich der hiesige Jahrmarkt ist, in dem holländischen Komödienhause hier zu spielen. Das Hauß ist groß und geräumig. Als vor einigen Jahren durch Unvorsichtigkeit einer herumziehenden brabantischen Schauspielergesellschaft das Alte gänzlich abbrannte, wurde es ganz neu wieder aufgebauet. Ich kam eben mit keinem günstigen Vorurtheil in dieses Schauspiel, und die höchst elende Beleuchtung sowohl des Theaters, als auch des ganzen Hauses, machte einen widrigen Eindruk auf mich, da ich dies alles mit dem Glanze und der Pracht unsrer großen deutschen Schaubühnen verglich. Indessen wurden meine Erwartungen in Betracht des Spieles selbst sehr übertroffen. Die Gesellschaft spielte sehr

gut. Mein Herz wurde äußerst gerührt, da ich ein kleines Schauspiel in meiner Mutter-sprache aufführen sahe. Es war: Der dankbare Sohn, worinn ich so manche Beziehung auf meine Lage, und künftigen Nachhaußkehr finden konnte. Diesem Schauspiele folgte eine komische Oper: Der Apotheker.

Doch ich muß jezt schließen. Nehmen sie mit diesem wenigen, was ich ihnen jezt zu geben vermag, vorlieb. Ich hoffe künftig zu ersezzen, was ich jezt versäumen muß.

Dritter Brief.

An die B. C. v. W.

Ostindisches Kompagnie-Schiff
Overhoud, im Texel
October 1774.

Ich bin nun meiner Bestimmung wieder einen Schritt näher gekommen und ich schreibe Ihnen, T. F. jezt zum erstenmale von dem Schiffe aus, das mich nach Batavia führen soll.

Am 14ten dieses bin ich von Amsterdam abgegangen, und in der Nacht zwischen dem 15ten und 16ten hier an Bord gekommen. Ich war froh, als ich Amsterdam verlassen konnte; wo ich mich zwar ziemlich wohl befand, aber auch jeden Tag, den ich daselbst zubrachte, als eine Verzögerung betrachten mußte, meine Freunde wieder zu sehen. Das Gewühle auf

einem so großen Schiffe, wo bei dreihundert und siebenzig Menschen beschäftigt sind Güter und Lebensmittel in Ordnung zu bringen, ist unbeschreiblich. Von frühen Morgen an, bis in die Nacht, ist in diesen Tagen alles in voller Arbeit gewesen; und noch ist man noch nicht durchgängig zu Stande. Selbst meine Wohnung ist noch nicht recht eingerichtet, weil noch vieles darinne herum stehet, was an andere Orte gehört, aber nur einstweilen hier hat müssen verwahrt werden. Sie wird sehr bequem sein, wenn alles darinne erst im gehörigen Stande ist. Die Lebensart auf dem Schiffe ist noch so ziemlich, und mein Posten macht sie mir noch erträglicher. Die freie Kost hat jeder, der in Diensten der Kompagnie steht, aber freilich nur Schiffskost, die dem Magen eines deutschen, und besonders eines deutschen Kammerjunkers eben nicht sehr behaglich ist. Indessen macht jeder, der in einem höhern Posten steht, mit dem Schiffskapitän einen Akkord, vermöge dessen er eine gewisse Summe an ihn bezahlt, und dafür, so lange die Reise dauert, eine sehr gute Tafel hat.

hat. Wir haben bereits unsre Musterung hier gehabt, die der Bewindhebber von Beaumont, ein sehr leutseliger Mann, hielt. Er hatte seine Tochter, und einen Anverwandten bei sich, die die Neugierde zu dieser Reise mochte veranlaßt haben. Es waren freundliche, liebenswürdige Kinder, und doch konnte ich sie nicht ansehen, ohne Bewegungen von Betrübniß zu empfinden, die durch den Wunsch erregt wurden, daß ich zwei Freundinnen von mir an ihrer Stelle sehen möchte. Die Vorsehung war weiser als ich: denn, wie würde mir zu Muthe gewesen seyn, wenn ich diese Freundinnen an der Stelle der beiden Holländerinnen hätte abreisen sehen! Ich bin auch bereits nebst dem Kapitän mit der Schaluppe an die Jagd des Bewindhebbers gefahren, um uns von ihm zu beurlauben, wo wir herrlich bewirthet wurden. So erträglich auch die Lebensart auf den Schiffen für die Offiziers ist, so kläglich ist hingegen das Loos des gemeinen Volks, und ich begreife nicht, warum sich dies nicht lieber ersäuft, als ein solches Leben führt. Indessen

muß ich gestehen, daß diese Elenden, durch ihr eigenes Betragen meiner Empfindlichkeit zu Hülfe kommen, die anders, wenn ich nicht augenscheinlich ihren Unwerth sähe, um ein merkliches mehr leiden würde. Vorgestern gab ich einen meiner Freunde dem Kapitän Ide, der den Patriot, und zugleich die ganze Flotte kommandirt, einen Besuch. Der Schall unsrer Trompeten begleitete mich, so weit als derselbe zu vernehmen war, und so empfingen mich auch wieder die Trompeten am Bord des Patrioten. Am Abend als ich zurükfuhr, lies der Kapitän Ide die Treppe von seinem Schiffe, mir zu Ehren, erleuchten, welches von ferne einen sehr artigen Anblik gab. Mein Kapitän wollte mich mit gleichen Zeremonien empfangen; allein der Matrose, welcher Wache stand, hatte zu seinem Unglükke versehen die Annäherung der Schaluppe, welche mich trug, zu rechter Zeit anzumelden, ein Umstand, der ihm eine erbärmliche Tracht Schläge zuzog, und mir dadurch das Vergnügen des ganzen Tages verleidete.

Die Dieberei ist ein unter dieser Gattung Menschen fast eingewurzeltes Uebel, das mit der größten Strenge muß behandelt werden. Wir haben schon Leute, denen ihre ganzen Kisten ausgeplündert sind; und wir sind genöthigt gewesen, alle Kisten der Matrosen zu visitiren, um das gestohlne Gut zu entdekken, und den bedürftigen Eigenthümern, unter welchen sich einige befanden, die nichts mehr hatten, als was sie auf dem Leibe trugen, wieder zuzustellen. Auf unserm Hospitalschiffe, das ich ebenfalls vorgestern besuchte, sahe ich sogar die Kranken sich untereinander bestehlen. Die Niederträchtigkeit und schlechte Denkungsart dieser Menschen ist kaum zu beschreiben; und hätte ich nur mit ihnen zu thun, so würde ich in den ersten Tagen schon ein Menschenhasser geworden seyn; allein Gottlob! ich habe sehr wenig mit ihnen zu schaffen. Die Offiziers von diesem Schiffe gefallen mir um so viel besser. Der Kapitän Angelvoorst besonders, ist ein erfahrner und verständiger Mann; dem der häufige Umgang mit Menschen eine Politur

gegeben hat, die man oft umsonst bei steifen, und von sich selbst eingenommenen Hofschranzen kleiner und großer Höfe, sucht. Ich versprach mir daher eine ganz zufriedene Reise. Bald wäre ich um meinen kleinen Hund gekommen. Sie wissen, m. th. F. wie werth er mir ist, da er das einzige lebendige Wesen ist, welches mich aus meinem Vaterland in jenen entfernten Welttheil begleiten wird; er hat sich aber glüklich wieder nach meinem Wirthshause gefunden, und ist mir von da aus hieher geschikt worden.

Oft habe ich schon das schöne Schauspiel genossen, den Mond auf der stillen Fläche des Meeres zu betrachten. Millionen Diamanten in der mannichfaltigsten Ausstreuung können nicht schöner und lieblicher auf das Auge würken, als der Wiederschein dieses lieben Gedankenfreundes, bei sanfter Bewegung eines unabsehbaren Gewässers. Täglich fliegen Möven, die einzigen fremden Vögel, die ich noch zur Zeit gesehen habe, vor meinem Fenster vorüber, allein so

neugierig ich auch bin, sie in der Nähe zu betrachten, so habe ich es aber doch noch nicht übers Herz bringen können, nach ihnen zu schiessen.

Der Wind stürmt heute so sehr, daß wenn sie ihn mit solcher Gewalt über die Aprikosenbäume und über die schattenreichen Hekken des kleinen Wertherischen Gartens brausen hörten, sie gewiß alle Seefahrer herzlich beklagen würden, und democh hat es hier so wenig damit zu sagen, daß sich kaum das Schiff davon bewegt, obgleich die Fischerkähne und andere kleine Fahrzeuge, wie Nußschaalen über die bewegte Fläche hinstüben.

Das große Schiff scheint gegen die kleinern Fahrzeuge in dem Verhältnisse großer Herzen gegen kleinere und niedrigere zu stehen. Diese folgen schwankend dem Strohme, wenn jene noch sicher und unabweichlich auf der Bahn ihrer Bestimmung bleiben.

Mit der Seekrankheit hoffe ich, soll es gut

gehen; mir wurde zwar vor einigen Tagen bei merklicher Bewegung des Schiffes sehr übel; so bald es aber zum Erbrechen kam, spürte ich Besserung, und seit dieser Zeit habe ich nicht die geringste Ungemächlichkeit wieder empfunden. Bei der Gelegenheit, da ich bei dem Bewindhebber von Beaumont speisete, dessen Jacht dichte an der Spizze des Strandes liegt, welcher der Helder genannt wird, habe ich noch einmal, und zum leztenmal das Land besucht; es ist eine dürre unfruchtbare Ekke, die mit unsäglichen Kosten wider die anschlagenden Wellen befestiget wird, um ganz Nordholland dadurch für die hereinbrechenden Meeresfluthen zu sichern, und den Schiffen im Texel Schuz zu gewähren. Ich fange nun an mich mit aller Macht auf die Erlernung der holländischen Sprache zu legen, unser Siekentrooster oder Domine wird meinen Sprachmeister machen. Aber sie werden wissen wollen, was das für ein Geschöpf sei das man auf dem Schiffe Siekentrooster nennt? Der Siekentrooster (Krankentröster) ist eine Person, welche auf dem Schiffe die Ob-

liegenheit auf sich hat, den Kranken und Sterbenden geistlichen Trost zuzusprechen. Bei Betstunden oder andern gottesdienstlichen Handlungen auf dem Schiffe die Gebete zu verlesen und dergl. Dieser Siekentröster braucht eben kein Theologe zu seyn, es ist genug, wenn er seinen reformirten Cathechismus wohl inne hat; bei seiner Ankunft in Indien wird er nur zu einem Unterbedienten bei irgend einer Kirche angestellt. Ist der Siekentröster aber ein studierter Theologe, so wird er in Indien als Prediger versorgt, den man sowohl in Indien als ganz Holland Dominé (Domine) nennt. Ein Siekentröster ist also wirklich keine unwichtige und überflüssige Person, und der Seefahrer kommt oft genug in Fälle, wo er Trost und Zuspruch nöthig hat; aber leider geht es damit auf der See, wie auf dem Lande, es fehlt diesen Leuten fast durchgängig an allen nöthigen Kenntnissen und Eigenschaften, und da ihr Zuspruch nicht aus dem Herzen kömmt: so dringt er auch selten zum Herzen, und der arme Leidende muß in sich selbst, oder nur

von dem besten Tröster, dem barmherzigen und allgütigsten Vater aller Menschen Trost erwarten. Nun, er wird auch mein und meiner zurükgelassenen Freunde Trost sein. Leben Sie wohl, w. F.! Erinnern Sie sich im Zirkel geliebter Freunde, und hauptsächlich an Ihrem Schreibtische, öfters mit freundschaftlichem Andenken Ihres ꝛc. ꝛc.

Vierter Brief.

An den H. von W.

Von dem ostindischen Schiffe Overhoud in Texel, October 1774.

Indessen, daß man beschäftigt ist die Anker des Schiffs von dem Grunde aufzuwinden, weil sich nun endlich der so lang gewünschte Ostwind einstellt, will ich zum leztenmal in diesen Gegenden die Feder ergreiffen, um dir, I. B. und meinen vaterländischen Freunden mein herzliches Lebewohl! zu wiederholen. Hält der Wind mit eben der Stärke an, die er jezt für uns fruchtloß verschwendet, so rechnen wir in drei Tagen den Kanal zu paßiren, und zwischen Frankreich und England hindurch zu seyn. Vielleicht treffen wir Unterwegs auf ein zurückgehendes Schiff, und dann werde ich nicht versäumen Briefe zu be-

stellen; sollte dieses sich nicht ereignen, so schreibe ich von St. Jago, wo wir einlaufen werden: zu versichtlich aber vom Vorgebürge der guten Hofnung.

Meine Kajütte ist nun in Ordnung, und ich werde sehr bequem und geräumig wohnen. Die sämtlichen Offiziers auf unserm Schiffe scheinen Harmonie und Geselligkeit zu lieben, etwas, daß das Ungemach der Reise sehr merklich vermindern wird. Besonders verspreche ich mir von dem freundschaftlichen und gutmüthigen Charakter des Kapitäns Angelvoorst viel Gutes, und zu meiner Gesellschaft habe ich schon einen Mann entdekt, der mir Genugthuung zu versprechen scheint. Es ist der Siekentröster. Ein junger Hamburger, der schon daselbst auf einem Comptoir gestanden hat, hier aber als Soldat verpflichtet ist, macht meinen Bedienten. Zwei andere junge Leute, die ebenfalls das traurige Loos erwählt haben als Soldaten nach Indien zu gehen, und davon der eine der Sohn eines hannövrischen Predigers ist, haben sich in

meinen freilich sehr wenig bedeutenden Schuz empfohlen. So viel wird es ihnen indessen doch helfen, daß ich sie befreie, unter dem niedrigen Schwarm der übrigen Elenden zu leben, indem ich ihnen zu ihrer Uebung einen kleinen Winkel von meiner Kajute habe zuschlagen lassen. Mit der Musik siehet es elend auf unserm Schiffe aus; es sind zwar unter unserm Volke verschiedene, die guten Willen genug besitzen; allein noch habe ich ihnen keinen Plaz anweisen können, wo sie sich üben könnten. An Musikalien und Instrumenten fehlt es nicht, weil ich mich wohl damit versehen habe. Ich werde nun so bald wir auf ofner See sind, meine Kiste mit Büchern, die ich noch, wie wir sie in Wolkramshausen einpakten, hier neben mir stehen habe, öfnen, und hoffe keine Langeweile auf der Reise zu haben. Nun ist es mir sehr lieb, daß unser getreuer Johann Friedrich diese Kiste angestrichen hat, weil ein fatales Insekt, welches die Holländer Kakkerlak nennen (Blatta Orientatis nach L.) bereits anfängt sich in Menge zu zeigen. Dieß lichtscheue und verwüstende

Insekt thut auf den Schiffen an Lebensmitteln und allen Geräthschaften, zu denen es kommen kann, unsäglichen Schaden. Besonders zernagt es gern Pappier, und die Bände der Bücher, weil es den Bücherkleister liebt. Man braucht in Holland die Vorsicht dagegen, den Bücherkleister mit sehr bittern Ingredienzien zu vermischen; da aber meine Bücher nicht auf eine solche Reise eingerichtet sind, so würden sie wahrscheinlich der Raub dieses Insektes werden, wenn nicht glüklicher Weise der Geruch der Oelfarbe, denn sie nicht vertragen können, oder auch vielleicht der Geschmak der Farben selbst, sie von meinem Bücherkasten entfernte.

Unser Schiffsvolk ist ziemlich wohl von Ansehen, grösstentheils aber, wie es in der Seefahrersprache heißt, unbefahren; d. i. es hat noch keine Seereisen gemacht, und daher fallen auch sehr oft harte Bestrafungen vor. Mehr als hundert Schiffe, die mit uns hier auf guten Wind hoften, machen sich jezt gleich wie wir zum Auslauffen fertig. Viele von

meiner Schiffsgesellschaft finden den Anblik dieses geflügelten Heeres, das uns begleitet, erfreulich. Mir kömmt es nur prächtig vor, denn ich kann nichts erfreuliches dabei denken, wenn ich mir die Menge von Menschen vorstelle, die jezt mit mir ihr Vaterland und ihre Freunde verlassen! Ergözender war mir der Anblik eines Regenbogens, der während der Zeit, als wir die Anker lichteten, wie eine ofne Pforte über dem Ausgange des Hafens stand. O wie groß würde mein Entzükken seyn, wenn ich denselben als eine Thür zu meinem Vaterlande, als ein Durchgang zu dem Zirkel meiner geliebten Freunde hätte betrachten können!

Den Lerm, welchen 350 Seeleute machen, wenn die Anker sollen gelichtet und die Seegel aufgewunden werden, kann man sich kaum vorstellen. Die Ausfahrt aus diesem Hafen ist aber auch etwas beschwerlich, und das Admiral-Schiff, welches mein Freund Ide kommandirt, sitzt schon auf dem Grunde fest, doch so, daß es wieder loskommen wird. Wir sind Gottlob glüklich über die Untiefe.

Jezt schallt der lezte Wiederhall des Donners der Kanonen, mit welchen wir unsre vaterländischen Gestade noch begrüßen, vom Ufer zurük. Lebe wohl, l. B. Gott erhalte Dich! und will er mich wieder in mein Vaterland zurükführen, so helfe er, daß ich Dich gesund und vergnügt wieder finde!

Lebt wohl ihr alle meine theuren werthen Freunde, Gott seegne! Gott behüte Euch!

Fünfter Brief.

An den H. v. W.

Schiff Overhoud in Porto Pray
auf der Insel St. Jago,
den 8ten Dec. 1774.

Den 5. dieses sind wir glüklich hier angekommen; zwar etwas später als wir vermutheten, weil uns die Gegenwinde, die wir trafen, aufhielten, aber dennoch im guten Wohlstande. In der Gegend von Capo finis Terrä begegnete uns ein Schwedisches Schiff, das nach Mallaga seegelte, und das wir anhielten, um Briefe mit demselben an unsere vaterländischen Freunde zu bestellen. Die Kürze der Zeit erlaubte mir nur einige Zeilen an unsern würdigen Gömer und Freund den Hrn. Obersten von Wilke in Herzogenbusch zu schreiben, dabei ich ihn aber bat, Dir dieselben

Eigen zuzusenden, damit Du und die übrigen Freunde meiner Geburtsgegend auch Nachricht von dem glüklich überstandenen Anfange meiner Reise erhalten möchtest.

Der Anfang dieser Reise war etwas beschwerlich. Kaum waren wir den Kanal zwischen Frankreich und Engeland hindurch, als uns ein Sturm überfiel, der uns um so viel mehr Ungemach empfinden ließ, da die Mehresten von uns noch mit der sogenannten Seekrankheit (eine Uebelichkeit, die durch die Ungewohnheit der Bewegung des Schiffes verursacht wird) beschweret waren. Es war indessen ein Glük für uns, daß wir den Kanal schon paßirt hatten, und uns in geraumer See befanden. Die Beschreibung eines Sturmes von einem Freunde, den man noch auf dem Meere weis, hat nichts angenehmes; ich unterdrükke sie daher, und sage Dir nur das davon, was du gern hören wirst und zu Deiner Beruhigung dienen kann: Dein Bruder erschrak nicht für dem Toben der Fluthen, und erwartete ruhig, und im Vertrauen auf die

Güte

Güte Gottes, was die Vorsicht über ihn beschliessen würde, unterdessen sahe ich doch viele, selbst unsre gereiseten Seeleute beim Anblik der nahen Todesgefahr erblassen. Unsere Reise ist auch noch dadurch erschwert worden, daß wir den Nord-Ost-passat-Wind, den man sonst gewöhnlich unter dem 39 — 40 — 41 Grade Norderbreite findet, erstlich unter dem Wendezirkel antrafen, und daher sehr lange bei dem Winde seegeln mußten. (Den Wind vor uns haben, heißt dieser Seeterminus, den ich nun nur stehen lassen will.) Jezt haben wir Gottlob! alles, was wir wünschen können. Guten Wind, gutes Wetter, und Gewohnheit an unsre Lebensart. Die Seekrankheit hat mir nicht sehr heftig zugesezt; ob sie mir gleich wegen der läppischen Weichlichkeit meines Körpers äusserst ungemächlich fiel. Einige Unzersche Pulver, und Behutsamkeit im Essen waren die einzigen Heilungsmittel, die ich gebrauchte, und nur einen einzigen Tag bin ich bettlägrig gewesen. Es sind aber nicht alle so leicht durchgekommen, als ich, und unter an-

dern befand sich Dellacorte, unser Sie-
kentrooster, sehr übel. Dieser Mann
giebt ein Exempel, daß man ein Unternehmen,
welches mit Seereisen verknüpft ist, wohl über-
legen muß, wenn man nicht in den Fall gera-
then will, durch die Uebereilung, die man sich
dabei zu beschuldigen hat, in Verzweiflung zu
kommen. Er hat nicht die geringsten von den
Eigenschaften, die zu einem Seemanne gehö-
ren. Einige Reisebeschreibungen im Geschmak-
ke des Robinsons Crusoe, brachten ihn
auf den Entschluß, die Seefahrt zu erlernen,
und er fing seine Reise mit frischem Muthe an.
Diesen lies er aber bald sinken, und Furcht
trat an dessen Stelle, und diese hat mehr, als
alles andere, seine Krankheit verursacht, in die
er wegen der wenigen Gewalt über seine Lei-
denschaften, bei jeder Besserung, durch unre-
gelmäßiges Essen wieder zurük fällt. Alle
seine Haabe und Gut hätte er darum gegeben,
wenn er wieder ans Land hätte können gesezt
werden, nachdem er erfahren hatte, was ein
Sturm sei. Dieß ist der Mann, von dessen
freundschaftlichem Umgang ich mir Freude und

Unterhaltung versprach, wie ich unsrer Freundin vom Texel aus schrieb. Wenn ich Dir nun noch erzähle, daß er sich wundert zu hören: Daß die Erde sich drehe; daß er fragt, wie weit wir noch von Rom sind; wenn wir den Pico von Teneriffa suchen; daß er die Seelen der Thiere hartnäkkigt läugnet; die Entstehung der Berge aus dem Flavius Josephus erweisen will u. s. f.: dann wirst Du sehen, wie sehr ich mich in meiner Erwartung getäuscht finde. Dennoch aber liebe ich ihn seines guten und weichen Herzens wegen, und habe ihn oft bei mir. Den 10ten dieses denken wir diese Insel zu verlassen, da wir das nicht hier finden, was wir suchten, Erfrischungen für unsre Kranken. In drei Jahren ist hier kein Regen gefallen und der Mangel der Einwohner ist daher unbeschreiblich groß. Der Gouverneur selbst hatte eine ausserordentliche Freude, über das kleine Geschenke von Kohl, Zwiebeln, Käse, und dergl. das wir ihm machten, weil er mir bei dem Besuch, den ich ihm gab, seinen Mangel hieran, und sein Verlangen, solche Bedürfnisse für Geld

zu erhalten hatten merken lassen. Vieles von den Produkten dieses Landes, so wie auch allerhand gemachte Beobachtungen habe ich mir notirt, und Du sollst es künftig zu sehn bekommen. An Fischen ist hier besonders ein Ueberfluß, weil diese allein durch den Mangel des Regens nicht leiden. Auch mancherlei schöne Insekten giebt es hier. Gestern fing ich so gar in meiner Kajütte einen Nachtvogel, um den mich unser Freund B. seiner Seltenheit halber gewis beneiden würde.

Sechster Brief.

An die B. C. v. W.

Schiff Overhoud in Porto'l Pray
auf der Insel St. Jago, den
7ten Dez. 1774.

Bis hieher, m. w. F. gieng es gut mit der Reise Ihres Freundes! Ein großer Theil derselben, und der größte Theil der Beschwerden ist glüklich überstanden, denn der Anfang, den unser altes deutsches Sprüchwort für das schwerste von jeder Sache ankündigt, ist in Wahrheit die größte Hälfte von dem Unternehmen des Seefahrers. Der Druk, der meinem Geist und Herzen eben nicht sehr angemessenen Geschäfte in Amsterdam; nachher auf der Reise selbst, die Ungewohnheit der Bewegung des Schiffs, die Art zu wohnen, und zu speisen, obgleich die Kost eben nicht

schlecht ist, und ich im Betracht der Uebrigen herrlich logiret bin: die Lebensweise der Seeleute, an die man sich nur nach und nach gewöhnt, und mehrere dergleichen Umstände waren Ursachen, daß ich mich beim Anfange meiner Reise in einer Lage fühlte, die mir ihr Unharmonisches mit meiner Natur mit vieler Härte empfinden ließ. Dieß alles ist nun Gottlob glüklich überstanden. Die Bewegung des Schiffes fühle ich nicht mehr; meine Wohnung ist bequem, an jedem Mittage speise ich mit einem Appetite, als wenn ich den * * schen Berg überstiegen hätte. Auch den Gesichtspunkt für die gute Seite der Seeleute treffe ich nun schon fertiger, und sie vergelten mir diese Gefälligkeit, deren ich selbst, so wie die mehresten Menschen bedürftig bin, mit herzlicher Liebe und Zuneigung. Besonders muß ich die Freundschaft und Gefälligkeit des Kapitäns rühmen, die mir nicht allein Vergnügen, sondern auch Nuzzen bringet. Kurz, m. w. F. ich befinde mich jezt so wohl, als sich nur immer ein Seefahrer befinden kann, der von werthen Freunden getrennt ist.

Am 5. dieses warfen wir hier unsere Anker größtentheils in der Absicht, um für unsere Kranken Erfrischungen einzukauffen, denn mit allen übrigen Bedürfnissen sind wir noch reichlich versehen. Wir verfehlten indessen diesen Entzwek gänzlich. Der Gouverneur dieser Insel, der sich jezt seiner Gesundheit halber auf dem Kastell dieses Hafens aufhält, versicherte mir, da ich ihm die gewöhnliche Begrüssungsvisite machte: daß wir weder Vieh, noch Früchte finden würden, indem seit drei Jahren, in welchen es nicht geregnet habe, die Einwohner der Inseln des grünen Vorgebürges, in dem größten Mangel und Elend lebten. Wir werden uns daher nur so lange hier aufhalten, bis einige Ausbesserungen des Schiffs und des Seegelwerks vollendet sind, und sodann unsern Weg nach dem Vorgebürge der guten Hofnung verfolgen. In guten Zeiten finden die Schiffe auf St. Jago Ueberfluß in allem: Vierfüssiges Vieh, Federvieh, Gemüse, Orangen, Zitronen, Kokosnüsse u. s. w. sind alsdann in Menge zu haben. Deshalb ist der Ort für

diejenigen wichtig, die eine lange und beschwerliche Reise gemacht haben, weil sie ihn ohnehin recht in ihrem Wege antreffen. Dem Himmel sey Dank, daß wir jezt so wenig Mangel haben, daß wir sogar noch manchen ausgehungerten Mohren, der seine Zuflucht zu uns nimmt, erquikken können. St. Jago ist die grösseste Insel unter den Inseln des grünen Vorgebürges, und der Wohnsiz eines Bischofs und eines portugiesischen Gouverneurs. Aber schon der entfernte Anblik dieser Insel hat nichts reizendes. Unordentlich durcheinander geworfene kahle Felsen, mit seltsamen Spizzen und Ausschnitten, thürmen sich aus dem Meere empor, und ragen an einigen Orten bis in die Wolken. Der innere Anblik ist aber jezt völlig elend. Nur sehr sparsam sieht man hin und wieder Plätze, worauf einige kriechende Stauden grünen, über denen der Kokosbaum und andere indische Bäume ihre schattenlosen Kronen in die Luft strekken. Der Anblik der Einwohner greift vollends das Herz an; wenn man die Noth ma-

len wollte, die drei Jahr hier gewütet hat, so dürfte man nur diese dürren abgezehrten Figuren kopiren. An dem Tage, da ich ans Land stieg, den Gouverneur zu begrüssen, kamen verschiedene um mich herum, und baten um eine kleine Gabe, die ich auf etwas Rauchtobak einschränken musste, weil ich mich nicht darauf geschikt, und nichts als meine Tobaksdose in der Tasche hatte. Die erste junge Mohrin, die mich an die gute Gulluru erinnerte, mußte doch wohl doppelte Portion haben; ihre Züge glichen Wielands Malerei. Da wir nirgends auf unserer Reise bis zu dieser Insel angelegt haben; so war freilich alles, was ich nun sahe, ein ganz ungewöhnliches Schauspiel für mich, nur schade, daß der erste Akt desselben mit so schreklichen und Graussen erregenden Dekorationen anfängt. Es thut mir wehe, in einem so angenehmen Himmelsstriche ein Land zu sehen, das guten Boden hat, und dennoch seine Einwohner verschmachten läßt. Stellen Sie sich vor, l. F. was das sagen will, in einemso warmen Klima, als das hie-

sige ist, in drei ganzen Jahren keinen Regen zu haben. Hätten nicht der häufige Thau, der des Nachts fällt, und die feuchte Seeluft noch das bisgen Vegetation erhalten, so würden diese Felsen gänzlich verbrannt seyn. Die Luft ist indessen jezt da es hier Winter ist, so heiter und angenehm, wie bei uns am Ende des Maimonats. Der Boden trägt in fruchtbaren Jahren Trauben, Orangen, Zitronen, Zukkerrohr, Kokosnüsse, Reis, Kohl u.s.w. imlleberfluß. Noch jezt trift man diese Früchte hin und wieder sehr schmakhaft an, allein in sehr geringer Anzahl; noch heute habe ich Trauben von sehr gutem Geschmak gegessen, und gestern machte mir der Gouverneur ein Geschenk von 6 sehr schönen und großen Orangen, welches in Wahrheit auf einer Insel ansehnlich ist, die schon drei Jahr nach Regen schmachtet. Die Fruchtbarkeit des Bodens, und die grossen Orangen, welche hier wachsen, waren vielleicht Ursach, daß die Dichter des Alterthums hier den Töchtern des Hesperus Gärten anlegten, und dem Perseus goldene Aepfel stehlen ließen. Es giebt hier auch eine

sehr große Menge Perlhühner, die hier wild fliegen, und sehr schmakhaft sind. Die gute Witterung, welche wir hier genießen, nahm schon vor einigen Wochen auf unserm Wege hieher ihren Anfang und hält uns jezt für das ausgestandene stürmische Wetter schadlos. Indeß denken wir in wenigen Tagen diese Insel wieder zu verlassen. Von dem Innern der Insel habe ich ausser dem Wenigen, was ich auf einigen Besuchen, die ich beim Gouverneur abstattete, beobachten konnte, nichts gesehen. Ich hatte weder Zeit, noch auch unter den gegenwärtigen Umständen Lust Excursionen zu machen. Der Gouverneur ist ein freundlicher und verständiger Mann. Er sprach französisch und erwieß sich sehr freundschaftlich. Ueberhaupt wird den holländischen Schiffen in den portugiesischen Besizzungen mit vieler Achtung begegnet. Theils, weil die Portugiesen auf ihrem Wege nach Ostindien die holländischen Häfen ebenfalls nicht entbehren können, theils, weil die Gouverneurs selbst, aus dem Handel mit solchen anlegenden Schiffen für sich so viel möglich ei-

genen Profit zu ziehen suchen. Auch die Uebermacht der Holländer in jenen Gewässern hält die Portugiesen in Respekt, die es freilich ausserdem nicht leicht vergessen können, daß die Holländer fast alle ihre Macht und Reichthum auf die Wegnahme der portugiesischen Kolonien in Ostindien gegründet haben.

Den 10ten Dez. werden wir unsern Weg nach dem Vorgebürge der guten Hofnung verfolgen, ich bin also im Begriff nach einer kurzen Pause meine einförmige Lebensart auf der See wieder anzufangen. Sie wollen doch wohl einige Nachrichten von der Lebensweise Ihres umherschwimmenden Freundes haben. Nun gut, hier sind sie. Mit der Morgensonne steige ich gemeiniglich auf das Verdek, das Morgenroth und die Himmelsgegend, unter der meine Freunde wohnen, zu begrüssen. Zuweilen verzieh ich hier einige Zeit bei einem Seegespräche mit dem Kapitän, oder andern Seeleuten von Reisebegebenheiten, fremden Nazionen, Thieren u. s. w.; zuweilen begebe ich mich bald wieder in meine Kajütte, und

lasse die Morgenstunden bei Büchern, oder unter musikalischen Uebungen verstreichen. Nach 11. Uhr begebe ich mich wieder auf das Verdek und helfe zu meinem Vergnügen die Sonnenhöhe mit aufnehmen. Kurz nach 12. Uhr ist diese Seefahrerbeschäftigung vorüber; dann wird auf dem Verdekke, unter einer Art von Zelte, beim Schall zweier schnarrenden Trompeten, oder anderer gemeiniglich ziemlich dissonirender Instrumente gespeiset, und dabei nach altdeutschem Gebrauche, die Gesundheit des Vaterlandes — auf das Wohl unsrer Freundinnen — und Freunde — aller, die an uns denken ꝛc. getrunken. Nach Tische bleibe ich mit dem Kapitän unter diesem Zelte sitzen, und trinke mit ihm Kaffee, den ich auf deutsche Art, die ihm sehr gefällt, kochen lasse, und wir spielen dabei im Damenbrete, oder unterhalten uns mit Gesprächen. Oft suche ich dann das Gespräch auf seine Frau zu bringen, die er sehr liebt, um das Vergnügen mit zu genießen, das sich beim Andenken an dieselbe über sein Gesicht verbreitet. Der übrige Theil des Tages ver-

streicht wie die Morgenstunden, und den Abend bringe ich wieder mit dem Kapitän auf dem Verdekke zu, der so wie ich des Abends nicht speiset. Da er aber fruher als ich zu Bette geht; so widme ich dann noch einen Theil der Nacht der Betrachtung des gestirnten Himmels, dem Lesen, oder meiner Geige. Sehen Sie, m. w. F! dies ist die sehr genaue Beschreibung einer sehr einfachen Lebensart. Die wenigen Beschäftigungen als Unterkaufmann, z. B. bei einem Schiffsrath; Verhöre, der Aufnahme eines Testaments zu seyn, u. s. w. machen dann und wann eine Ausnahme.

Von wunderbaren, und seltnen Dingen erwarten Sie, m. th. F. jezt kein langes Verzeichnis; alles Fremde, was ich bisher auf meiner Reise gesehen habe, war gerade so, wie man es schon hundertmal beschrieben, und abgezeichnet findet.

Einige Dinge muß ich aber ausnehmen,

bei denen mir es vorkömmt, als wäre das Uebertriebene der Schilderung Ursach, daß ich sie jezt unter meiner Erwartung finde. Hierher gehört das Aufsteigen der Sonne aus dem Meere. Eine Erscheinung voll Majestät und Schönheit; aber für mich wenigstens gewis nicht herrlicher, als wenn ich die Sonne über unsre blaue Harzgebirge in ein unabsehbares mit Wiesen und Früchte tragenden Aekkern, bekleidetes Gefilde hervorbrechen sahe: Hab ich recht, so wird der Saz dadurch bestärkt: Daß die Wirkung des Schönen und Erhabenen auf uns so viel größer ist, jemehr es uns mit dem Nüzlichen verbunden scheint. Auch sahe ich auf dieser ganzen Reise niemals Wellen, die mit dem kleinsten Berge zu vergleichen wären, und ich muß auch sie daher bis auf nähere Erfahrung für poetische Fiktionen erklären. Allein es braucht auch eben keine Welle wie ein Berg, um ein Schiff umzuschmeissen. Ich hoffe, daß Sie diesen Brief im Anfange des Februars erhalten werden, um die Zeit ohngefähr, da ich mit Gottes Hülfe auf

dem Vorgebürge der guten Hofnung anzulangen gedenke. Der hiesige Gouverneur wird ihn nach Lissabon an den holländischen Konsul besorgen und dieser nach Holland. O, daß Sie diese Zeilen bei vollkommner Gesundheit und Wohlstande antreffen mögen!

Sie

Siebenter Brief.

An die B. C. v. W.

Vorgebürge der guten Hofnung, Merz 1775.

Daß es mein erster und dringenster Wunsch war Ihnen meine, w. F. und meinen übrigen vaterländischen Freunden sogleich bei meiner Ankunft allhier zu schreiben, werden Sie meinem Herzen wohl zutrauen; aber bis jezt fehlte mir wirklich die Zeit, und nur jezt kann ich erst so viel Muse finden, einige Zeilen aufzusezzen, von denen ich hoffen darf, daß sie in die werthen Hände meiner schäzbaren Freundin gelangen, und mit freundlich liebreichen Andenken an einen entfernten Freund werden gelesen werden.

Am 15. des v. M. kam ich hier an. Gott hat mich meine Reise bis hieher ungemein

glüklich zurük legen lassen; die Ungemächlichkeiten derselben bin ich sehr schnell gewohnt worden. Der Kapitän des Schiffes hat sein freundschaftliches Betragen gegen mich stets beibehalten, und eben so habe ich auch mit allen übrigen Offiziers in Friede und Freundschaft gelebt; und so gar habe ich die Freude, daß selten ein Matrose hier vor mir vorüber geht, ohne mich freundlich zu grüssen. Nie war ich krank, obgleich der mehreste Theil meiner Reisegefährten schwere Anfälle auszustehn hatte. Eine Seereise, wie die Meinige, führt zwar viel wesentliche Ungemächlichkeiten bei sich; allein die Gewohnheit macht sie erträglich: und überdieß wie angenehm ruht sichs nicht, wenn Meer und Wind nach einigen stürmischen Nächten stille werden! Wie erfreulich ist nicht endlich der Anblik des Landes, auf welchem man, nachdem man einige Monate auf dem öden Meere herum geschwommen ist, — Ruhe und erquikkende Erfrischungen zu finden hoft.

Ich habe eine ziemlich genaue Anzeige von

allem, was mir seit unsrer Trennung begegnete, aufgesezt; allein verschiedene Gründe hatten mich ab, mein Tagebuch jezt zu übersenden; und vielleicht wachsen diese Bedenklichkeiten mit meiner Ankunft in Indien. Sie werden mir es also verzeihen, m. w. F., wenn sie auch von Batavia aus nur einen flüchtigen Auszug aus meinem Tagebuche erhalten, so wie der ist, den ich von hier aus an meinen Bruder sende, — und auf welchen ich sie wegen alle dem, was ich bisher auf meiner Reise und bei meinem hiesigen Aufenthalt bemerkte, verweise.

Die lezten Nachrichten, die ich aus meinem Vaterlande erhielt, waren im September des v. J. geschrieben; und nun ist schon fast ein halbes Jahr verstrichen, ohne daß ich weis, wie sie leben. Auch hier an der von meinem Vaterlande entferntesten Spizze von Afrika, finde ich bessere Aufnahme, als ich, ein Fremdling, in diesem Lande erwarten konnte; und ich werde durch alles in dem Vertrauen und der Zuver-

ficht bestärkt, daß Gott auch weiter in Asien helfen werde. Vieles, was die hiesige Gegend und Lebensart anbetrift, finden sie in der erwehnten Nachricht von meinem Bruder. Sie ist zwar kurz, allein ich kann nicht dafür, daß ich wenig seltsames sehe. Die Menschen sind hier in allem Betracht Menschen, wie in Europa. Die Fremden werden hier sehr gut aufgenommen; allein viele der hiesigen Einwohner leben auch blos von den Fremden. Die Sklaven werden als Dienstboten behandelt, wenn sie sich gut aufführen; allein oft sind sie widerspenstig, und dann werden sie wie Hunde gepeitscht. Sie entlaufen hier zuweilen, so wie in mehrern Kolonien der Europäer, schwärmen alsdann eine Zeitlang in der Gegend der Stadt herum, oder flüchten in die entlegenern Gebirge, wo sich oft eine Anzahl derselben vereinigt, die alsdann von Rauben und Morden leben, und Buschmänner genannt werden. Man schikt hier beständig Kommandos von Soldaten oder bewafneten Bürgern aus, um diese entlauffenen Sklaven aufzusuchen, da sie denn entweder gefangen oder todtgeschossen

werden. Doch oft verkauffen sie ihr Leben theuer genug, und wehren sich aufs äusserste, so wie sie sich überhaupt auf die grausamste Art an ihren Herrn, von denen sie glauben ungerecht behandelt worden zu seyn, zu rächen suchen. Die Leidenschaften entwikkeln also hier so wie an den übrigen Orten der Erde nothwendige Folgen, die oft die Menschheit entehren. Gestern sahe ich noch einen Muthwillen von solchen Flüchtlingen mit an, der übrigens ein herrliches Schauspiel gewährte. Der ganze große Tafelberg war mit Alleen von Feuer überzogen. Eine Erleuchtung, die zu der Feier eines königlichen Geburtstages prächtig genug gewesen wäre. Es war das Werk solcher entlauffenen Sklaven, die das niedrige Gesträuche des Tafelberges in Brand gestekt hatten. Ein großer Schade bei dem hier herrschenden Holzmangel.

Einige sehr liebenswürdige hiesige Einwohner haben mir gesagt, daß man hier außer den Verbindungen, welche die Fremden veranlassen, sehr unglükselig lebe, und daß Neid

und Partheisucht die Freuden des Umgangs nur in einen engen Zirkel von Freunden einschliesse. Ist dieß anders als in allen Städten unsers Vaterlandes? Indessen sind doch nicht alle Menschen hier mit moralischen Gebrechen gezeichnet. Man findet hier viele, die der Menschheit Ehre machen: Kurz, die Menschen sind überall vermischt! Am 8ten Merz wurde hier der Geburtstag des Prinzen von Oranien sehr solenn gefeiert. Mit dem Anbruche des Tages wurde die aufgehende Sonne mit tausendfältigem Donner alles hiesigen Geschüzzes und allen Kanonen der hier vor Anker liegenden Schiffe begrüßt. Von allen Kasteelen, und Masten der Schiffe wehten bei Musik und lautem Jubel weit in der Luft schwimmende Wimpel und bunte Flaggen. Auf dem Schiffe Overhoud, welches wegen der Anciennität des Kapitäns, das Admiral-Schiff auf hiesiger Rhede ist, ließ ich den Wimpel mit einem weissen Bande zieren, das nehmliche, welches ihre freundschaftlichen Hände ehemals zu einer Huthschleife für mich knüpften. Ich wußte nichts kostbareres dazu

anzuwenden. Am Abend gab der Gouverneur einen glänzenden und zahlreichen Ball. Diese lärmenden Freuden mußten mich jezt so gut als möglich für die bessern Vergnügungen, die in glüklichern Zeiten mich erfreuten, schadlos halten.

Achter Brief.

An den H. von W.

Vorgebürge der guten Hofnung 1775.

Auch bis hieher, l. B. bin ich gesund und wohl auf meiner Reise gekommen. Ohngefähr 2200 Meilen hatte unser Schiff, seitdem wir vom Texel ausliefen, zu durchseegeln. Am 15ten Februar kamen wir hier an. Drei Tage vorher sahen wir uns noch mit großer Sehnsucht vergeblich nach Land um. Wir hatten ansehnlichen Irrthum in der Länge, weil uns die reißenden Ströme an der Brasilischen Küste sehr weit westlich geführt hatten. Am 15ten in der ersten Morgenstunde kamen unsere beiden Obersteuermänner mit großer Freude in meine Kajütte, mich mit der frohen Nachricht zu wekken, daß Land zu sehen sey! Ein fröhlicher und herrlicher Anblik! durch eine

heitere Luft brachen die goldnen Strahlen der aufgehenden Sonne eben über den Tafelberg hervor, und die sämmtlichen Gebirge des Kaps zeigten sich an dem äußersten Ende des Horizonts, wie ein leichtes mit Morgenröthe gefärbtes Gewölke. Man kann sich dabei leicht die Empfindungen des Seefahrers, der schon so lange nach dem Anblikke des Landes geschmachtet hatte, gedenken. Wir hatten das Glük noch an demselbigen Tage auf die Rhede zu kommen, der Kapitän wagte es aufzulaviren, und es gelang. Drei Schiffe, die mit uns zugleich am 27 October 1774. aus dem Texel seegelten, sind noch nicht angekommen, obgleich eins davon so gut seegelte, daß es uns schon am ersten Tage aus dem Gesichte kam. Ein ander Schiff, das einen Monat früher ausseegelte, als wir, kam erst einige Tage nach uns hier an. Alles dieses beweißt, daß die Vorsehung unsre Reise vorzüglich begünstigte. Wir sind nur $3\frac{1}{2}$ Monat in See gewesen, und unsre Reise wird daher für ziemlich schleunig gerechnet; besonders in Erwegung der Jahrszeit, in welche sie fiel.

Vorzüglich glüklich ist sie darum zu nennen, weil uns auch nicht der mindeste Zufall von Noth und Unglük zustieß. Von St. Jago aus habe ich einen kurzen Bericht meiner bis dahin zurükgelegten Reise gemacht, der nun schon in den Händen meiner Freunde seyn muß.

Unsere Abreise von dieser Insel erfolgte den 10ten Dezember 1774. Wir hatten guten Wind bis auf den 7 — 8 Grad Norderbreite, hier fanden wir aber eine gänzliche Windstille, abwechselnd mit leicht vorübergehenden Stürmen, die dann und wann mit dumpfen Donnerschlägen, öfterer aber mit heftigem Regen begleitet waren. Bis zum 4 Grade N. B. schwebten wir langsam über dieses fast immer ruhige Gewässer hin, unter Begleitung einer ganzen Flotte von Thunfischen, und einer beträchtlichen Anzahl fliegender und anderer Fische, wie auch einiger Häie. Hier wendeten wir uns westlicher, um zu versuchen, ob nicht näher nach Amerika hin mehr Wind zu finden sei; und dieß gelang so gut, daß wir diese

Entschließung als die Hauptursache der Beschleinigung unsrer Reise zu betrachten haben. Den 26ten Dez. kamen wir vor die Insel Penedo di San Paolo vorbei, die uns nach unsrer Schäzzung ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Grad westlich liegen blieb. Wir bekamen nichts davon zu sehen, als einige Seevögel, ihre einzigen Bewohner. Den 27ten Dez. durchschnitten wir den Aequator auf den 353 Grade (den ersten Meridian durch die kanarischen Inseln gerechnet) den 31ten seegelten wir Fernando die Noronha vorbei, eine Insel, die zwischen dem 4ten und 5ten Grad Süderbreite liegt. Sie blieb uns ebenfalls westlich, und außer den Schranken unsers Gesichtskreises.

Der erste Tag des Jahres 1775. fand uns auf der südlichen Breite von 6 Graden, 250 Grad Länge. Das von den Ostindienfahrern so sehr gefürchtete Vorgebirge von Brasilien, das Kap St. Augustino, paßirten wir den 4ten Jenner in einer Entfernung von mehr als 70 Meilen, und in noch grösserer Weite, die ehedem so gefährlichen Abrolhoß, einen

Archipel von Klippen und Untiefen, die von der Brasilischen Küste an, sich sehr weit in die See erstrekken. Sie liegen unter dem 18ten Grade Süderbreite, den wir den 10ten Jenner erreichten.

Den 12ten Jenner waren wir auf der Höhe der Insel Trinitas, die wir östlich außer unserm Gesichtskreise liegen ließen. Bis auf den 30ten Grad Süderbreite haben wir stets warmes Wetter gehabt, niemals aber außerordentliche Hizze, und diese selbst unter der Sonne nicht, die im 18ten Grade S. B. ohngefähr in unserm Zenit stand. Vom 30sten Grade S. B. an fanden wir rauhe Witterung und ziemlich kalte Nächte. Die Fische verließen uns hier; allein es stellten sich desto mehr Seevögel ein, als Albatrossen, Petrells, Pinguins und dergl., von denen ich aber wenig zu sagen weis, denn sie halten sich sehr entfernt, und zum Nachschlagen hat man auch wenig Mittel, da die Nahmen, die ihnen die Seeleute geben, selten in der Naturgeschichte bekannt sind. Bis auf den 36 Grad Süd.

Br. behielten wir diese Witterung, die hier zuweilen mit heitern, aber windstillen, Tagen abwechselt. Der schönste Tag ist aber dem Seemann ärgerlich, so bald er von Windstille begleitet ist. Auf dieser Höhe richteten wir unsern Weg östlich, bald etwas mehr gegen Süden, bald etwas nördlicher bis zum Kap. Die Insel Tristan D'Acunha blieb uns ohngefähr 7 Meilen südlich liegen. Wir sahen sie schon den 29 Jenner, und den 30sten hatten wir sie zur Seite. Sie besteht aus einem einzigen Berge, der wie ein Heuschober gestaltet ist, und ungemein hoch seyn muß, denn die leichten Gewölke, die in diesen Tagen in der Luft schwebten, durchschnitten allemal, so wie sie sich ihm näherten, nur die halbe Höhe des Berges. Diese Insel wird übrigens sehr selten gesehen, denn mehrentheils sind die Schiffe gezwungen mehr nach Süden hin die Westwinde zu suchen. In dem ersten Monat nach unserer Abreise von St. Jago, hatten wir viele Kranke, so daß sich an einigen Tagen die Anzahl über hundert belief; dennoch

starben nur 21 davon. *) Ich habe mich immer wohl befunden, so lange ich eine ziemlich strenge Diät beobachtete; zu keiner Zeit muß man auch wohl genauer auf die Ausübung der Gesundheitsregel bedacht seyn, die das Ende der Mahlzeit dann bestimmt, wann es am besten schmekt. Zum Unglük hatte ich immer grausamen Hunger. Das Unzersche Pulver bezahlte oft meine Schuld.

*) Wenn die Nahrung der Matrosen und Soldaten auf den holländischen Schiffen so gut wäre, und alle andern nöthigen Vorkehrungen so gemacht würden, wie auf den englischen Schiffen, so wäre vielleicht kein Einziger gestorben. Der unsterbliche Cook ließ schon auf eben dieser Süd. Br. die Luft oft in den Stokwerken oder Zwischenräumen des Schiffs mit Feuer und Rauch reinigen und die Matrosen anhalten, daß sie, so oft es angieng, ihr Geräthe trokneten. Dafür verlohr er aber auch auf allen seinen Reisen um die Welt nicht so viel Mannschaft durch Krankheit.

A. d. H.

Ich habe meine Lebensart von St. Jago bis hieher eben so fortgeführt, als ich sie von dort aus beschrieben habe. Nur das Amt eines Bakmeisters, das ich nach der Zeit übernahm, veranlaßte eine geringe Veränderung darinn. Der Bak bedeutet die Tischgesellschaft auf dem Schiffe, und der Bakmeister der Kajütte sorgt für den täglichen Küchenzettel und die Anordnung der Offiziertafel. Ich übernahm dieses Amt mit Vergnügen, weil unser Doktor bei der zunehmenden Menge von Kranken davon erledigt zu seyn wünschte.

Für den, der zweitausend zweihundert Meilen (denn so viel hatte unser Schiff zu durchsegeln, seit wir Amsterdam, oder vielmehr den Texel verließen) über Wasserwüsten geschwommen ist, hat die hiesige Gegend ungemeine Reize. Ob diese aber nicht merklich vermindert werden, wenn man im Frühling aus den Gefilden meines Vaterlandes durch eine kurze Tagereise hieher gelangen könnte! Dies ist eine andere Frage. Der Boden

ist sehr fruchtbar, allein noch nicht durchgängig so angebauet, daß das Auge überall Vergnügen finden sollte. Saatfelder sieht man nicht in der Nähe der Stadt. Einzeln liegende Gärten und Häuser, und weite mit Sand und Staub bedekte Strekken, auf den man hier und da einen Eichbaum oder niedriges Buschwerk erblikt, machen die Theile einer hiesigen Landschaft aus. Weiter ins Land sollen die Aussichten angenehmer seyn; allein ich bin noch nicht weiter als eine starke Stunde von der Stadt gewesen. Der liebenswürdige Karakter der hiesigen Einwohner ist durch die ganze Welt bekannt, so wie ihre liebreiche Behandlung der Fremden. Allein die Mischung des Guten und Bösen findet hier, so wie auf jedem andern von mir gesehenen Theile der Erde statt. Doch muß ich gestehen, daß mir bisher noch immer weit mehr Gutes als Böses vorgekommen ist. Der Gouverneur Tulbagh, in dessen Lobe sich St. Pierre, (so heißt der Verfasser der Reise nach Isle de France und Bourbon) nicht geirret hat, ist wie bekannt, vor

einigen Jahren gestorben. Ihm folgte der Baron von Oudshorn, der aber die Reise aus Holland hieher nicht überlebte. Der jezzige Gouverneur ist ein Baron von Plettenberg (aus Gelderland, wenn ich nicht irre) ein Mann, der so allgemein geliebt ist, als sein Vorgänger Tulbagh. Er wohnt gewöhnlich in dem sehr artig angelegten Garten der Kompagnie, in einem Sommerhause, das in dem Schatten dichter Eichbäume und Lorbeerhekken liegt. An seiner Tafel ißt man sehr gut, und um so viel besser, da Zwang, Zeremoniel und Pracht davon verbannt sind. Nach aufgehobener Tafel raucht man gewöhnlich eine Pfeife mit ihm. Seine Frau scheint eine liebenswürdige Frau zu sein, das Ansehen von beiden ist sehr einnehmend. Der Sekretär van Berg ist der liebreiche und staatskundige Mann, wie ihn St. Pierre beschreibt. Bei dem ersten Besuche, den ich bey ihm ablegte, trug er mir gleich seinen Zutritt in sein Haus und den Gebrauch seiner Equipage an, schlug mir auch eine Lustreise auf sein Landgut vor. Ich vermuthe, daß

van Berg deutscher Abstammung ist, weil er sich zur lutherischen Religion bekennt.

Man findet viele Deutsche hier. Herr Hemmy, die zweite Person beim hiesigen Gouvernement ist ebenfals ein Deutscher, und hat durch seine Verdienste die Abstellung des Gesezzes bewirkt, das nur reformirte Christen zu diesem Posten bestimmt. Der Kommendant und Major von Brehn ist von Hamburg gebürtig; Kersten, Schüller, Dubstein ꝛc. ꝛc. sind alle Deutsche, und Leute, die in gutem Ansehen stehen. St. Pierre hat's mit zwei Nazionen verdorben. Er hat mehr von hier geschrieben, als die Holländer lesen wollten, und die Franzosen erklären ihn geradezu für toll. Vielleicht hat er die Hartherzigkeit der Einwohner von Isle de France etwas übertrieben. An dem, was er von dem Kap sagt, sieht man deutlich, daß er oft ohne genugsame Erwägung geurtheilt hat. Ich will ein Beispiel hiervon anführen, mit Fleiß aber ein solches wählen, das auf keinen der hiesigen Einwohner besondere Bezie-

hung hat. „Die Sklaven, sagt er, kosten „auf dem Kap noch einmal so viel als in Indien, und hierauf folgt der Schluß: Der „Mensch ist am Vorgebürge der guten Hofnung „zwiefach höher geachtet als in Indien.“ Als ein Bonmot kann man das wol sagen, aber als eine historische Wahrheit muß es heissen: Der Mensch, den das Geschik zur Sklaverei verworfen hat, wird hier sowohl als in Indien, wie eine Waare betrachtet, davon der zweite und dritte Umsatz, wodurch man sie hier erst erhält, und der Transport den Preis verdoppeln. Ein liebenswürdiger alter Franzose, der mit seinem eigenen Schiffe von der Insel Bourbon nach der Normandie zurükkehrt, und jezt mit mir hier in einem Hause logiret, bestätiget das Gute, das St. Pierre von den Sitten der Einwohner von Bourbon erzählt, und von dem verehrungswürdigen Karakter des dasigen Gouverneurs Herrn Steinhauer sagt. Allein er versichert auch, daß die Beschreibung von Isle de France übertrieben ist.

Die Witterung ist jezt hier so, wie bey uns mitten im Sommer. Die Abende sind nicht kalt, sondern sehr angenehm, und versammlen oft auf den Straßen vor den Häusern munstre Gesellschaften. Nur der Südostwind stört oft diese Freuden. Wenn er weht, so füllen Wolken von Staub und Sand die Luft, und alle Thüren und Fenster werden dann sorgfältig geschlossen. Er ist in jezziger Jahrszeit sehr gewöhnlich. Gemeiniglich beginnt er um die Mittagsstunde, und hält alsdann bis in die halbe Nacht an. Ein weißes Gewölk hüllt die Spize des Teufelskopfs ein, und breitet sich auch zuweilen auf der Fläche des Tafelbergs aus, und so lange man dieses erblikt, ist keine Hofnung, daß der Sturm sich legen werde. Die Stadt liegt am Fuße dieser Gebirge, und westwärts des Tafelberges liegt der Berg, von welchem die Signale für die Schiffe gegeben werden; dieser heißt der Löwenberg. An Fleisch, Brod, Wein und Früchten ist hier ein großer Ueberfluß. Aepfel, Birnen, Trauben, Feigen, Erdbeeren, Melonen, Pfirschen, und die übrigen euro-

paischen Früchte, werden jezt täglich zum Verkauf gebracht. Von indischen Früchten habe ich noch keine gesehen, als die Wassermelonen, für mich ein unschmakhaftes Mittelding von Melone und Kürbis. Die Gurken sind hier nicht so gut als bei uns, und viele, die sich auf den Geschmak der Früchte verstehen wollen, behaupten dies von allen hiesigen Früchten, einige Sorten von Trauben ausgenommen. Kirschen wachsen hier sehr selten. Der Sekretär van Berg klagte mir, sich schon lange vergebens mit ihrer Anpflanzung bemüht zu haben. Die Anpflanzung der Tannenbäume ist ihm besser gelungen. Die schöne schattenreiche Buche und Linde wachsen hier gar nicht. Rosenstökke sehe ich viel, aber die Zeit der Blüte ist schon vorbei. Die Hottentotten sehen so aus, wie sie auf allen Kupferstichen abgebildet sind. Mein Hauswirth hat mir versprochen mich in eins ihrer Dörfer zu bringen, dazu einige Tagereisen erforderlich sind, denn seitdem alle die, welche näher an der Stadt wohnten, durch die Kinderblattern aufgerieben wurden, halten sie sich

von hier entfernt. Eben so weit, und noch weiter von der Stadt, halten sich jezt die Paviane, Tiger, Löwen, Strauße und dergleichen Thiere auf. Elefanten werden nur sehr tief im Lande gefunden. Straußeier kommen hier oft zum Verkauf; sie sind sehr gut im Backwerk und Brühen zu essen. Wildpret ist hier in großer Menge, und von mannichfaltigerer Gattung, als in meinem Vaterlande zu haben. Das Fleisch von einer Art wilder Bökke ist besonders wohlschmekkend. Rebhühner, Schnepfen, eine Gattung von Fasanen, verschiedenen Arten von wilden Enten, wilde Pfauen, Auerhähne, Birkhähne ꝛc. ꝛc. Hasen, Kaninchen, Rehbökke, Hirsche u. s. w. trift man in einiger Entfernung in ziemlicher Menge an. Mit einem Wort: es ist hier alles im Ueberfluß, und noch mehr würde dieses statt finden, wenn die Kompagnie den Handel an die Einwohner frei geben sollte, weil alsdann Akker ; und Weinbau ungleich stärker würden betrieben werden. Die Bauren kommen viele Tagereisen aus dem Lande, um einen mit acht bis zehn Ochsen be-

spannten Wagen voll Getraide hier für 6 bis 8 Thaler zu verkaufen. Wegen dieses geringen Preises kommen sie nicht eher, bis sie hiesige Waaren unumgänglich benöthiget sind, auch bauen sie aus eben der Ursache nur wenig Land an. Die Kompagnie rüstet jezt Schiffe aus, Getraide von hier nach Europa zu führen; ein Unternehmen, das die hiesigen Einwohner sehr erfreuet. Es ist mehrentheils Waizen, was hier wächst; Korn kömmt so gut nicht fort.

Ob man gleich hier viel Ausländer findet, die der lutherischen Kirche zugethan sind, und zum Theil ansehnliche Aemter bekleiden, so hat es doch noch nicht können bewirkt werden, die Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes für sie zu erhalten. Ein bemittelter hiesiger Einwohner läßt jezt ein Gebäude zu einem Versammlungsplazze für die Lutheraner aufführen, die dann künftig, so oft als Schiffe fremder Nazionen einen lutherischen Prediger mit hieher bringen, ihren Gottesdienst in jenem Hauße halten können. Man sagt, es koste schon mehr als 30,000 fl. die Theurung des Holzes macht das Bauen hier sehr kostbar. Selbst das Brenn-

Holz ist ungemein theuer, und hierdurch wird auch der Preis des Kalks erhöht. Mein Hauß-wirth hat mich versichert, daß er monatlich für mehr als zwanzig Thaler Holz verbrauche, und doch wird hier blos auf dem Heerde Feuer angemacht. Der freundschaftliche Mann, bei dem ich hier logire, ist Dein alter Freund Blåterman. Er kam den Morgen darauf, als ich mit dem Schiffe auf die Rhede gelangt war, sogleich an Bord mir sein Hauß zum Logis anzubieten, weil er meinen Namen gehört hatte. Ich war anfänglich unschlüßig; da er aber nach seiner Zurükkehr in die Stadt seinen Bruder Heinrich nochmals mit dieser Einladung an mich schikte, so entschloß ich mich sein Anerbieten anzunehmen; und ich befinde mich sehr wohl dabei; wir leben so gut zusammen, daß unser einziger Streit nur der ist, daß er keine Bezahlung annehmen will. So wie er mir selbst erzählt hat, kam er, nachdem er seine Familie, die damals noch in Sondershausen lebte, und Europa verlassen hatte, in sehr elenden Umständen bei seinen hiesigen Verwandten an, fand aber bald in den Armen einer lie-

benswürdigen Frau nicht allein die Glükselig-
keit der Ehe, sondern auch ein so ansehnliches
Vermögen, daß er jezt die Stüzze seines alten
Vaters und seiner Geschwister ist, die sich bei
ihm in Hauße aufhalten. Er hat ein schönes
Hauß, verschiedene Reitpferde, und 8 : 10 Skla-
ven zu seinem Dienst. Die ganze Familie grüßt
Dich herzlich und freundschaftlich. Die vie-
len Besuche, die ich abzulegen hatte und man-
cherlei Geschäfte hielten mich bisher ab, mir
nähere Kenntnisse von der hiesigen Gegend zu
erwerben; ich hoffe aber noch nachzuholen,
was ich versäumen muste, und alles, wovon
ich vermuthen kann, daß es Dich interessiren
könne, werde ich Dir in meinem nächsten Schrei-
ben sagen. ꝛc. ꝛc.

Nachschrift vom 18ten März.

In einigen Tagen, m. l. B. werden wir nun
unsre Reise weiter fortsezzen, und ich will das-
jenige, was mir hier begegnet ist, und was
ich bemerkt habe, noch nachholen. Ich habe
meine Zeit am Kap sehr angenehm durchlebt.

Ruhe, freundlicher Umgang, und Ueberfluß an frischen schmakhaften Speisen, machen jeden Reisenden hier vergnügt, und es ist wahr, daß sich die Fantasie in die Beschreibung des Kaps nur wenig mit einmischen darf, um es paradiesisch zu schildern. Dem gutherzigen Verfasser der Reisen nach der Insel Frankreich (um noch einmal auf ihn zurük zu kommen) mag es so gegangen sein, aus verschiedenen seiner Schilderungen muß ich urtheilen, daß seine Reisen mehr als ein Roman für gute empfindsame Seelen, als eine Beschreibung von Ländern, Menschen, und Sitten zu betrachten sei. Wenn man Gemälde mit Originalen zu vergleichen Gelegenheit findet, dann sieht man bald, wo der Maler von dem Kontour der wahren Gestalt abgewichen ist, und wo er Farben und Auszierungen gewählt hat, die die ganze Vorstellung in ein fremdes Licht fezzen. Auch findet man dann leichter den Gesichtspunkt, aus dem die Zeichnung entworfen ist. Es war eben die Zeit der Weinlese, als ich mich am Kap befand, und die Ernte des Obstes, wovon hier solcher Ueberfluß ist, daß

nicht alles zum Nuzzen angewendet werden kann. Der Konstanzienwein wächst nicht an mehreren Orten, als in dem kleinen Bezirke des Gartens zu Konstanzie. Allein da die Kompagnie den Handel mit dieser Art Wein allein begehrt, so geben die, welche eben so gutes Gewächse bekommen, ihm durch die Behandlung einige Verschiedenheit, wodurch sie im Verkauf ungebundner bleiben. Es wächst indeß auf dem Kap nicht einmal aller Orten Gras oder Haide, und vielweniger Wein. Der Boden ist auf die seltsamste Art zusammengesezt. Man sieht die ergiebigsten Weingärten mit Zäunen von Feigen, Quitten und andern Obstbäumen, wovon die Zweige mit Früchten beladen zur Erde niederhangen, von einem Lande abgeschnitten, auf dem weder Kraut noch Gras wächst. Die fettesten Kornfelder umgeben zuweilen unabsehbare Seen von weißem leichtem Sande, den der Südostwind öft bis an die Wolken aufstöbert, oder Moräste und Felsenklippen sondern sie von den eben so fruchtbaren Besizzungen des Nachbars ab. Zur Zeit der troknen Monate hat das ganze

Land ein dürres verbranntes Ansehen. Ein Landmann, den ich besuchte, und der zehn bis zwölf Stunden vom Kap wohnt, sagte, als er mir den Vorrath zeigte, der um seine Dreschtenne lag: Sie werden nicht glauben, daß ein so reicher Segen auf dem dürren Grunde wachsen könne, den wir hier übersehen. Ich war in der That darüber verwundert, denn die ganze Gegend war mit einer ausgedorrten Rinde überzogen, die man eher für Stein als Erde halten konnte; an einigen Flekken waren darauf keine Spuren irgend eines Gewächses zu sehen, andere aber dicht mit einem niedrigen abgestorbenen Gesträuche besezt, das die dasigen Landleute Rhinozerbusch nennen, und dessen kleine Zweige dem Laube des Sagobaums gleichen. Das Land, welches mit Rhinozerbusch bewachsen war, hatte im vorigen Jahr brach gelegen, und war nun bestimmt, sobald die Regenzeit (Musson) beginnen würde, umgepflügt und besäet zu werden. Bei der Bearbeitung dieser Länderei müssen oft sechs und mehrere Ochsen vor einen Pflug gespannt werden, theils wegen der Schwere

des Grundes an sich, theils wegen der Verhinderung von den Wurzeln des Rhinozerbusches. Der anhaltende Regen ist Ursach, daß die Saat geschwind aufschießt, so wie die darauf folgende Hizze die Reifung beschleuniget. Nach der Ernte bleiben die Früchte in großen Haufen aufgebanset, unter freiem Himmel liegen, und unter freiem Himmel werden sie auch ausgedroschen und verwahrt, bis man sie zum Verkaufe verführt. So sicher ist man auf dem Kap vor dem Regen, sobald die Regenzeit einmal vorüber ist. Das Dreschen wird mit Pferden verrichtet, die ein Neger mit einer großen Peitsche, über dem auf der Tenne ausgebreiteten Getraide in steter Bewegung erhält. Die Tenne ist mit einer niedrigen Einfassung von Leimen umgeben, in deren Bezirk die Pferde ohne Zügel und Leitung nach ihrer Willkühr, und nach dem Winke der Peitsche herumspringen. Die Landhäuser dieser Afrikaner, haben oft ein trauriges Ansehen, denn der Wind, und die Hizze der troknen Jahrszeit, läßt in vielen Gegenden nicht einen einzigen schattengebenden Baum aufkommen, mit

dem sich der Bezirk dieser Besizzungen schüzzen und schmükken könnte, so daß man auch mehrentheils nichts, als ein blendend weißes Haus mit Stroh gedekt (wie alle Häuser auf dem Kap) auf einem versengten Boden erblikt. Inwendig findet man sie aber dafür gemeiniglich mit einem Ueberflusse gesegnet, dessen Anblik um so erfreulicher ist, jemehr man durch den äussern Anschein für die Bewohner selbst besorgt wurde. Die Gegend bei Stellenbusch, ist die einzige von denen, die ich auf dem Kap gesehen habe, wo man das so erfreuliche Lächeln der Natur fühlt, das durch den Kontrast der dicht dabei gelegenen hohen Gebirge um sehr vieles noch erhoben wird. Stellenbusch, ist ein Dorf, neun bis zehn Stunden von dem Kap gelegen, das einen Prediger hat, und der Siz eines Landdrosts ist. Diese und mehrere dergleichen Kolonien werden ungemein zunehmen, wenn die Kompagnie fortfährt, die Produkte des Kaps nach Europa zu führen, wie sie seit einigen Jahren mit besonders hierzu bestimmten Schiffen thut. Noch mehr und geschwinder wür-

den sie aber anwachsen, wenn dem Kap der freie Handel verstattet würde; dies wird aber dem Interesse der Kompagnie nachtheilig erachtet; mit wie vielem Grunde? das kann ich nicht sagen. Es wohnen wohl funfzig bis sechzig Stunden fern in das Land noch Europäer, die vom Feldbau und der Viehzucht leben. Sie bringen ihre Produkte nach dem Kap, auf großen Lastwagen, die sie mit zwölf und mehr Ochsen bespannen, von denen sie oft einige unterwegens zu ihrem Unterhalte schlachten. Wegen der beschwerlichen Reise über die Gebirge, die ihre Gegenden von dem Kap scheiden, sollen sie oft mehr als einen Monat auf dem Wege sein. Sie regieren diese lange Prozeßion von Ochsen, mit einer Peitsche, deren Stiel über sechs Fuß an Länge beträgt. Der Schlag dieser Peitschen, die sie troz ihrer Länge in der Hand führen, gleicht einem Pistolenschusse. Es schien einigen Herren an dem Kap ungebührlich, daß diese Landleute oder Bauern, wie sie an dem Kap heißen, vor den Häusern der Kapschen Bürger vorbey klatschten. Dieß veranlaßte bei mei-

ner Anwesenheit ein Gesez, das jedem bei 50 Thl. Strafe untersagte, in der Stadt zu klatschen. Die Bauern nahmen also mit Traurigkeit vor der Stadt die Riemen von ihren Peitschenstökken, und versuchten, die Ochsen mit blossem Stokke zu leiten, so wie es das Gesez haben wollte. Die Ochsen, die nicht wußten, daß die Peitsche durch die Macht der Gesezze verstummt war, nahmen ihr Stillschweigen für ein Zeichen, daß ihnen die Wahl des Weges überlassen sei; sie wichen daher links und rechts aus dem Wege, und zertrümmerten mit der Last der Frachtwagen die Treppen, Stufen, und Auftritte vor den Thüren der Bürger. — — Der Bürger erhebt sich an dem Kap, im Ganzen genommen, so gut als an allen andern Orten, über den Bauer.

Ich bin auf einigen Tanzpartien gewesen, dabei ich mich sehr wohl befand, und auf denen alles sehr vergnügt war. Die Kapschen Weiber, und Mädchens tanzen fast durchgängig gut, und sind mehrentheils mit Geschmak dabei gekleidet. Es scheint mir, daß das

schöne

schöne Geschlecht die Liebe hier eben so behandelt als mitten in Deutschland. Vernünftige sah ich in einem weisen Gebrauche derselben ihr Glük finden, und Leichtsinnige sah ich damit spielen. Ich habe mich oft mit Damen gezankt, wenn ich sie den Tag vorher mit Thränen von einem abgehenden Fremdling hatte Abschied nehmen sehen, und nun fand, daß sie die ersten waren, die über die Leichtgläubigkeit des vielleicht noch von Herzen betrübten Reisenden lachten. Eine besondere Art von Zusammenkünften wird am Kap bei Gelegenheit der öffentlichen Verkaufungen gehalten: Man findet sich bei dem ein, der die Verkaufung hält, und lebt dabei auf des Verkäufers Kosten. Vornehme und geringe von beiderlei Geschlecht kommen dahin. Auf einer solchen Verkaufung sah ich zum erstenmal Menschen auftreten, die mit niedergeschlagenem Blikke erwarteten, um welchen Preis sie den Eigenthümer ihrer Freiheit verwechseln würden. Ein Schauer fuhr mir durch den Leib, da ich es zum erstenmale sah, daß man das edelste Gut der Menschheit als eine Waare behandelte, und

für ein nichtswürdiges Metall im Angesichte der Unglüklichen ausmaaß, die durch die Beraubung dieses Guts um alle Vorzüge der Menschheit gebracht waren. Mit Unwillen sah ich auf die dabei stehenden Europäer, daß sie so kalt bei diesem Schauspiele blieben; aber vielleicht hatte ich Unrecht, denn die Gewohnheit macht sich zum Meister unsrer Empfindungen, und diese nicht selten stumpf. Ich mußte mich von dieser Szene wegwenden, denn es fiel mir unmöglich, sie zu ertragen; hierdurch entdekte ich ein liebenswürdiges Mädchen, die sich die Thränen abtroknete, und ebenfalls den Anblik dieses Auftritts floh. Mein Herz fühlte sich durch diese Entdekkung wieder empor gehoben, ward froh, wieder bei Menschen zu sein, und um alles in der Welt hätt' ich ihr meinen Dank für die Thränen nicht verschweigen wollen, die ich der Menschlichkeit zur Ehre fließen sah. —

Neunter Brief.

An die B. C. v. W.

Schiff Overhoud, seegelnd auf der S. B. von 20 Graden und 124 Gr. L. den 2ten Junius 1775.

Nur noch wenige Tagreisen von Java, dem Lande meiner Bestimmung entfernt, mache ich diese Zeilen in der Hofnung fertig, ein nach Europa zurükkehrendes Schiff auf dem Wege zu treffen, das sie in das Land meiner Freunde bestellen soll. Die Reise vom Vorgebirge der guten Hofnung bis hieher, hab ich eben so glüklich und bei guter Gesundheit zurükgelegt, als den vorhergehenden Theil meiner Reise, ohnerachtet sie in Betrachtung der ungestümen und stürmischen Witterung um etwas beschwerlicher war. Sehn sie, W. F. daß man nur auf

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Gott vertrauen, und dann mit ruhiger Erwartung seiner Bestimmung folgen muß. Es hat der Vorsicht gefallen, mein Leben bis daher zu fristen, und dadurch meine Hofnung, daß ich in diesem Leben noch geliebte Freunde wieder finden, und die seligen Freuden der Freundschaft in ihrem holden Umgang genießen soll, um ein großes zu stärken; und dieser Gedanke erfüllt jedesmal mein Herz mit der lebhaftesten Freude. So ungestüm die Witterung noch vor weniger Zeit, da wir uns noch näher am Südpol befanden, war, so freundlich und lieblich ist sie hier in diesen Gegenden, und in denen, die wir von hier bis Batavia noch durchschiffen. Mit holdem Glanze steigt uns an jedem Morgen die Sonne vom Saume des Gewässers in einer heitern Luft empor, in der nur hin und wieder ein leichtes Gewölke schwebt, auf den der goldne Strahl der Sonne Aurorens Rosenschmuk schattiert. Der Tag ist mässig warm; und am Abend, wenn der westliche Theil des Meeres das Licht des Tages und dessen purpurfarbenen Schmuk wieder verbirgt, dann strahlt uns ein hellglänzender

Planet von dem blauen mit schimmernden Sternen durchwürkten Teppich des Firmaments; oder der liebliche Mond lächelt uns aus einer leichten mannichfaltige Gestalten annehmenden Wolke, und schießt seinen breiten Strahl auf die Fluten, mit welchen die von Winden, die uns zur Reise dienlich sind, bewegten Wellen spielen. So ergözzend dies alles auch ist, so bleibt es doch weit unter ähnlichen Freuden der lieblicher lächelnden Natur einer schönen Landgegend, deren Andenken und Entbehren dem armen Seefahrer oft die dürftigern gegenwärtigen Freuden, unschmakbar machen. Gestern lokte mich der heitere Morgen, mit dem Kapitän, der die Schaluppe hatte ausszezzen lassen, eine Spazierfahrt um das Schiff zu machen. Wir ruderten eine ganze Strekke vom Schiffe ab; und unterhielten uns dabei mit verschiedenen Vorstellungen. Unter andern thaten wir auch den gemeinschaftlichen Wunsch: daß wir unsern vaterländischen Freunden nur erstlich einen kleinen Besuch könnten abstatten, ehe wir wieder zu unserm Schiffe zurükkehrten, und unsre große Reise verfolgten. Das Ge-

fühl des Unmöglichen hierbei, machte, daß wir unser Verlangen auf einen geringeren Wunsch einschränkten, seine Erhörung war aber eben so unmöglich. Sie wollen ihn vielleicht wissen? Es schwangen sich kleine weiße Seevögel um unser Fahrzeug, die uns mit ihrer einförmigen Stimme zu grüssen schienen. Wir wünschten, sie möchten uns Nachrichten von unsern Freunden bringen, und ihnen einen freundschaftlichen Gruß von uns zurükbestellen. Es blieb mir endlich nichts übrig als zu wünschen, daß meine lieben Freunde sich noch wohl befinden; und ich hoffe, die gütige Vorsicht wird diesen treuen Wunsch erhört haben! Wie lange ist es aber nun schon, daß ich in gänzlicher Unwissenheit wegen des Schiksals aller meiner Freunde leben muß! Der lezte Brief, m. w. F., den ich im Texel erhielt, ist vom September des v. J. und seit der Zeit nicht eine Zeile mehr! Wie mögen sie in dieser Zeit ihre Tage durchlebt haben? Wie hart ist das Loos einer so weiten Trennung!

Nachschrift, den 13ten Junius in der Straße Sunda.

In wenig Stunden werde ich mit den Briefen und Papieren der Kompagnie vom Schiffe abgehen, um mit einem kleinen Fahrzeuge früher nach Batavia zu kommen; weil es zuweilen noch einige Zeit dauert, ehe die grossen Schiffe durch die Straße kommen. Ich lasse diese Zeilen in den Händen des Kapitäns, trift er auf ein nach Europa zurükgehendes Schiff, so werden sie bestellt werden. Leben sie wohl!

Zehnter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, den 30sten October 1775.

Ich kann Dir, m. l. B. nunmehr Nachricht von den nähern Umständen des ferneren Verfolgs meiner Reise geben, und ich bin um so viel eilfertiger diese Nachrichten abzusenden, da ich versichert bin, daß Du und meine übrigen Freunde sie mit liebevollem Verlangen werdet erwartet haben. Das Schiff Overhoud verließ das Vorgebirge der guten Hofnung eher, als wir bei unsrer Ankunft vermutheten; denn wir glaubten, daß es nothwendig sein würde, das Schiff mit einem neuen großen Maste zu versehen. Der große Mast, der uns ans Kap brachte,

war so sehr beschädigt, daß wir ihn schon mit einer Wange (ein Stük Holz nach der Rundung des Mastes ausgeschnitten) von einigen dreißig bis vierzig Fuß lang unterstüzt hatten.

Wir mußten uns damit zufrieden stellen, daß man auf die andere Seite des Masts noch eine solche Wange legte, und obgleich der Mast dadurch sehr beschwert und unförmlich wurde, konnten wir doch nichts dawider einwenden, weil man vorgab, es sei kein neuer großer Mast vorräthig. Das Verlangen, unsre Reise so geschwind als möglich fortzusezzen, und das Mistrauen in die Geschiklichkeit der Zimmerleute am Kap, bei einer so bedenklichen Sache, als das Einsezzen eines großen Masts ist, waren Ursach, daß wir nicht stärker auf unsre Foderung drangen.

Am 21ten März seegelten wir von dem Kap ab. Es war schon gegen Abend, als der Anker gelichtet wurde, und die Dunkelheit der Nacht überfiel uns ehe wir von der Rhede kas

men. Ein von Regen begleitetes Donnerwetter vermehrte die Finsterniß so sehr, daß es uns unmöglich fiel, unsern Weg zu bestimmen, so, daß wir Gefahr liefen, auf das Riff des Robbeneilandes (eine kleine Insel auf der Rhede des Kaps) zu stossen. Die Donnerschläge und Blizze machten unsre Lage noch um ein großes gefährlicher, weil die Wache auf der Insel dadurch verhindert wurde die Kanonenschüsse zu bemerken, womit wir ihr das gewöhnliche Signal gaben, daß sie Feuer anzünden solle. Wir wurden zulezt genöthigt, mit Kugeln nach der Gegend zu schießen, wo wir das Robbeneiland vermutheten. Dies hatte die erwünschte Wirkung, daß man uns und unsre Verlegenheit gewahr wurde, und wegen der Gefahr, womit unsre Kugeln drohten, um so eilfertiger war, das verlangte Feuer anzuzünden, und uns beizustehn. Das prächtigste Freudenfeuer kann kein größeres Vergnügen gewähren, als uns diese in die Höhe lodernde Flamme. Wir konnten nun unsern Lauf mit Gewisheit einrichten, und so entkamen wir glüklich.

Der 25ten März war der erste Tag, der unsre Reise merklich förderte. Wir kamen bald darauf in die so sehr berufenen Gewässer des stillen Ozeans, und fanden Ursach genug, die Klagen über den Ungestüm dieser See, und die stürmische Witterung der Südgegenden zu unterzeichnen. Mehr als tausend Meilen mußten wir hier bei abwechselnden Sturm und Windstille, fast durchgängig bei hoher See und schlechtem Wetter, zurüklegen. Erst in der Gegend des Landes der Eintracht trafen wir wieder ruhigere See und günstigere Witterung an. In der Nacht von dem zweiten zum dritten Ostertage überfiel uns ein heftiger Sturm, den jedoch der darauf folgende am 21ten April bei weitem am Wüten übertraf. Wir hatten nur einen einzigen Tag Zeit gehabt, das Schiff von der Unordnung herzustellen, in die es durch den vorhergehenden Sturm gesezt war. Dieser leztere traf uns in der Gegend der Inseln St. Paulus und Amsterdam, und sezte uns mit solcher Heftigkeit zu, daß wir aufingen besorgt zu werden. Wir waren gezwungen, die

Kanonen der Bakbordseite *) über Bord zu werfen, weil das Schiff sich so sehr auf diese Seite legte, daß die Last der Kanonen die Näte des Dekkes aufzog, durch welches die See, wie durch eröfnete Schleusen in das Schiff stürzte. Schaafe und Schweine ertranken unter dem Halbendek, und trieben mit verschiedenen Wassertonnen und andern Geräthschaften in die See. Die Wellen wolten in Barren, **) die ich nie höher gesehen habe; nach dem Augenscheine schäzt ich sie zwischen dreißig und vierzig Fuß hoch. Alle Seeleute versicherten, sie nie höher gesehen zu haben. Eine dieser Wellen wäre hinlänglich gewesen, uns zu verderben; allein mit Hülfe des einzigen Seegels, das wir noch führen konnten, blieben wir noch immer so weit in der Höhe, daß uns niemals der ganze Sturz vom Wasser traf, ob uns gleich die Barren oft überspülten. Es ist zu verwundern, daß es das Seegel aushielt. Aexte und Beile

*) Die linke Seite des Schiffs.

**) Wellen, die sehr hoch gehen.

wurden schon bereit gehalten, die Masten zu Kappen, wenn der Sturm das Seegel weggerissen hätte. Ich muß gestehen, daß mir der Anblik dieser Anstalt, eine sehr unangenehme Empfindung verursachte, die ich jedoch nicht merken ließ, weil ich mich hauptsächlich bemühte, jedermann bei gutem Muthe zu erhalten. Die Bestürzung, welche bei solcher Gefahr auf einem Schiffe herrscht, ist nicht zu beschreiben, doch ging bei uns noch alles in guter Ordnung. Ein Glük, das nicht immer mit der Lage verbunden ist, worinn wir uns befanden; denn oft werden die Offiziere selbst so bestürzt, daß sie sich ausser Stande befinden, die nöthigen Anstalten zu verordnen, oder das Volk wird so muthlos, daß es auf keine Befehle mehr achtet. Unsre ganze Gefahr war für diesmal nur Schrekken, Sturm und See legten sich mit einmal, und wir entkamen sogar ohne merkliche Beschädigung. Die Inseln St. Paul und Amsterdam bekamen wir nicht ins Gesicht, ob wir gleich noch einige Zeit darauf kreuzten.

Den 3ten Mai sahen wir einiges Seegras treiben. Ein Zeichen, das die Seefahrer für untrüglich ansehen, sich auf der Länge dieser Inseln zu befinden, und nach welchen sie allemal ihren Lauf ordnen, wenn sie die genannten Inseln in der Nacht oder durch andere Zufälle, ohne sie zu sehen, vorbeigesegelt sind. Wir thaten ein gleiches und verfolgten unsern Weg ruhig nach dem Lande der Eintracht.

Den 28ten Mai erblikten wir dieses Land unter dem 28ten Grad der Breite. Wir fanden hier zu unsrer Verwunderung, daß wir uns mehr als 50 Meilen östlicher geschäzt hatten, als wir in der That waren. Dies ist um so mehr zu verwundern, da sich sonst die Schiffe hier gemeiniglich um 80 bis 100 Meilen östlicher finden als sie gerechnet haben; ein Unterschied in unsrer Rechnung von mehr als 150 Meilen! So unsicher ist die Seefahrt, die oft für das Meisterstük des menschlichen Wizzes ausgegeben wird.

Den 6ten Junius erblikten wir die Insel Java. Die liebliche und fruchtbare Ansicht

davon war mir um so mehr erfreulich, da ich auf meiner Reise bisher nur ungeheure und unfruchtbare Felsen aus dem Meere hatte emporsteigen sehen, und da ich zugleich die Versicherung des nahen Endes meiner Reise darin fand. Bis zum 12ten Junius seegelten wir an der südlichen Küste dieses gesegneten Landes hin, und nun gelangten wir glüklich in die Strasse Sunda, den Kanal zwischen Java und Sumatra. Hier nahm ich von meinen Gefährten Abschied; nicht ohne viele Rührung, die dadurch noch vermehrt wurde, daß jedermann sich bemühte, mir seine Freundschaft und Zufriedenheit mit meiner Gesellschaft zu bezeugen. So gar die Matrosen drükten mich mit ihren harten Händen. Ein dreifaches und allgemeines Huzzasgeschrei, wünschte mir noch Glük auf den Rest meiner Reise, als die Schaluppe vom Schiffe abstieß, mich in ein kleines Fahrzeug zu bringen, das uns entgegen kam, die Briefe der Kompagnie abzuholen. Es ist gewöhnlich, daß der Unterkaufmann diese Papiere begleitet, und damit in hierzu bestimm-

ten Fahrzeugen vorausgehet, mit denen sie ei-nige Tage früher nach Batavia gelangen kön-nen, da diese kleineren Schiffe sich näher an das Land wagen dürfen, um von den Land-winden Gebrauch zu machen.

Den 17 Junius sezte mich eine andre Scha-luppe, die mir unfern der Rhede entgegen kam, mit den Papieren der Kompagnie und mit allen meinen Hofnungen, ans Land. Noch an eben diesem Tage übergab ich meine Papiere dem Generalgouverneur, und meldete mich bei den übrigen Herren der indischen Regierung. Man fühlt einige Verlegenheit, wenn man 3500 Mei-len von allen seinen Freunden und Bekannten entfernt, ein Empfehlungsschreiben überreicht, das Glük oder Unglük bestimmen muß. Die leutselige Art, mit welcher der Generalgouver-neur jedermann empfängt, riß mich aber sehr bald aus aller Verlegenheit. Batavia hat ein angenehmes Ansehen, so bald man den Fluß herauf ist, der in die Stadt führt und die armseligen Hütten der Fischer hinter sich hat. Die Kanäle und Stra-

sen

sen, welche die Stadt durchschneiden, sind alle nach der Schnur gezogen, mehrentheils mit ansehnlichen Häusern bebaut, und mit Tamarinden, und Kanarienbäumen bepflanzt. Man sieht hier keine Häuser von mehr als zwei Stokwerken; ich glaube aus Besorgniß von Erdbeben. Indeß haben diese hier niemals Verwüstungen angerichtet, ob man gleich zuweilen ziemlich merkliche Stösse empfunden hat, so wie im Jänner dieses Jahrs. Das Aeußere der Häuser gleicht vollkommen den Holländischen, nur daß das Dach bei allen einige Fuß über die Wand vorsteht, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Inwendig sind die Gebäude wegen der verschiedenen Bedürfnisse sehr abweichend von der Bauart der Europäer. Ein großer Saal, der sich wie eine Gallerie durch das ganze Haus erstrekt, verbindet die verschiedenen Zimmer. Dieser Saal, oder Gallerie, dient sowohl zum Besuch, als Speisezimmer, ja alle tägliche Verrichtungen werden darinne vorgenommen. Gemeiniglich findet man sie mit Verschwendung meublirt, doch alle, ohne Aus-

nahme, ohne Tapeten. Das obere Stokwerk enthält die Schlafzimmer, und die Wohnungen der Sklaven, es wird daher selten an Fremde gezeigt, und ist nur schlecht, aber doch sehr reinlich aufgepuzt. Wenn es der Raum erlaubt, so ist in der Nachbarschaft des Wohnhauses allemal noch ein kleiner Saal, den man hier ein Spielhauß nennt. Zuweilen ist er offen, und hat nur Rollklappen von Leinewand, zuweilen ist er auch zugebaut. Hieher führt man die Fremden bei ihren Besuchen, um freiere Luft zu genießen. Die Gegend um Batavia ist angenehm. Sie besteht aus einer unzählbaren Menge von Landhäusern, und von, oft mit Geschmak angelegten, Gärten, wodurch sie das Ansehen eines einzigen großen Gartens gewinnt. Bäume, Pflanzen, Menschen und Thiere; alles gewährt hier einen besondern Anblik, und reizt das Auge des Naturforschers. Die Menschen sind hier eine seltsame Mischung aller Nazionen der Erde, von mannichfaltiger Tracht und Farbe. Der Handel, und eine gute Polizei macht, daß sie alle einträchtig und friedlich bei einander leben;

so verschieden auch ihre Sprache, Religion, und Sitten sind. Unter den Bäumen, die ich hier gesehen habe, ist kein einziger, der in unserm Vaterlande einheimisch wäre, wohl aber solche, die man durch Kunst und Fleiß daselbst fortbringt, als: der Granatbaum, der Pisang u. a. m. Unter den übrigen Pflanzen aber findet man viele, die aus Europa hergebracht, oder doch dort auch einheimisch geworden sind. Z. B. die Rose, Balsamine, und verschiedene andere Blumen; ausserdem fast alle europäische Küchenkräuter, deren Kultur man der unermüdeten Arbeitsamkeit der Chinesen zu verdanken hat; Spargel und Gurken liefern die hiesigen Gärten zu allen Jahreszeiten. Man bringt auch Trauben zum Verkauf, allein sie sind sehr schlecht. Von europäischen Thieren haben einige das Bürgerrecht hier erhalten, als die Hunde, die Kazzen, einige Arten von Enten und Tauben, ja so gar die Sperlinge. Die Wärme hab ich hier noch nie unerträglicher gefunden, als sie in Sommertagen in Deutschland ist. Die Mittagshizze wird zu Batavia sehr durch

den Seewind gemäßigt, der um die Mittagsstunden gewöhnlich sehr frisch weht. Die Morgen- und Abendstunden sind angenehm, und die Nächte so kühl, daß man sich zudekken muß. Das hiesige so verschriene Klima, scheint meinem Körper dermassen zu behagen, daß ich mit Wahrheit versichern kann, mich hier noch besser als selbst in meinem Vaterlande zu befinden. In lezterm war es die Abwechselung der kalten und warmen Jahrszeit, die für meine Gesundheit stets beschwerliche Folgen hatte; und ich muß daher bei dem ewigen Sommer dieses Himmelsstriches nothwendig gewinnen. Das Ungesunde der hiesigen Gegend, scheint nur den Armen anzugehn, der bei schlechter Kost der Hizze des Tages, und der Kälte der hier überaus kühlen Nächte ausgesezt ist; oder den, der sich verderblichen Ausschweifungen ergiebt. In beiden Fällen würde sie mich nicht treffen, denn ob ich gleich noch nicht unter die Reichen zu zählen bin, so leb ich doch, Dank seis der Gastfreiheit der Batavier! in vollem Ueberflusse, und mit den Ausschweifungen halt ichs noch

immer auf einen Fuß, bei dem man sich überall gut befindet. Die Sitten und den Anzug des schönen Geschlechts findet man hier besonders fremd, denn beide weichen von den Europäischen ganz ab. Der Kopfpuz besteht in einem großen Knopf, den sie von ihren eignen Haaren mitten auf dem Kopfe artig zusammenzuschlagen wissen. Er wird mit goldnen Nesteln und Kämmen fest gemacht, und mit Juwelen, oder auch mit lebendigen Blumen geziert. Das Kleid ist ein langer Rok mit spizzigen Aermeln, ohne Falten, und ohne Bezeichnung der Taille. Zuweilen ist es kürzer, aber von eben diesem Schnitte, und wird dann mit einem leichten Unterrokke getragen. Zu Hauße trift man sie oft mit bloßen Füßen an. Die Frauenzimmer zu Batavia baden sich öffentlich in den Strömen, die hier vorbeifließen, so, daß jeder Vorübergehender zusehen kann. Es ist hier so wenig wider den Wohlstand, als wider die Schaamhaftigkeit, wenn sie mit Mannspersonen von ihrer Bekanntschaft und Umgange zugleich baden. Die Mode, Ciri, oder Betel zu

Farben, hat etwas sehr widriges für das Auge, wenn man sie zum erstenmale bemerkt; allein, nach und nach gewöhnt man sich an diesen Anblik. Nach dieser Mode läßt sich jede Dame ein mit Gold oder Silber beschlagenes Kästchen in alle Gesellschaften nachtragen; es ist alles darinnen zusammengepakt, was zu dieser orientalischen Lekkerei gehört. Der Betel ist das Blatt von einer Pflanze, die wie der Epheu wächst *) es hat einen zusammenziehenden Geschmak. Bei dem Gebrauche wird ein Stükchen von einer Areknuß **) in ein solches Blatt gewikkelt, ein klein wenig Kalk hinzugethan, und so gekauet. Der Speichel färbt sich roth davon. Ich hab es selbst versucht, die Ciri zukauen, und fand sie etwas bitter und anziehend, und in der Wirkung der ähnlich, die der Tobak angehenden Rauchern verursacht; denn auch jene

*) Sirium myrthifolia, Lin.

**) Areca Catechu. Lin.

nimmt den Kopf etwas ein. Verschiedene behaupten, daß der Ciri einen guten Athem mache, oder doch den übelriechenden Athem verberge. Für mich ist der Geruch von dem Ciri selbst ein Gestank; doch hab ich auch einige Damen hier gesehen, die diese Mode nicht mitmachen, und demohnerachtet einen guten Athem haben. Die europäischen Männer kauen den Ciri nicht, bei den Einländern aber, gehört es sowohl für Weiber als Männer zur feinen Lebensart. Viel schlimmer als dieses Betelkauen ist die Absonderung von der Gesellschaft, welche das schöne Geschlecht gewöhnlich beobachtet, und ohne die man die hiesigen Gesellschaften um ein großes fröhlicher sehen würde. Die Frauenzimmer sizzen bei gesellschaftlichen Zusammenkünften allezeit allein, und oft in einem besondern Zimmer. Hier kauen sie ihren Ciri, und bewirthen sich mit Thee, Früchten und andern Näschereien, indeß die Männer ebenfalls einen besondern Zirkel ausmachen, und sich bei einer Pfeife Tobak, und Glase Wein mit Spielen und Sprechen unterhalten. Nur beim Tanze, wo-

von die hiesigen Frauenzimmer große Liebhaberinnen sind, sieht man die gesellschaftlichen Freuden allgemein werden, und nur an einigen Ceremonientagen sizt man in bunter Reihe an Tafel.

Sobald man in ein Hauß kommt, um Besuch abzustatten, legt man nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen Degen und Rok ab, und dieses selbst bei dem Generalgouverneur. Die, welche Perucken tragen, entlassen sich auch von dieser Bürde, an deren Stelle sie ihren kahlgeschorenen Kopf mit einer leichten Müzze bedekken, und in diesem Aufpuzze figurirt man beim Tanze, beim Spiele und an der Tafel. Hingegen werden die Westen hier allezeit mit Aermeln getragen. Der gewöhnliche Tag wird hier auf folgende Art hingebracht. Des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr macht man seine Partien für den Mittag und für den Abend. Die, welche Gesellschaften geben, schikken umher, um bitten zu lassen, und wer nicht gebeten ist, der läßt so lange bei seinen Bekannten umherfragen, bis er Einen trift, der ihn

annehmen kann. Dies ist die einzige Bemühung, die des Vormittages für das Vergnügen unternommen wird: denn übrigens bleibt dieser gänzlich den Geschäften gewidmet. Gegen zwölf Uhr begiebt man sich in das Hauß, wo man den Mittag speisen will. Unter einem Gespräch bei Wein und Tobak erwartet man das Auftragen des Essens. Ist die Tafel bereitet, so wird durch Sklavinnen Wasser, die Hände zu waschen, herumgegeben, und so bald sich jeder gewaschen hat, sezt man sich zu Tische. Die Suppe, und eine Schüssel mit Fisch werden einzeln aufgesezt. Hierauf folgt eine Tracht von Speisen in Schüsseln und auf Tellern, deren Anzahl die Größe des Tischtuches bestimmt. Ein Nachtisch von Früchten, eingemachten Sachen, Käse, Milch, Butter und dergleichen macht den Beschluß. Es wird reichlich bei Tische getrunken, doch ist dieß selten mit Zwang verknüpft; der Wirth bringt bei jedem Glase Wein eine Gesundheit aus. Ich sahe Menschen, die so daran gewöhnt waren, daß sie nicht tranken, sobald sie diese Gesundheit verhört hatten. Man

giebt Reiß, und auch Brod bei dem Essen, verschiedene in Eßig eingelegte Früchte, und mehrere Arten einer indischen Lekkerei, die man Sambul nennt. Es ist gebräuchlich vor und nach dem Essen zu beten. Ist die Mahlzeit geendigt, so wird wieder Wasser zum Händewaschen herumgegeben, das Tischtuch abgenommen, Tobak geraucht, und Wein getrunken. Wenn die Pfeife aus ist, trinkt man noch ein Glas auf eine gute Mittagsruhe, drükt sich die Hände, und jeder eilt nach Hause zu seiner Schlafkammer. Die Damen entfernen sich gemeiniglich gleich nach geendigter Mahlzeit. Abends um 6 Uhr kommt man in die Gesellschaft, die man sich für den Abend ausgesucht hat; hier wird gewöhnlich gespielt, oder man sezt sich an einen Tisch, der mit Wein und Tobak versehen ist, um sich mit Sprechen die Zeit zu verkürzen. Dieß dauert bis um 9 Uhr; dann geht man wieder nach Hause, wenn der Wirth nicht Lust hat, ein Abendessen zu geben, oder der Gast es anzunehmen; bleibt man, so findet man ohngefähr dieselbe Einrichtung, als beim Mittagsessen. Nach

Tische sezzen sich Herren und Damen, bei gutem Wetter vor das Haus, die Damen, um Tiri zu kauen, und die Männer, um Tobak zu rauchen, zu sprechen, und Wein zu trinken, das sind nun freilich keine Tage in Agathons Geschmak; allein man kann sie nicht besser haben. Eine Ursache, die allein schon hinlänglich ist, um vorlieb damit zu nehmen. Ich habe mir hier die Freundschaft eines Mannes erworben, der unter Eberts, und Zachariä Aufsicht zu Braunschweig und unter Kästner zu Göttingen, den Wissenschaften seine Jünglingsjahre gewidmet hat, und darauf wieder nach Indien seinem Vaterlande, zurückgekehrt ist. Ich finde eine ungemeine Erquikkung für meine oft durstige Seele in seinem Umgange, und alle schöne Geister meines Vaterlandes treffe ich in seiner Büchersammlung an. Es ist nur Schade, daß ihm sein ansehnliches und geschäftvolles Amt so wenig Zeit zu seinem und seiner Freunde Vergnügen übrig läßt. An dem Prediger Mohr, der ebenfalls ein Freund der Wissenschaften war, hoffte ich

mir eine ähnliche Unterstüzzung zu erwerben, allein er starb vor wenig Tagen. Er war schon krank als ich hieher kam. Ich besuchte ihn verschiedenemal in seiner Krankheit, und er wartete nur auf seine Herstellung, um mich mit seinen Büchern, seinen Instrumenten und seiner Sternwarte bekannt zu machen. Er war ein Deutscher, der eine Sternwarte für 80000 hiesige Reichsthaler oder hundert und zwei und neunzig tausend holl. Gulden hier aufbauete. Schwaben war sein Vaterland. Du wirst diesen Prediger Mohr schon aus Bougainville kennen, der im Ton der französischen Reisebeschreiber von ihm spricht.

Die Sklaven sind hier Heiden, oder Muhamedaner, selten aber Christen, weil man hier ein Gesez hat, das den Handel mit Christensklaven verbietet. Die Verschiedenheit der Religion unter den Sklaven, und der Einfluß, den einige Betrüger, die sich für Priester ausgeben lassen, auf ihren Willen haben, giebt zu vielen unangenehmen

Vorfällen für ihre Herren Anlaß. Die Aufwartung von Sklaven wird hier überhaupt für das größte Unglük gehalten. In mittelmäßig großen Häußern sieht man funfzig und sechzig dieser menschenähnlichen Gestalten, ein fressendes Kapital, oft von mehr als 18000 Thl. oder 43,657 holl. Gulden, das mit den Zinsen, und dem Unterhalt der Sklaven jährlich über 4700 Gulden wegnimmt. Damit man sich nicht verwundere, daß ich dies für 60 Dienstboten, als eine beträchtliche Ausgabe ansezze, so muß ich anmerken, daß funf bis sechs Menschen, in unserm Vaterlande, mehr Arbeit verrichten, als diese sechzig; und der Verlust am Kapitale bei Sterbefällen ist noch nicht einmal berechnet, und eben so wenig der Verlust in Betracht gezogen, der unvermeidlich ist, wenn man sich täglich von 60 mehrentheils stupiden Menschen, umringt sieht, davon der, auf welchen man sich heute am mehrsten verlassen hat, Morgen ein Dieb, ein Ausreisser, oder wohl gar ein Mörder ist. Man muß sich hier über die Untreue, und den Leichtsinn der Sklaven um so mehr verwun-

dern, da es gewis ist, daß sie hier besser als an dem Kap und an andern Orten gehalten werden. Doch was kann man selbst bei der besten Behandlung von Menschen erwarten, die ihrem thierischen Triebe sich gänzlich überlassen, weil ihnen die Vorzüge der Menschheit theils unbekannt, theils versagt sind. Sie kennen keine andere Lenkung des Willens, sobald sie nur ihren Herren aus dem Auge sind, als den Zufall, der ihnen in dieser großen Stadt Gelegenheit genug zu verderblichen Ausschweifungen anbietet. Man sagt, daß die Portugiesen, als sie in ihren indischen Besizzungen der Macht der Holländer weichen mußten, ihre Ueberwinder mit dem Fluche verfluchten: daß ihnen Gott Sklaven in Menge geben möchte.

Jezt behelf ich mich mit zwei Sklaven; der Eine davon muß das Hauß hüten, und der andre den Sonnenschirm über mir tragen, wenn ich ausgehe; ich wünsche, daß mich der Fluch der Portugiesen nie treffen möge. Das Hauß, das ich bewohne, hat nicht mehr als

ein Zimmer im untern Stokwerke, und eins im obern; dennoch kostet es monatlich 8 Thl. oder 19 Fl. 4 St. holländisch. Die Hausmiethe ist hier sehr hoch gestiegen, weil jedermann in den Häusern wohnen will, von denen man glaubt, daß ihre Lage gesund sei. Das obere Ende der Tygersgragt, wo mein Haus steht, und alle vom Seestrande entfernte Gegenden, hält man für die gesündesten.

Alle europäischen Waaren sind hier fast nicht zu bezahlen, zumal wenn man sie aus der zweiten und dritten Hand kaufen muß. Die Produkte des hiesigen Landes sind hingegen ungemein wohlfeil. Die Theurung betrift daher hauptsächlich nur solche Dinge, die zum Wohlleben, oder zu den Foderungen des Luxus gehören. Für 4 Deut (ohngefähr 4 Pfennig nach unserm Gelde) kann sich ein gemeiner Mann satt essen, wenn er sich mit Reiß und Fisch begnügen will; allein eine Bouteille Bier kostet zuweilen einen halben Dukaten, und ein Miethwagen jährlich 600 Rthr. batavisch oder 1440 fl. holländisch.

An keinem Orte in der Welt sieht man nach Verhältniß der Größe mehr Equipagen als hier, aber nirgend ist auch ein Wagen nothwendiger als in Batavia, weil die mehresten Menschen außer der Stadt, und so entfernt wohnen, daß man einen ganzen Tag würde zu gehen haben, um zwei oder drei davon zu sprechen. Die Verschiedenheit in den Equipagen bestimmt hier den Rang. Nur der Generalgouverneur, und die Räthe von Indien mögen sich ganz zugemachter Wagen bedienen, und zwei Lauffer vorauslauffen lassen. Die übrigen halten halb bedekte Wagen, die durch mehr oder weniger Vergoldung den Stand ihres Besizzers anzeigen; und dies geht herab bis zu einem Range, den die Vergoldung nicht mehr zukömmt, und dieser leztere theilt sich wieder in bemahlte, und unbemahlte Kutschkasten ein. Den Gouverneur begleitet allezeit eine Wache von Dragonern, und 2. Trompeter blasen voraus. Bei Nacht darf keiner, der nach den Räthen von Indien den Rang hat, mehr als eine Laterne am Wagen führen.

Man

Man kann sich leicht vorstellen, wie viel Geschäfte einem Generalgouverneur von allen holländischen Besitzungen in Indien obliegen, und daß seine Zeit sehr genau muß angewendet werden, um sie abzuthun. Allein die Nachrichten in der allgemeinen Geschichte der Handlung ꝛc. ꝛc. sind übertrieben, und die darinne erwähnte Vorschrift zur Eintheilung der Zeit eines Generalgouverneurs ist entweder eine Lüge, oder die Vorschrift ist ungültig geworden; sie wäre aber auch die lächerlichste, die jemals existirt hätte. Von einem Manne, dem ein so wichtiger Posten anvertraut wird, muß man wohl versichert seyn, daß er seine Zeit nach der Foderung seiner Geschäfte eintheilen werde. Der jezzige Generalgouverneur, ein sehr würdiger Mann, Petrus van der Parra, ist nie in Europa gewesen, und die Kenntnisse, die er besizt, muß man also um so mehr bewundern. Er ist zu Colombo auf der Insel Ceilon gebohren.

Es ist eine lutherische Kirche hier, die durch des General Imhof's Veranstaltung

gebauet worden. Eben dieser General, von dem man noch mehrere gute Anstalten rühmet, richtete auch eine Schule für Seeleute hier auf, und eine andere für junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen, und sich zubereiten wollen, von hieraus europäische Akademien zu besuchen. Diese Schule ist wieder eingegangen, und gegenwärtig hat man in keiner unsrer indischen Besizzungen öffentliche Schulen. Die Kirchen sind hier fein gebaut, aber ohne Thürme: der morastige Grund trägt so schwere Lasten nicht.

Das Militair, im Ganzen gerechnet, steht hier wenig in Achtung. Doch sind die Offiziere nicht derjenigen Achtung beraubt, die sie sich durch persönliche Eigenschaften erwerben. Die Einkünfte der Offiziere sind nach dem Verhältnisse der hiesigen Bedürfnisse, und ihres Preises, sehr mittelmäßig, und blos zum Unterhalte hinreichend. Wäre dieses nicht, so würden sie ihr Glük machen können, denn das Avancement ist besser bei ihnen als im Civilstande; es sei, daß die Hizze, der sie aus-

gesezt sind, oder andre Ursachen, das Sterben unter ihnen mehr befördern.

Man trift hier alle Krankheiten an, die man in Europa findet, so gar kalte Fieber hat man hier von allen Gattungen. Die rothe Ruhr und andere Krankheiten, die in Europa heftig ansteken, sind hier wohl sehr gefährlich, aber nicht ansteckend. Die Kinderblattern scheinen nicht so gemein zu seyn, als in den nördlichliegenden Ländern. Man will aus Beobachtungen wissen, daß Batavia vor diesem so gesund war, als es noch jezt verschiedene andere Plätze auf der Insel Java sind, und daß die Ungesundheit, über die man hier ohne Aufhören klagt, blos von dem Morast herrühre, den die See seit einiger Zeit an den Strand zu sezzen beginnt.

Ich glaube freilich wohl, daß dieses grosse Einfluß auf die Gesundheit haben kann; allein ich begreife auch, daß die Lebensart und die schlechte oder gute Behandlung der Kranken einen großen Einfluß auf die Todten-

register haben muß. Die wenigen guten Aerzte, welche hier sind, können ihre Sorgfalt nicht über das ganze Volk verbreiten, und wo tödten die schlechten nicht? Ich habe den Tissot in einigen Häusern bekannt gemacht, worin er jezt mit gutem Erfolg gebraucht wird, und auch meinen Sklaven hab ich schon einigemal durch seine Vorschrift geholfen.

Mit Sklaven giebt sich kein Arzt von Rufe ab, es ist aber auch wirklich verdrüßlich, sich mit ihrer Wiederherstellung zu bemengen, weil sie die Vorschriften selten genau genug beobachten und wider die Diät sündigen, so bald man nur den Rükken wendet. Ich betrachte daher die Meinigen in diesem Stükke wie die unverständigen Kinder, die man so viel als möglich einschränken muß, damit sie sich nicht schaden.

Ich habe schon auf Schmetterlinge Jagd gemacht, aber noch zur Zeit ohne großen Gewinn. Auf den benachbarten Inseln sollen sie in größerer Menge und Verschiedenheit seyn, als hier. Die Moschiten oder Mus-

ken sind nicht fürchterlicher als unsre Schnecken: wo sie hinstechen, da giebts eine kleine rothe Beule. Des Nachts hält man sie durch Vorhänge von Musselin von den Schlafstellen ab. Von allen andern schädlichen Insekten weis man im Bezirk der Stadt sehr wenig. Die Kaimanne, oder Krocodille kommen sehr selten in die Stadt; sie liegen gewöhnlich am Ausgange des Flusses, wo sie nach den abtreibenden Aesern fischen. Der unausstehliche Gestank, den sie um sich her verbreiten, trägt mit dazu bei, daß man sie leicht vermeiden kann. Nicht selten werden ihnen auch Körper entleibter Menschen zu Theile, die der Strom nach der See zuführt; allein man weiß sehr wenige Beispiele, daß lebende Menschen ihr Raub geworden wären. Man hegt sie gewissermaßen, weil sie den Seestrand säubern. Das gemeine Volk, vornehmlich die Javanen, und die Einwohner der benachbarten Inseln, haben, durch Aberglauben, und durch die Gaukeleien der Priester geblendet, viele Achtung vor diesen monströsen Thieren. Diejenigen, die der indischen Sekte zu-

gethan sind, welche die Seelenwanderung lehrt, verehren sie zuweilen mit der Zuneigung eines Gatten, Bruders oder Kindes. Man sagt, daß einige Priester das Kunststük besizzen, die Kaimanne herbeizulokken, daß sie es aber geheim halten, um den gemeinen Mann in der Meinung zu lassen, als erscheine der Kaimann aus Gehorsam gegen die Beschwörung, wodurch sie ihn rufen. Das Thier soll dann zuweilen Befehl erhalten, wen es fressen, oder wen es verschonen, oder auch wohl sich einer Bestrafung unterwerfen müssen, wenn es Schaden gethan hat. Ich habe diesen Auftritt noch nie sehen können, und eben so wenig andre Arten von Kunststükken und Zaubereien, davon man hier spricht, so sehr ich mich auch bemühet habe ein Augenzeuge zu diesem vorgeblichen Werke des Teufels zu seyn. Es scheint mir aber, daß überhaupt der Einfluß auf die Einbildung, von der Macht dieses Höllengespenstes aus der phisikalischen Welt, sich hier so gut als in Europa zu mindern angefangen habe, so daß ich vielleicht um 50 Jahr zu spät gebohren wurde, um Wunder dieser Art zu untersuchen.

Desto besser! und ich wünsche nur, daß auch in der moralischen Welt keine Aeusserungen mehr zu finden seyn möchten, die die Frage erzeugen: ob ein Teufel sei, und würke?

Eilfter Brief.

An die B. C. v. W.

Batavia, den 24ten Jenner 1776.

Nur vor wenig Tagen kam mir das Paket erstlich zu Handen, das am 15ten Dez. 1774. für mich abgefertigt wurde, und in welchem ich die so lange und sehnlich gewünschten Nachrichten von dem Wohlseyn und dem fortdauernden freundschaftlichen Andenken meiner werthen und besten Freunde fand.

Ich befinde mich, Gott sei Dank! vollkommen wohl. Der ewige Sommer, welcher hier herrscht, ist mir erfreulich, und scheint von der besten Wirkung auf meine Gesundheit zu sein, so daß ich meinen werthen Freunden

diesfalls die besten Hofnungen von mir geben kann. Von meinen andern Aussichten kann ich noch keine weitern Nachrichten ertheilen, als daß sie überhaupt genommen, noch anhaltend vortheilhaft sind. Ich bin zwar noch immer nicht hier angestellt, aber darum nichts weniger als mißvergnügt, denn ich stellte mir gleich zum Voraus vor, daß es nicht allzugeschwind damit gehen würde, ich leide hier keinen Mangel, da das Wenige, was ich mit hieher brachte, zureicht, mich vor Noth zu schüzzen, und ich hier das Glük habe, Freunde und Unterstüzzung zu finden.

Der Generalgouverneur van der Parra ist am 28 Dez. v. J. gestorben, und der Direkteur van Riemsdyk an seinen Plaz gewählt worden. Dies ist die Haupt-Neuigkeit aus diesem, in vielen Gegenden sehr über Verdienst berühmten Ortes, und die auch in Wahrheit in vielem Betrachte wichtig genug ist, ob gleich jezt schon Niemand mehr daran denkt. Sobald hier ein Mann begraben ist, sobald ist er auch vergessen, vom General bis

zum Matrosen, und das ist auch mehrentheils ganz gut. Auf mich hat dieser Todesfall nicht den geringsten Einfluß. Indessen hat mir der Tod hier einen andern Schlag versezt, der für mich ungemein empfindlich war. De Fillietaz, der Generalbuchhalter wurde zum Gouverneur von Malakka ernannt. Seine Freundschaft für mich war so groß, daß er den Beschluß von der Regierung für mich auswirkte, daß ich mit ihm nach Malakka gehen sollte, um daselbst bei erster Gelegenheit angestellt zu werden. Der Posten eines Gouverneurs von Malakka ist, wenn er besonders (wie mein Freund war) ein Negoziant ist, äusserst wichtig, und er würde auch mich durch die Handlung in eine so vortheilhafte Lage haben sezzen können, — daß es ihm sehr leicht würde gewesen seyn, den Entwurf auszuführen, den wir gemacht hatten, und der nichts geringers betraf, als mich in Stand zu sezzen, ihn nach Verlauf von fünf Jahren nach Europa zu begleiten. Gott hat es anders gewollt. — Acht Tage nach seiner Anstellung als Gouver-

neur begleitete ich ihn zur Gruft. Sehn sie, m. w. F. diese Probe, von der Ungewißheit und Unsicherheit des Glüks, nach welchem man hier suchet. Nur durch Freunde und Patrone ist es zu erlangen. Es kostet viel Kunst und Mühe sich dieselben hier zu erwerben, und hat man endlich einen Freund gewonnen, so ist wenig auf sein Leben zu rechnen. Da indessen mein redlicher seliger Freund mich noch auf seinem Sterbebette an einige seiner hier sehr mächtigen Freunde dringend empfohlen hat, so habe ich die beste Hofnung, daß ich nächstens hier einen Posten erhalten werde, denn nach M a l a k k a werde ich nun, da mein Gönner todt ist, nicht gehen. Nun zur Beantwortung einiger ihrer Fragen, m. w. F., so viel mir die Zeit und die Umstände gegenwärtig erlauben.

Von dem hiesigen Frauenzimmer, ihrer Art zu leben, sich zu kleiden u. s. w. werden Sie schon etwas in dem an meinen Bruder zu Ende des vorigen Jahres abgeschikten Aufsazze gefunden haben. —

Von den Sitten der inländischen Völker kann

ich nur noch wenige Nachricht geben, und eben so wenig kann ich von den Chinesen sagen, die hier wohnen. Man muß durchaus die Sprachen der Völker vorher verstehen, bevor man gründliche Untersuchungen über sie anstellen kann. Die wahren Einwohner dieses Landes, die Javanen, sieht man hier in Batavia nicht viel, der größte Theil des gemeinen Volks besteht aus Chinesen, aus freigegebenen Sklaven, und ihren Abkömmlingen, und aus Nachkommen von den Portugiesen, deren Vorgänger die Rolle hier spielten, welche die Holländer jezt vorstellen.

Die Chinesen beten ihren Gost an, dem zu Ehren ich einige Opferungen habe anstellen sehen, mit Gebräuchen verbunden, die nichts weniger als geschikt waren, Gedanken, der Würde einer Gottheit angemessen, zu erzeugen. Der Gözze, vor dem der Weihrauch brannte, war ein anderthalb Fuß hohes Bild, das sie mit Papier, und bunten Lappen, im Geschmak der Marienbilder in armen Kapellen, ausstaffiert hatten. Das Gesicht

des Gözzen war feuerroth, und schien mit hoch aufgezogenen Augenbraunen, Grimm und Zorn zu verkündigen. Vermuthlich um den Ausdruk der Wuth zu vergrößern, hing ihm die Zunge bis auf das Kinn aus dem Halse. Diese schöne Figur stand auf einem Tische, auf dem ihr ein Priester unter vielen Verbeugungen und Anbetungen vielerlei Speisen vorsezte, und ihr dünne, angezündete Stäbchen opferte, die von Holz zu sein schienen; er zündete dabei allemal drei und drei zugleich an. Dieser Tisch stand rechter Hand am Eingange der Hütte, die den Tempel vorstellte, und mitten auf die Straße gebaut war, sie hatte nur drei Wände, denn die vordere diente zum Eingange. Diesem gegenüber stand ein anderer Tisch piramidalisch mit Speisen aufgetafelt, und zur linken Seite des Einganges ein dritter, an welchem Thee geschenkt wurde, und bei dem ein Chineser stand, der aus einer langen chinesischen Pfeife mit einer Mine Tobak rauchte, die mich vermuthen ließ, er thue es im Namen der Gottheit. An der Wand, dem Eingange gegenüber, hing eine sehr schlechte

Schilderei dreier Figuren, davon die mittelste etwas größer gezeichnet war, als die beiden andern, welche ihr zur Seite saßen. Bei den Ceremonien, die der Priester vornahm, läutete ein Chineser hinter ihm mit einer Klingel, so wie man es bei den Katholiken sieht. Einige andere machten Musik auf Tamburins, und auf Instrumenten, die diesen Namen nicht verdienen. Man zündete darauf ausserhalb des Tempels ein Feuer an, und dem Gözzen zu Ehren, wurden darin eine große Menge vergoldeter, beschriebener, und bemalter Papiere verbrannt. Das geht noch an, dacht' ich, wenn sich diese zornige Gottheit mit bunten Papier befriedigen läßt. Die Thorheit hat wohl ehe dem Gott der Liebe Menschenblut geopfert.

Ich bin auch bei einem heidnischen Opferfeste zugegen gewesen. Es wurde an zwei Gözzen geopfert, die auf verschiedenen Tragsesseln saßen, und von denen der Eine ein gutes, der Andre ein böses Wesen vorstellen sollte. Die erstere Figur stellte ein Weib

vor, das einige Kinder neben sich hatte; die andere war dem bei dem chinesischen Opfer vorhin beschriebenen Gözzen ähnlich. Ein Bok war das Opferthier. Als dieser geschlachtet war, trug man die Gözzen in Procession nach einer Laube von Cocos- und Pisangblättern, in deren Mitte zwei junge Pisangbäume gepflanzt waren. Musik mit Tamburins, und Fakkeln begleitete die Procession, denn das Fest nahm erst mit der Nacht seinen Anfang. Die Gözzen wurden der Laube gegenüber still gehalten, um Angesichts ihrer eine zweite Opferung vorzunehmen. Ein Priester sezte sich in die Laube auf die Erde und verrichtete die Opferung, die aus Reiß und einigen Früchten bestand. Er ließ sich hierauf von den Waffen, womit der böse Geist ausgerüstet war, einen kleinen Bogen und drei Pfeile geben, die er in die jungen Pisangbäume abschoß, und jedesmal in einer ehrerbietigen Stellung wieder herauszog und an seine Stirn drükte. Hierauf nahm er ein großes Opfermesser und hieb beide Bäume einige Schuh hoch über der Erde um. Ein anderer jüngerer Priester

tanzte einen kriegerischen Tanz, erst mit einem Schwerdte, dann mit einer Art von Lanze, sehr fertig und nicht ganz ohne Anmuth. Das ganze Fest nahm sich ziemlich gut aus, allein es kam mir vor, als wäre alles mehr willkührliche Veranstaltung der Priester, als eine mit ihrer Religion verbundene Ceremonie.

Ich habe auch die Neugierde gehabt ein chinesisches Schauspiel zu besuchen. Es war so schlecht, was den Theil betrift, den ich zu beurtheilen im Stande bin, daß ich unmöglich glauben kann, der Rest davon sei von irgend einiger Bedeutung. Die Helden unterschieden sich von den übrigen Personen des Schauspiels durch 6 kleine Fahnen, wie unsre Standarten der Reuterei, und diese hatten sie auf dem Rükken stekken. Ihre Gesichter waren gleich den Masken, schwarz und weiß gemalt. Den Kopf zierte eine Art von Helm mit Federn geschmükt. Die Kleidung bestand aus verschiedenen reichen Lappen, alt und wunderlich ausgeschnitten. Die Hel-

din-

binnen waren dagegen sehr einfach gekleidet. Die Helden kamen mit einer Lanze und kleinen Peitsche versehen auf den Schauplaz. Mit der Peitsche gaben sie zuweilen einen Schlag auf die Falten ihrer langen Kleidung; ich schloß daraus, daß sie vorstellen wollten, sie wären zu Pferde. Begegneten sich zwei Parteien solcher Reiter, so wurde die Peitsche hinweggeworfen, und zur Lanze gegriffen, die sie sich einander um die Ohren schlugen, indem sie einander stets mit einer Wendung vorbeigiengen, die den dos a dos in englischen Tänzen ähnlich war. Das Orchester ließ sich dabei wakker mit großen Bekken hören, denen ähnlich, die man in Europa bei der Janitscharen-Musik gebraucht, jene gaben aber einen viel stärkern Klang, und überschrien alle andere Instrumente, so daß es einen teuflischen Lerm machte, bis eine oder die andere Partei wieder vom Plazze getrieben war. Die triumphirende Partei heulte dann noch etwas unter Begleitung gelinderer, aber darum nicht lieblicher klingenden Instrumente; es war weder Arie, noch Rezitativ. Darauf räum-

ten sie den Schauplaz für neue Auftritte. Das Theater war eine Bude, im wahren Geschmakke jener Gerüste, worauf Hanswurst den Balsam seines Doktors ausbietet. Das Orchester saß hinten auf dem Theater, und verengte den kleinen Kampfplaz der Helden noch mehr. Das Hauptinstrument stellte eine Art von Geige vor, auf der einige Töne fest gestimmt waren; es ward mit einem Bogen gestrichen. Da weder Hals noch Griffbrett an dieser Maschine war, so konnte es zu nichts dienen, als die Töne, die es hatte, auszuhalten. Einige Tamburins, einige Schellen, und eine große Zitter von wenigem Klange, begleiteten diese Leier. Die Zuschauer bezeigten große Aufmerksamkeit als gesungen wurde. Vielleicht waren die Worte interessant; allein man kann überhaupt von diesem Schauspiele keinen Schluß auf das zu P e k i n g machen. Die Chinesen, welche hier wohnen sind aus der allergeringsten Klasse dieses Volks, auch vermuthlich ohne die mindeste Kultur. Und was würde es für einen Schluß auf die großen Theater in Deutschland geben, wenn sich unsre Matrosen einmal einfallen lies

ßen, z. B. die Alzeste in Makao aufzuführen?

Die Musik ist hier nichts weniger als im Flor. Es ist mir nur ein einziger Musiker bekannt, der vielleicht bei einem guten deutschen Orchester Dienste finden würde. Fünf Liebhaber halten wechselsweise in ihren Häusern Konzert, dem auch ich beiwohne. Man hört demohnerachtet in allen Häusern Musik, die von Schwarzen, im Geschmak der sogenannten Prager Studenten, aufgeführt wird, oft auch im Tone der Hunde und Kazzen. Man ist hier in Ansehung dieses Punktes noch nicht verzärtelt; jede Musik nimmt man für eine Einladung zur Freude auf, und lacht, tanzt, singt, und trinkt dabei.

Nehmen sie, l. F. für diesmal mit diesen wenigen Bemerkungen vorlieb. Die Geschäfte, die ich für die Wittwe meines verstorbenen Freundes de Fillietaz übernommen habe, nehmen jezt alle meine Zeit hin. ꝛc. ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, den 25sten October 1776.

Da ich weis, daß du, m. l. B. genugsame Kenntniß von dem Elende hast, mit welchem die mehresten Unterkaufleute, die noch in keiner gewissen Bedienung angestellt sind, hier zu kämpfen haben: so ergreiffe ich die erste Gelegenheit, die sich darbietet, um Dich und meine übrigen Freunde aus der Unruhe zu reißen. Durch Gottes Beistand befinde ich mich nicht allein noch vollkommen wohl und gesund, sondern ich kann auch noch die Freude haben, Dir zu berichten, daß ich den

ßten dieses wirklich bin angestellt worden, und zwar als Buchhalter bey dem hiesigen grossen Hospitale. Mein Titel wird zwar eben keinen glänzenden Zusaz durch Beifugung meines neuen Karakters erhalten. Unterkaufmann, und Buchhalter muß für ein deutsches Ohr, das an das Geklingel der Titel gewöhnt ist, sonderbar genug klingen; aber hier zulande macht der Titel nicht den Mann, und man frägt nur darnach, obs im Beutel klingt. —

Mein jezt erhaltener Posten wird mir ohngefähr jährlich 4000. holl. Gulden einbringen. Dieß ist zwar in Betracht der hiesigen Theurung eben nicht viel, doch hinreichend, um geruhig eine Verbesserung abzuwarten, und ich hoffe, daß selbige so gar lange nicht aussen bleiben soll. Mein Gehalt als Unterkaufmann geht dabei, wie das stets gewöhnlich ist, auch in Europa fort, und beträgt jährlich 480. fl. Doch ist dabei die beschwerliche Einrichtung gemacht, daß dieses Geld von der Kompagnie in Holland nicht ehr ausgezahlt wird, bis man 5 Jahr in

Indien gewesen ist, nachher kann man jährlich darüber disponieren. Stirbt einer unter der Zeit, so wird das gutgemachte Geld, wenn keine Schulden vorhanden sind, den Erben ausgezahlt.

Nun zu Deinen an mich gethanen Fragen, m. l. B.

Erstlich also: Ob vor der tatarischen Unterjochung des chinesischen Reichs schon Chinesen hier gewesen sind, oder ob sie erst bei jener großen Auswanderung hieher gekommen? Es scheint mir wahrscheinlich, daß sie selbst vor der Europäer Ankunft schon diese Insel befahren haben; ob sie sich aber vorher auch wohnhaft hier befunden, erhellet nicht so deutlich, wiewohl einige wollen, daß die Einwohner der zu Java gehörigen Insel Madura von ihnen abstammen. In einigen sehr alten Tempeln des östlichen Theils von Java findet man chinesische Porzellainsteine eingemauert, und in vielen, alle die Gözzenbilder, welche die Chinesen noch jezt in ihren

Tempeln haben. Es scheint mir unwahrscheinlich, daß sie unter der Regierung der javanischen Fürsten Sicherheit genug gefunden haben sollten, um einen festen Wohnplaz in ihrem Gebiete zu nehmen. Denn, selbst noch jezt, da doch die europäische Polizei auf alle mögliche Art für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums dieser fleißigen und betriebsamen Fremdlinge sorgt, werden jährlich eine große Anzahl derselben, von den Javanen, die einen unversöhnlichen Haß gegen sie haben, umgebracht und beraubt. Um so mehr glaube ich, daß ihnen in vorigen Zeiten bei der Treulosigkeit und Tirannei der Javanen nichts übrig blieb, als blos auf ihren Schiffen die Landesprodukte gegen chinesische Waaren einzutauschen. Mit dem Zunehmen der europäischen Macht, mögen sie mehr und mehr Muth bekommen haben, sich unter dem Schuzze dieser neuen Macht niederzulassen, und daß sie dieses wirklich schon sehr frühzeitig thaten, beweisen verschiedene unserer Gesezze, die ihrentwegen lange vor der lezten Eroberung von China gemacht sind. Die Chinesen übrigens, die

jezt hier wohnen, bestehen mehrentheils aus Glüksrittern, aus der niedrigsten Klasse, die Hunger und Elend aus ihrem Vaterlande treibt, und die hier bleiben, bis sie so viel haben, daß sie wieder dahin zurükkehren können. Viele erleben dieses Glük nie, und viele werden durch ein einträgliches Gewerbe, oder durch Absichten hier zurük gehalten. Mit einem Worte: Es geht ihnen so, als oft uns Europäern, nur daß nie ein Chinese von guter Abkunft sich niemals in seinen Augen so erniedrigen wird, um hier sein Glük zu suchen. Jährlich langt eine Menge derselben mit den Jonken allhier an, die, weil sie mehrentheils Akkerleute sind, sich beim Landbau gebrauchen lassen. Sie sind alsdann in den ersten Jahren ihres hiesigen Aufenthalts ausserordentlich fleissig, bis sie es so weit gebracht haben, daß sie von ihrem Tagelohn so viel zurüklegen, daß sie allein oder in Gesellschaft eine kleine Pachtung irgend eines Grundstüks unternehmen können. Den Haß, welchen die Javanen gegen die Chinesen tragen, suchen ihnen diese so viel sie können, reichlich zu vergelten, und

wenn sie sie nicht öffentlich angreifen dürfen, so suchen sie sie doch auf alle mögliche Weise zu betrügen, und zu überlisten. Besonders wissen sie diejenigen Javanen, die sich auf den Zukker- und andern Plantagen als Arbeiter vermiethen, auf eine sehr geschikte Art um ihren verdienten Lohn zu betrügen.

Zweitens: Die Wirkung des Baumschlangenlichtes, davon Kolbe schreibt, habe ich nicht untersuchen können, weil ich nur kurze Zeit am Kap war. Ich bin ein wahrer Ungläubiger in allem, was dergleichen Erzählungen betrift, wo ich nicht sehe, da kann ich nicht glauben. Kolbe schreibt auch nicht, daß er die Schattenschlange selbst gesehen habe.

Drittens: Eine Sammlung von hiesigen musikalischen Instrumenten würde zu viel Raum einnehmen, als daß es möglich sein sollte, sie zu überschikken; vielleicht findet sich aber Gelegenheit dazu, wenn ich selbst

zurükkomme. Indeß zweifle ich sehr, daß die Musik selbst etwas dabei gewinnen würde. Denn, obgleich die Mannichfaltigkeit der hiesigen Instrumente sehr groß ist, so sind sie doch alle zusammen nicht besser zu betrachten, als die Kinderspiele unsrer Jugend, wo mit Klappern, Trommeln, Glokken u. s. w. ein Geräusch erregt wird, vor welchem erwachsene Personen die Ohren verstopfen.

Ich sende Dir hierbei zwei Kistchen mit Konchilien zum Anfange einer Konchiliensammlung, willst Du Dich aber auf dieses Fach in deinem Naturalien-Kabinet nicht einlassen, so kannst Du sie, wenn sich ein andrer Liebhaber findet, für 2-300 Thl. verkaufen. Du wirst den berühmten Orange Admiral, darunter finden, der selbst hier zu Lande sehr rar ist. Ich werde bei jeder Gelegenheit, wo ich etwas für dein Kabinet einsammlen kann, an Dich denken: und ich werde Dir in diesem Stükke schon nüzlich seyn können. Nur auf Schmetterlinge mußt Du wenigstens fürs er-

ste nicht viel rechnen; sie sind hier sehr mühsam zu suchen, und ich habe zu wenig Zeit und Gelegenheit dazu, als daß ich hoffen könnte, etwas beträchtliches zusammen zu bringen. Auch ist es hier in Wahrheit mit mehr Mühe verbunden, eine Sammlung von Schaalen-Thieren anzulegen, als man glauben sollte, wenn man noch nicht selbst Hand ans Werk gelegt hat. In dem morastigen Seegrunde bei Batavia hausen nur wenige von ihnen, und die mehresten kommen von Amboina und den östlich liegenden Inseln, wo sie von den Inländern allein für Preise zu haben sind, durch die ihre Furcht für die daselbst regierenden Gouverneurs kann überwogen werden; denn diese rechnen alles, was gut und selten ist, unter die ihnen zuständigen Regalien.

Dreizehnter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, im Jenner 1777.

Die Gesandten des Kaisers von Java, und des Sultans von Materam (eines andern unabhängigen Regenten dieser Insel) kamen gegen das Ende des vorigen Jahrs hier an, um dem Generalgouverneur Glük zum Antritt seiner Regierung zu wünschen. Sie wurden mit dem sogenannten großen Ceremoniel empfangen; dies will aber nicht viel sagen, und ist von den kleinen durch nicht vielmehr unterschieden, als durch das Lösen der Kanonen, bei Eröfnung des Kreditivs. Ihr Gefolge war sehr zahlreich, allein von Herzen unansehnlich. Man rechnet, daß sie

an viertausend Menschen bei sich hatten. Die Gesandten selbst wurden in Gärten ausserhalb der Stadt logirt, ihr Volk aber blieb an dem auswärtigen Ufer der Stadtgraben in Hütten von Kokosbäumen und Schilf, dicht an ihren Fahrzeugen, die auf dem Strome in einer langen Reihe unter den Stadtmauren lagen. Die Anzahl dieser Fremdlinge wurde noch durch das Gefolge des Prinzen von Madura und andrer kleinen Regenten auf der Insel Java, die zu gleicher Zeit ankamen, ansehnlich vermehrt, so daß wir unsre Mauren mit einer Armade von mehr als dreihundert kleinen Schiffen umringt sahen, und mit einem Korps, das über siebentausend Mann stark, und mit Krissen *) bewaffnet war. Verschiedene unter ihnen trugen als Leibwache ihrer Befehlshaber, noch ausserdem Schießgewehr, Säbel, und Piken. Das Vertrauen in die Eifersucht der Fürsten, die in Asien nicht geringer ist, als in Europa, ließ uns diese Belagerung Monate lang ohne Besorgniß aushal-

*) Der Kriß ist eine Art großen Dolchs, und das gewöhnliche Gewehr der Javanen.

ten. Im November nahmen sie ihren Abtritt, und nun wurden ihnen noch einige Feste in hiesigem Geschmak gegeben. Das erste davon war für die Gesandten des Kaisers und Sultans. Als Gesandten unabhängiger Fürsten, die nur als Bundesgenossen mit uns in Verbindung zu stehen glauben, machte man ihnen dies Fest durch einige Ceremonien feierlicher, als das darauf folgende, welches den Prinzen und Regenten, unsern Vasallen gegeben ward. Einer unsrer Räthe von Indien stellte den Wirth dabei vor, und der Generalgouverneur beehrte die Gesellschaft nach aufgehobner Tafel mit einem Staatsbesuche. Da ich nicht mit unter die Eingeladnen gehörte, so konnte ich mich nur erst gegen Abend unter die Gesellschaft mischen, um meiner Neubegierde ein Gnüge zu thun. Bei dem zweiten Feste hatte ich hierzu mehr Gelegenheit, weil ich selbst mit eingeladen war. Gegen zwölf Uhr versammleten wir uns in einem Garten der Kompagnie, aßen und tranken, bei dem Geräusche unharmonischer Musik, und unter einer beständigen Abwechselung indischer und chinesischer

Spiele, mit denen wir uns bis neun Uhr Abends bei Wein und Tobak unterhielten, dann ward ein chinesisches Feuerwerk abgebrannt, welches das Fest endigte. Diese Spiele bestanden in Ronking, Waiang, Kriegstänzen, Klopffechtereien und dergl. Das Ronkingen ist der gewöhnliche Tanz der Javanen, davon sie große Liebhaber sind. Ich will versuchen ihn zu beschreiben. Die Tänzerinnen machen unter Anstimmung eines monotonischen Gesanges, den einige Gomgoms und mehrere dergleichen klangleere Instrumente begleiten, verschiedene wollüstige (nicht unzüchtige Bewegungen), worinn aber nicht die mindeste Grazie ist, denn sie bestehen größtentheils in einer epileptischen Verdrehung des Kopfs und der Arme, wobei sie sich die Hände geben und in verrenkten Stellungen vor einander vorbeiwenden. Der Tänzer stellt sich darauf in den halben Kreis, den sie formiren, und bewegt sich einige Minuten auf eben diese Art; dann macht er wieder einem andern Plaz. Gefallen ihm die Tänzerinnen, so küßt er sie, oder erweist ihnen einige andre Liebkosungen. Die vornehmsten Javanen halten

diese Belustigung ihrer Würde nicht unanständig, allein nie siehet man javanische Frauenzimmer vom Stande tanzen. Die Tänzerinnen sind allemal Mädchen, die sich zu diesem Spiele vermiethen, und darum giebt ihnen auch der Tänzer, wenn sein Tanz geendigt ist, ein Stükchen Geld. Ihr Anzug besteht aus einem langen zusammengenähten Stükke seidenen oder kattunenen Zeuges, oben so weit als unten, von Form völlig wie ein weiter Sak, aus dem der Boden herausgeschnitten ist. Dies Stük Zeug wird unter den Achseln festgeknüpft, und hängt bis auf die Füße herab. Jede Schulter bedekt ein buntes Tuch nach Art der Halstücher der Europäerinnen zusammengelegt, und schräg wie ein Bandelier übergehangen, so daß die Spizzen davon in der Seite, die der Schulter, welche es bedekt, entgegen steht, zusammentreffen, wo sie in einen Gürtel, der gemeiniglich drei bis vier Finger breit ist, und über den Hüften getragen wird, befestigt sind. Dieser Gürtel ist entweder gestikt, oder von dünnem Gold oder Silberbleche, und allemal vorn mit einem goldnen oder silbernen Schildchen verziert. Arme und

Füße

Füße sind unbedekt. Das Haar ist auf dem Kopfe in einen Knoten zusammengewunden, und mit einem sehr grotesken Schmukke von gemachten Blumen verziert, die an spannenlangen Bambusspänchen, in einem halben Zirkel über dem Kopf hervorstehen, und von denen noch kleine Fäden herabhangen, die mit bunten Läpchen von Flittergold und dergleichen prangen. Zuweilen tanzen sie mit Masken aus Holz geschnizt, die vermuthlich die Chinesen hieher bringen; sie haben oft ein sehr komisches Ansehen. Zuweilen tanzen sie auch mit gefärbten Gesichtern, allein in beiden Fällen nie für sich allein.

Die Kriegstänze sind verschieden, je nachdem die Sitten und Gebräuche der mancherlei Nationen, die wir hier haben, verschieden sind. Die Mohren und Malabaren tanzen einzeln, mit einem Schwerdte, oder mit zweien zugleich, womit sie sehr behende schwadroniren; oder es fechten auch zwei und zwei mit Schwerdtern und kleinen runden Schilden zusammen, jedoch vorsichtig genug, um kein Unglük anzurichten. Ihr Anzug ist ein lan-

ger, weißer, sehr weiter Talar mit zugeknöpften Aermeln, eine weiße Scherpe um den Leib, in der ein Dolch stekt, und auf dem Kopfe ein Turban. Die Buganesen tanzen mit Lanzen und langen Schilden, oder mit einem kurzen Schwerdte, einzeln oder in Paaren. Ihr Anzug besteht in kurzen Beinkleidern, einem Kasmisol ohne Aermel, einen Schurz um den Leib, und einem Kasket mit großem Federbusche vom Paradiesvogel; das Kasket hat übrigens völlig die Gestalt eines römischen Helms. Die Javanen tanzen mit sehr langen Piken in zwei und mehrern Reihen neben einander. Ihr Anzug ist eine weite Jakke, in Form eines abgeschnittenen Hemdes, mit engen Aermeln, einen Schurz um den Leib, ein Tuch um den Kopf gewunden, oder auch mit einem Turban, den ein Federbusch vom Paradiesvogel ziert; zuweilen tanzen sie auch fechtend. Die Ambonesen tanzen in einer Kolonne, von zwei Reihen, die einen gemeinschaftlichen Anführer haben. Ihr Anzug verbirgt sehr wenig von der wohlgestalteten Bildung ihres Körpers. Kurze Beinkleider, die ohngefähr bis an die Mitte des Dik-

beins gehen, ein Schurz um die Mitte des Leibes, davon die Enden auf die rechte Hüfte herab hangen, und ein Kranz um das Haar; das ist der ganze Schmuk, den sie von der Kunst borgen. Im Schurze tragen sie einen Kriß, den sie zuweilen nach gleichförmigen Bewegungen des Vortänzers drohend aus der Scheide ziehen. Die Balier minder schön, aber männlicher gestaltet, sind auf gleiche Weise gekleidet. Ihre Farbe ist brauner, und ihr Ansehen kriegerischer. Sie tanzen je vier und vier zugleich. Ein kleiner runder Schild dekt ihren linken Arm. Sie entblößen drohend ihre Krisse unter einem kurzen wilden Geschrei, das sie bei verschiedenen Wendungen, womit sie einen Angriff vorstellen, wiederholen. Der Tanz der leztern, und der eben beschriebenen Amboneſen, läßt sich noch einige Minuten mit Vergnügen betrachten; die mehresten Bewegungen aller dieser Tänze aber, die ich beschrieben habe, gränzen nahe an den kramphigen Gang des Thiers, das Linne unter dem Namen phasanus gallus beschreibt.

Die Mohren haben außer dem schon ange-

führten Tanzgefechte, ein Gefecht mit Stäben. Sie halten in jeder Hand einen Stab von drittehalb Fuß Länge, treffen damit sehr behende, und wie nach dem Takte, auf die Waffen des eben so bewehrten Gegners, der niemals fehlt, in gleicher Zeitmasse wieder zurükzuschlagen. Die Javaner, wie schon vorhin gesagt, fechten mit sehr langen Piken. Zwei treten mit Piken, zehn und mehr Fuß lang, in einer Entfernung von 15 bis 20 Schritt gegeneinander über, und nachdem sie einen Zirkelbogen um den Mittelpunkt dieser Entfernung nach der einen und andern Seite abgestelzfußt, (man verzeihe mir dieß passende Wort) und sich mit Bramarbasblikken herausgefodert haben, gehen sie mit Hahnenschritten dem Gefecht entgegen. Beim Anblik der heldenmäßigen Vorbereitung, wird man fast für das Leben dieser barfüßigen Ritter besorgt; allein es hat keine Gefahr. So bald als sich nur die vorsichtig eingehüllten Spizzen ihrer Speere berühren, kömmt ein Mittelsmann dazwischen, der die Kämpfer scheidet, und den Plaz an neue Athleten übergiebt. Ich bemerkte, daß

viele sich sehr frühzeitig nach diesem Schuzengel umsahen, und wenn er zu lange ausblieb, ohne seine Vermittelung abzuwarten, den Streit in gehöriger Entfernung weislich endigten. Einen einzigen sah ichs wagen, seinem unachtsamen Gegner einen Stoß anzubringen, und hierauf, um dem Rechte der Vergeltung auszuweichen, wie ein Wiesel zurüklaufen.

Die Musik, welche alle diese Tänze und Streite begleitet, ist immer die nemliche. Die Instrumente, wodurch sie hervorgebracht wird, sind Gom-Gom, eine große Trommel, auf der mit einem starken Klöpfel starke Schläge gethan werden. Einige Bekkenförmige Glokken von Metall, die an einen Bambus eben so aufgehangen sind, wie die Bekken in unserm Lande vor den Häusern der Barbierer, werden mit einem Klöpfel zum Klange gebracht, und so auch mehrere dieser Art dumpfiger Glokken, die auf Bambussen liegen. Einige Bambusse sind als unsre Strohfiedeln geordnet; ein andres Instrument dieser Art besteht aus metallenen Stäben. Zu

diesen kommen noch ein paar Tamburine, und ein Geigeninstrument mit einer einzigen Saite bezogen. Das Getöse dieser Musik ist noch immer harmonischer, als die Musik der Chinesen, aber eben so sehr als diese sonder Spur einer Melodie, und höchst ermüdend.

Die Chinesen führten Waiange, oder Schauspiele von zweierlei Art auf; die eine war die gewöhnliche, welche durch lebendige Personen vorgestellt wird; die andere ein Marionettenspiel, das wegen der Geschiklichkeit, welche die Ausübung erfordert, noch etwas gefallendes hat. Ein Chinese steht auf einem Gerüste, mit einem Tuche umgeben, so daß man ihn nicht sehen kann. Ueber dem Umhang, der ihn verbirgt, ist ein kleines Theater angebracht, auf dem der verborgene Künstler die auf seinen Fingern befestigten Puppen nach Erfodern der Handlung bewegt, und dabei mit ungemeiner Fertigkeit und sehr behender Veränderung der Stimme, die Rolle eines jeden dieser kleinen gedächtnißlosen Schauspieler hersagt. Die gewöhnliche chinesische

Musik begleitet das Spiel. Ein grosses metallenes Bekken, in Form eines runden Schachteldekkels, das mit einen Klöpfel in Klang gebracht wird, und einen ungemeinen starken Laut von sich giebt; einige andere Bekken von Metall, die auf einander geschlagen, ein betäubendes Geräusch machen, einige Tamburine, eine kreischende Schalmei, und ein nicht minder unlieblich klingendes Geigeninstrument, führen das Konzert auf. Eben dergleichen unmenschliche Musik diente auch dem Tanze einiger monströsen Figuren zur Regel, die der chinesische Wiz zur Feier des Festes auf die Bahn brachte, und womit sie tanzend fochten, als Riesen, Drachen, Löwen, Tiger u. d. m. alles im Geschmak der Vermummungen, die als Repräsentanten des Knechts Ruprechts bei uns die Kinder erschrekken. Einige paar Pauken mit den dazu gehörigen Trompeten, und eine Bande von Sklaven, die europäische Musik spielten, machten ein Fest noch feierlicher, dessen elegantes Geräusch man sich dann nur denken kann, wenn man sich alles hier beschriebene zugleich in Gang gebracht, und die Hand-

lung selbst auf einem Plazze denkt, der vier bis fünf Akker groß, und mit Hütten von Bambus besezt ist, unter und neben welchen einige hundert Herren, und eben so viele tausend Sklaven in Bewegung sind.

Wir speiseten unter diesen Hütten. Jeder von uns hatte einen javanischen Gast an der Seite, dessen Bewirthung er besorgen mußte. Alles Schweinefleisch war von der Tafel verbannt, im übrigen aber war sie völlig nach der Art der hier lebenden Europäer besezt, und unser Wein, der nicht gespart wurde, schmekte den Bekennern Muhameds vortreflich. Der König von Madura saß oben an. Er allein von unsern Gästen war in europäischer Tracht; der Rok schwarzer Sammt, das Kamisol Goldstof: Schnallen, Degen, und die Einfassung des Huts reich mit Diamanten besezt. Wenn man alle diese Kostbarkeiten, einem nicht allzugroßen, und von der Sonne braun gesengten, muntern Schaafjungen vom Harze, anhängt, so hat man ohngefähr die Kopie von diesem Könige. Allein man muß

den Hirtenknaben denn nicht in Gegenwart seines gnädigen Herrn betrachten, denn da würde er sicher eine sehr gezwungene Stellung gegen die freie Haltung des Königs von Madura haben.

Die eigentliche Kleidung der Großen des hiesigen Landes ist ein langes Stük seidenes oder baumwollenes Zeug, das um den Leib gewunden wird, und bis auf die Füße herab hängt; ein andres Stük, mehrentheils von verschiedenen Arten von Zeugen, wird als ein Schurz nur lose um die Hüften geschlagen, und in einen großen Knoten vorn oder hinten zusammengeknüpft. Eine kleine Jakke, mit spizzigen Aermeln, und mit kleinen Knöpfen vom Halse an zugeknöpft, die ohngefähr den Schnitt hat, als die Jakken, womit unsre Urgroßmütter hier und da noch auf Gemälden prunken; Schuhe, die sehr weit mit der Spizze in die Höhe gebogen sind, und ein kleiner weisser Huth, recht in Form einer halben Mezze, von so feinen geglätteten Linnen, daß er fast durchsichtig ist, oder ein Huth in Form

derer, die der König von Madura trug, (es war ein guter europäischer Filzhut) die ich aber für keine Landstracht erkennen kan: das sind die Kleidermoden alle, die ich hier gesehen habe. Der König von Madura wird Parhensbani, d. i. Heiliger genannt: ein Titel, den er ohnlängst mit Bewilligung unsrer Regierung angenommen hat, und der ihm viele Vorrechte bei andern indischen Fürsten giebt, die alle sehr auf Titel und Rang erpicht sind, weil der Geringere dem Größern sklavische Ehrenbezeigungen erweisen muß.

Vierzehnter Brief.

An die Frau von Wurmb geb. B. von Werthern.

Batavia, den 28ten October 1777.

Aus ihrem schäzbaren Schreiben von 28ten Mai 1776 ersehe ich, daß sie die Verlobte meines Bruders waren, und kurz nach desselben Empfang erhielt ich auch das andere vom 30sten August, darinne sie mich mit der Nachricht von ihrer vollzogenen Verbindung beehren und mich mit so viel Ausdruk von zärtlicher Freundschaft und Güte ihren Bruder nennen ꝛc. *) Das Lesen der Reisen, und Reisebeschreibungen von Indien hat Ihnen die Freundschaft für ihren Bruder eingegeben, und darum glaub' ich auch,

*) Es ist hier verschiedenes ausgelassen worden, was blos Familienangelegenheiten betraf.

daß es Sie vergnügen wird, so trokken es an sich ist. Indeß muß ich von mir selbst bekennen, daß dieses Lesen ehemals für mich mehr angenehmes hatte, als jezt, da ich von vielen übertriebenen Beschreibungen die nakte Wahrheit sehe. Der Begriff, den Sie sich von der Zaunkönigschaft der Beherrscher der Molukken, und Ceylan machen, ist sehr richtig; Stolz und Ohnmacht! Graafs Beschreibung von Batavia hab ich nicht gelesen. Was er aber von dem hiesigen schönen Geschlecht sagt, macht mir eine gute Idee von seiner Wahrheitsliebe. Die Kinderzucht ist hier freilich sehr schlecht. Von Sklavinnen gesäuget, erzogen und sowohl in der Kindheit als auch bei reiferm Alter den ganzen Tag umgeben, was kann man da erwarten! Doch giebt es auch hier und da Ausnahmen und ich kenne in der That einige sehr gut und schäzbare Frauenzimmer. Indessen können sie mit Gewißheit darauf rechnen, daß wenn ich einst in mein Vaterland zurükkehre, ich Ihnen keine Schwester aus Indien mitbringe. Sollte mich noch einst ein Weib glüklich machen können, so müßte

es ein deutsches Mädchen in allem Betrachte sein.

Vor einiger Zeit habe ich Barchewizens ostindianische Reisebeschreibung hier auf einer Auktion erstanden, und mich bei Durchblätterung derselben mit Vergnügen der glüklichen Tage erinnert, da ich und mein guter Bruder uns, unter unsern Ammerbüschen an seinen Erzählungen ergözten. Seine Beschreibung ist noch so ziemlich richtig; allein er hat freilich wenig Gelegenheit gehabt, ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben, und seine Leichtgläubigkeit in Ansehung der indischen Zaubereien ist sehr groß. Ich habe herzlich lachen müssen, über den pathetischen Ton, womit er in der Vorrede von Steurung des Regierungsruders spricht, die mit seinem Korporalsposten auf der Insel Lethi verknüpft war. Ein Korporal, der mit zwei Mann auf irgend einer Feldwacht stände, könnte sich mit gleichem Rechte Antheil an dem Oberkommando der ganzen Armee zuschreiben. Die Zueignung an seinen respektive Hochgeehrtesten Herrn Bru-

der, gefällt mir dennoch als ein Opfer redlicher Bruderliebe, und beschreib ich einst hinter meinem Heerde, was ich in Indien gesehen und gehört habe, so soll dieses das sein, worinn ich ihm nachahmen will.

Wenn man sich von den Rajaas und Drankais eine Vorstellung macht, wodurch sie einigermaßen unsern europäischen Fürsten ähnlich gestellt werden, so muß man eine grosse Idee von der Oberherrschaft des Lethischen Korporals bekommen; allein, wenn man bedenkt, daß diese Reichsgroßen noch minder wirkliche Macht besizzen, als unsre Dorfschulzen, die im Kriege bei Duzenden vor einem Herrn Unteroffizier hertraben, so wird diese Größe ziemlich hinschwinden.

Von meiner Art zu leben habe ich in vorhergehenden Briefen weitläuftigen Bericht ertheilt, und da sich noch nicht das mindeste in derselben verändert hat, so werde ich jezt nur dasjenige nachholen, was ich zuvor vielleicht übersehen habe. Da ich sehe, daß

meine Freunde nach dem Plane von Batavia, der sich in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande befindet, zu Werke gehen, so könnten sie vielleicht meine Wohnung noch auf der Tygersgragt suchen, da ich doch schon längst auf dem Groot Rivier wohne. Mein Haus stehet in einer Gegend der Stadt, die man für sehr gesund hält, an der Westseite von dem Groot Rivier, dicht bey der Diestport. Der Fluß, der in den mehresten Beschreibungen von Batavia Jacatra genennet wird, eigentlich aber Tjilion heißt, strömt vor meiner Wohnung vorbei, und hilft nebst einer gedoppelten Allee von Kanarienbäumen, womit seine Ufer hier eingefaßt sind, die Hitze des Tages mäßigen. Ein alter ehrwürdiger Tamarindenbaum, der nicht fern von meinem Hause seine Zweige ausbreitet, und unter dem vielleicht die ersten Stifter der Kolonie schon erquikkende Kühlung gefunden haben, gewährt auch mir dieselbe. Ein guter ehrlicher Polak, ein wahrer Lastträger, der sich durch Fleiß und Geschiklichkeit in den Po-

sten eines geschwornen Schreibers von der Regierung gearbeitet hat, und sich de Elwyk nennt, wohnt bey mir. Sein Amt ist ohngefähr so viel, als das eines geheimen Canzellisten bey uns, und liefert mehr Arbeit als Einkommen. Seine Geschäfte rufen ihn gemeiniglich sehr früh, und auf den grösten Theil des Tages aus dem Hauße. Doch ist es mir sehr angenehm, daß ich des Abends allezeit auf seine Gesellschaft rechnen kann, und wenn ich nicht ausgehe und des Schreibens und Lesens müde bin, ein Stündchen mit einem Manne durchplaudern kann, der von vielen hiesigen Angelegenheiten sehr gute Kenntniß hat. Er hat im untern Stokwerk ein Zimmer für sich allein, der Rest ist gemeinschaftlich, und das obere Stokwerk ist allein für mich. Da alle die Plans, die man in den zeitherigen Beschreibungen von Batavia hat, sehr fehlerhaft sind, so sende ich ihnen hier einen, worauf sie sich mehr verlassen können. Auf ihre Fragen wegen des hiesigen Feldbaues, will ich Ihnen, T. F. künftig weitläuftiger antworten, bis jezt wendete ich

auf

auf diesen Artikel nur wenig Aufmerksamkeit, der mich nun aber um so mehr interessirt, weil ich ihnen durch Nachrichten davon Vergnügen machen kann. Auch finde ich diese Neugierde für eine liebenswürdige und ämsige Wirthin auf dem Lande sehr passend und lobenswerth. Der Boden in der Gegend der Stadt Batavia ist überhaupt genommen, sehr fruchtbar, schwarz und fett, ob man gleich auch mit unter Flekken findet, wo eine nicht so fruchtbare rothe Thonerde, oder gar eine Art von gelben Mergel, in welchem nichts fortkömmt, anzutreffen ist. Der Anbau des Zukkerrohres beschäftigt sehr viele Hände, doch wird er mehrentheils durch die Chinesen betrieben, so wie diese fleißige Nazion fast ganz allein den Bau der Gartenfrüchte betreibt und die Märkte täglich mit den besten Gemüsen und andern Gartengewächsen versiehet.

Reis wird hier viel gebauet, und ist das hauptsächlichste und gemeinste Nahrungsmittel der hiesigen Einwohner. Es giebt vielerlei Arten desselben, vornehmlich drei Hauptarten:

Pady-Sawa, Pady-Tipar, und Pady-Gaga. Der Pady-Sawa wird in niedrige Ländereien, die unter Wasser gesezt werden können, im März gesäet, im April verpflanzt, und im August eingeärndtet. Der Pady-Tipar wird im November in hohes gepflügtes Land gesäet, und im März eingeärndtet. Pady-Gaba nennt man denjenigen Reis, der auf abgetriebene Waldflekken oder in Tiefen der Gebirge gesäet wird. Diese verschiedenen Aussaaten des Reißes gründen sich auf die zwei verschiedene Jahrszeiten, welche man hier hat. Denn, da der Reis mit seinen Wurzeln beständig im Wasser stehen muß, so kann er nur auf hochliegenden Ländereien in der nassen Jahrszeit oder Westmusson, in tiefen Oertern aber in der troknen Jahrszeit oder Ostmusson gebauet werden. Werden zuweilen die Erwartungen des Landmannes wegen der nassen und troknen Witterung getäuscht, so erfolgt ein allgemeines Miswachs.

Es ist mehrentheils die Arbeit der Weiber

den Reis, wenn er noch in Hülsen ist, auf Blökken zu stampfen, oder auf Mühlen zu mahlen. Man braucht den Reis hier zu Lande zum Pferdefutter, wie bei uns den Hafer; nachdem er ausgedroschen, und die Körner durch langes Stampfen in einem hölzern Mörsel gesäubert und weiß geworden sind, wird er abgekocht, und vertritt dann bei Reichen und Armen die Stelle des Brodes: Man hat auch eine Art von Reis hier, von den Einländern Pulut genannt, woraus ein sehr gutes und brauchbares Mehl gemahlen wird. Der sogenannte türkische Waitzen (Zea beim L.) wird hier häufig gebauet und ist in Zeit von drei Monaten reif. Man röstet entweder die ganze Aehre übern Feuer und ißt so die aufgeplazten Körner, oder man kocht die Körner, oder macht Mehl davon, welches man zum Kuchenbakken verbraucht. Hirsen wird hier ebenfalls gebauet. Der Verbrauch des Oeles ist in den hiesigen Haußhaltungen so stark, daß das Oel, welches man aus den Kokoskörnern preßt, und das hauptsächlich zu Speisen verbraucht wird, lange nicht würde zureichen, wenn man sich

nicht auf den Anbau eines in diesem Betrachte sehr nüzlichen Gewächses gelegt hätte. Es ist der Katjang Tannah, oder die Erdbohne, wie es die Chinesen nennen, dessen Früchte unter der Erde wachsen, und aus welchen Oel geschlagen wird. Auch dieser Zweig des Landbaues wird von den fleißigen Chinesen betrieben, die vermuthlich auch das Gewächs mit aus ihrem Vaterlande hieher brachten. Gegenwärtig findet man in der Gegend von Batavia über funfzig Oelmühlen, die jährlich über eine Million Kannen Oels liefern sollen, und doch reicht dieser ansehnliche Vorrath noch nicht hin zum Gebrauch der Einwohner von Batavia. Ueber diese außerordentliche Consumption von Oel werden Sie sich nicht wundern, m. w. F., wenn ich ihnen sage: daß man hier in der mittelmäßigsten Haushaltung nie unter zwanzig bis dreyßig Lampen brennen sieht, und bei vornehmen und reichen Leuten über hundert Lampen täglich angezündet werden.

Der Büffel ist hier für den Landbauer ein

sehr nüzliches Thier. Fast alle Feldarbeit, die man bei uns mit Pferden verrichtet, wird hier mit Büffeln gethan. Ein Büffel, so wie man ihn hier zur Arbeit braucht, kostet ohngefähr 20 Rthl. Sie schreiten, wie bei uns die Zugochsen zwar sehr langsam bei ihrer Arbeit fort, aber ziehen mit einer so ausserordentlichen Kraft, daß kaum 6 Pferde das fortbringen würden, was hier von 2 Büffeln durch die tiefsten und morastigsten Wege gezogen wird. Auch ist der Büffel sehr leicht zu ernähren, und behilft sich in Ermanglung des Grases mit troknen Blättern von Katjang und allerhand andern leicht zu findenden Nahrung. Von den hiesigen Kühen aber machen Sie sich ja keine Vorstellung, nach unsern Harz-Kühen, oder nur nach den guten Thüringischen Milchkühen. Eine einzige Kuh aus ihrem Stalle giebt ihnen gewis täglich mehr Milch, als man hier von 30 bis 40 derselben erhält. Auch ist das Fleisch der Kühe, besonders wenn sie nicht vorher gemästet sind, ungesund und unschmakhaft.

Noch ein Zweig des Landbaues, den ebenfalls die Chinesen betreiben, ist der Anbau des Indigo, einer strauchartigen Pflanze, aus deren Blättern durch Aufguß von Wasser die blaue Farbe heraus gezogen, und wenn sie durch Niederschlagung einige Consistenz erhalten hat, in Form kleiner Kügelchen getroknet und verkauft wird. Indessen wissen die Chinesen hier zu Lande noch nicht recht mit der Zubereitung dieses so nüzlichen und schönen Farbestoffes umzugehen, sonst würde bei der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens gewis eben so viel durch den Anbau des Indigo zu gewinnen sein, als an andern Orten. Die Chinesen nennen den Anil oder Indigo, Tscheen, die Maleyer Nila und die Javanen Tom. Man hat mir gesagt, daß seit den lezten zehn Jahren nur 131411 Pf. dieser schönen und gesuchten Farbe nach Europa von der Kompagnie wären versendet worden, da doch nach Angabe des Abts Raynal die Insel St. Domingo allein beinahe 2000,000 Pf. jährlich dahin sendet.

Auch auf die Schweinezucht legen sich die

Chinesen haup. ächlich, die bei ihrem Zukker- Reiß- und Katjangs- Pflanzungen eine Menge dieser Thiere erziehen und fett machen. Ein großes Schwein kauft man jezt für 5 Rthl., ein kleineres für 2 Rthl.

Funfzehnter Brief.

An die Frau von Wurmb.

Batavia, im October 1778.

Ich habe gleich bei der ersten Nachricht von dem Untergange des Schiffes Overhoud befürchtet: daß wenn dieser traurige Zufall meinen Freunden etwa von Holland aus bekannt gemacht würde, er ihnen sehr traurige Empfindungen verursachen könnte, und ich ersehe aus Ihren Schreiben, daß meine Furcht gegründet war. Mir selbst geht diese unglükliche Begebenheit um so mehr zu Herzen, weil der gute Kapitän Angelvoorst, der sich auf meiner Hieherreise so freundschaftlich gegen mich betragen, mit verunglükt ist. Das Schiff lag nebst zwei andern ostindischen Retour-Schiffen schon dicht vorm Texel. Es war Windstille und die Kapitäns dieser Schiffe waren bei einem frölichen Schmause beisammen, wo die freudige Vorstellung der baldigen Umarmung ihrer lang ent-

behrten Freunde sie sehr lustig machte. Ein günstiges Lüftchen fieng an zu wehen, und ein Jeder eilte vergnügt nach seinem Schiffe, um so schleinig als möglich die lezten Meilen einer lange Reise abzuseegeln. Der Wind wuchs merklich, und Angelvoorst sagte beim Abschiednehmen: wenn der Wind so bleibt, so sehe ich vor Abends mein Weibchen noch. Kaum hatte er aber sein Schiff erreicht, als der Wind ungünstig und stürmisch wurde. Die Kapitäns der beiden andern Schiffe zerhieben ihre Ankertaue, und trieben mit größter Gefahr dem Texel ein. Angelvoorst wurde durch ihre Gefahr abgeschrekt und wollte lieber vor Anker den Sturm abhalten; allein die Anker brachen los, das Schiff fieng an zu treiben, und sezte sich dicht am Strande auf eine Untiefe, auf welcher es die Wuth der Wellen zerschmetterte. Einige dreißig Menschen haben sich gerettet. Kapitän Angelvoorst wurde unter der Zahl der Ertrunkenen gefunden; einige Papiere der Kompagnie auf seine Brust gebunden und eine Kazze mit etwas Gold und Diamanten um seinen Leib. Die Schwere hiervon, oder

die Bestürzung muß ihm das Leben gekostet haben, denn er war ein sehr guter Schwimmer. Wie sehr beklage ich nicht seine arme Frau! noch steht sie vor mir, wie sie am Tage unsrer Abreise von Amsterdam in Thränen zerfloß! Der Strand ist in Wahrheit der allergefährlichste Feind der Seeleute, so sehr erfreulich er auch dem Auge ist, das in vielen Monaten nichts als Luft und Fluthen gesehen hat. Doch fürchten Sie darum nichts für Ihren Freund, wenn er einst so dicht am Lande ist, denn, sollte die Vorsehung dann einen Unfall verhängen, so wird er nicht darauf denken, Gold oder Juwelen zu retten, sondern mit einem guten Scaphanter umgeben, durch Strom und Wellen seinen Freunden sicher entgegen schwimmen.

Ich bin wohl und gesund, und habe noch immer die besten Hofnungen, und Vertrauen auf den fernern Beistand der gütigen Vorsehung. Meine Bekanntschaft und Verbindungen mit dem Rath von Indien Herrn Cra-
án, der Präsident vom Departement der Hos-

pitäler und mein Freund und Patron ist, macht, daß ich ihm sehr oft bei seinen Lustreisen nach seinem $4\frac{1}{2}$ Stunde von hier gelegenem Landgute, Tanjong genannt, Gesellschaft leiste.

Der Mondschein eines jeden Monats ladet uns gemeiniglich ein, und ruft uns auf einige Tage nach Tanjong, uns durch die erfrischende balsamische Landluft, gegen die schädlichen Auswirkungen der Stadtdämpfe zu stärken. Zuweilen sind die Kinder des Herrn Craan, liebe hofnungsvolle Kinder, nebst ihrem Informator mit von der Parthie, sehr selten seine Frau.

Unsre Lebensweise zu Tanjon ist kürzlich folgende: des Morgens mit Anbruch des Tages, wird eine Spazierfahrt nach dem umliegenden Gebüsche gemacht, welches in den Morgenstunden von den lieblichsten Wohlgerüchen erfüllt ist. Nach der Zurükkunft fliehet die Zeit unter Gesprächen hin, bis das Frühstük aufgetragen und genossen ist. Mein Präsident geht dann in

seine Schreibstube, und ich gleichfals auf mein Zimmer, um zu schreiben oder zu lesen. Sind die Geschäfte abgethan, so wird zuweilen vor der Mittagsmahlzeit noch eine Parthie Billard gespielt. Die Mittagsstunden von 12 bis 2 Uhr sind der Mahlzeit und der Unterredung gewidmet, und die Zeit von 2 bis 4 dem Mittagsschlafe; allein da ich diese indische Mode nicht angenommen habe, so bleibt auch diese Zeit mir zum Lesen oder Beobachten übrig. Um 4 Uhr wird Thee getrunken, und von halb 5 bis 6 Uhr wieder eine Tour zu Fuße oder mit dem Wagen gemacht. Gegen 9 Uhr wird das Abendessen aufgetragen, und noch vor 10 Uhr legt man sich zur Ruhe. Eben jezt befinden wir uns hier zu Tanjong, und ich komme so eben von einer Spazziersfahrt zurük, die wir $1\frac{1}{2}$ Stunde von hier nach der Regerei Seringi machten, um ein Haus zu besuchen, das vor ohngefähr 60 Jahren ein Rath von Indien, Nahmens Castel ein, hier aufbauen lies. Es war das erste Haus eines Europäers, das in dies

ser Entfernung von Batavia gebauet wurde; dies Unternehmen schien in jener Zeit, da man sich aus Unkunde noch die fürchterlichsten Vorstellungen von der Wildheit des menschlichen und thierischen Geschlechts dieser Gegenden machte, etwas so außerordentliches zu seyn, daß der Bauherr selbst bewogen wurde, über die Thür dieser hölzernen Hütte folgende Uiberschrift zu sezzen, die noch zu lesen ist:

Wie altyd denkt en pynst en nimmer durf
beginnen
Wie altyd overlegt de Swaarigheid van 't
Werk,
Wie altyd legt en maald, en rammelt met
de Sinnen
Bouwd nimmermeer en huis, veel minder
nog een Kerk
Slat handen aan den Ploeg, en legt gints
niet te vroeden
Te Speelen met uw breyn maar grypt de
Steenen aan
En metseld met der daat, de Kunst zal uw
ontmoeten,

Hy heeft genoeg gewilt die Slegts heeft onderſtaan.

Ich habe auf meinen hieſigen Wanderungen Gelegenheit gehabt noch verſchiedene Beobachtungen zu machen. So ſahe ich hier zuerſt, wie die Javanen die baumwollene Pflanze (Goſſipium) anbauen, die Wolle davon ſpinnen, und den Kattun weben; und es wird Ihnen, als eine Liebhaberin des kattunen Zeuges, und Kennerin ſeiner Verfertigung auf europäiſche Art, nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen etwas davon erzähle, wie man hier zu Lande damit verfährt.

Die Verarbeitung des Kattuns geht hier ungemein langſam. So wohl das Ausmachen der Baumwolle, als auch ihre Zubereitung zum Spinnen wird nicht auf die beſte Art verrichtet, und man weis nichts von der Manier, wie man die Baumwolle bei uns mit Kartetſchen zum Spinnen zubereitet. Das Spinnen ſelbſt, welches auf einem kleinen Rade geſchieht, erfordert ſo viel Zeit, daß eine Weibsperſon

sehr fleißig seyn muß, wenn sie in vierzehn Tagen ein Pfund mittelmäßig feines Garn verfertigen will. Die Art, wie sie den Kattun weben, ist nicht viel besser, und ihre Weberstühle sind höchst elend eingerichtet, und auch dadurch sehr mangelhaft, daß sie weder den Aufzug, noch das fertig gewebte Stük aufrollen können, und daher auch nur Stükken von 8 : 10 Ellen lang zu verfertigen im Stande sind. Eine einzige Person kann die ganze Geräthschaft, die den so unvollkommenen Weberstuhl ausmacht, aufpakken, und forttragen. Nur die Weiber geben sich mit dem Spinnen und Weben des Kattuns ab; die Männer halten dies unter ihrer Würde. Auch ist der Verdienst dabei sehr geringe, indem eine Frau kaum etliche Stüber des Tages dadurch erwerben kann. Indessen ist doch das baumwollene Zeug, welches sie verfertigen, sehr fein, feste, und zart. Es wird mehrentheils roth, oder blaugestreiftes Zeug verfertigt, welches hier zu Lande zu Sarangs, oder Kleidchens gebraucht wird. Man hat dies Zeug so fein, das 6 bis 8 Ellen für 8, 10 und

mehrere Rthl. verkauft werden. Es werden aber auch wohl 4 bis 5 Wochen dazu erfordert, ehe ein solches Stük Kattun fertig wird.

Die Weberstühle der Chinesen hier zu Lande sind zwar etwas besser eingerichtet, indessen doch noch sehr mangelhaft, und einer unserer europäischen Weber würde in einem Tage gewis dreimal mehr verfertigen können, als die geschikteste chinesische Weberin auf ihrem Gestellen. Die Kompagnie hat den ausschliessenden Handel des baumwollenen Garnes auf dieser Insel, und die Regenten der unter ihr stehenden Völker müssen jährlich eine gewisse Quantität desselben zu einen bestimmten Preisse liefern. Inzwischen ist dieses Garn nicht von der besten Sorte, weil die Javanen nur die schlechteste Art der Baumwollenpflanze anbauen, die eine kurze und harte Wolle liefert.

In dem Kistchen, worinne ich meinem Bruder im vorigen Jahre einige Naturalien für sein Kabinet schikte, werden sie, m. W. auch einige chinesische Vogelnestchens gefun-

funden haben? Jezt bin ich im Stande Ihnen mehr davon zu sagen; da ich ihre Erbauer und die ganze Wirthschaft dieser kleinen artigen Thierchen näher habe kennen lernen.

Ich habe nun selbst eins von den Vorgebirgen besucht, wo diese Nestchens gefunden werden. Ein kleines Vögelchen, das die Javanen Waled, Boerong Daya, oder Lawit nennen, und das sowohl dem Bau seines Körpers, als auch seiner ganzen Haußhaltung nach unter das Schwalbengeschlechte gehört, ist der Erbauer dieses Nestchens. Die Farbe des Vogels ist schwarzgrau, und schillert etwas ins grüne, hinten auf dem Rükken, nach dem Schwanze zu und am Unterleibe fällt das schwärzliche ins Mausefahle, dieser Vogel gehört unstreitig unter das Schwalbengeschlechte, ist aber viel kleiner als alle bei uns bekannten Schwalbenarten. Der ganze Vogel ist nicht größer als unser Zaunkönig. Die beiden Oerter in der Gegend von Batavia, wo man diese Vögel häufig findet, sind zwei Vorgebirge des großen Bergrükkens,

der über die ganze Insel hinläuft. Auserdiesen werden auch noch an vielen andern Orten welche gefunden, jedoch nicht so häufig, und wo etwa noch welche zu finden sind, werden sie doch von den Javanen so viel möglich verborgen gehalten. Die beiden gedachten Vorgebirge sind Klippen, die eine Menge Oefnungen haben, die zu inwendigen Hölen führen. An die Wände dieser Hölen hängen die Vögel ihre Nestchens dicht aneinander an. Des Morgens mit dem Anbruch des Tages fliegen sie nach ihrer Nahrung aus, und kommen gegen Abend zurük. Ihre Nahrung besteht aus allerhand Insekten, die sie, wie bei uns die Schwalben mit ihren weit aufgehenden Schnabel leicht im Fluge wegschnappen. Man hat ehedem geglaubt, daß sie ihre Nestchens aus Seeschaum oder Seegewächse baueten; indessen ist man jezt völlig durch viele Beobachtungen von dieser Meinung zurükgekommen, und hält durchgängig dafür, daß sie dazu die besten und kräftigsten Ueberbleibsel ihrer genossenen Nahrung anwenden. Zwei Monate braucht der Vogel, um sein

Restchen zu vollenden, nachher legt er zwei Eyer, die er in 16 Tagen ausbrütet. Wenn die Jungen flik sind, werden die Restchens eingesammelt, und dies wird alle vier Monate wiederholt. Nur mit vieler Mühe und Gefahr geschiehet dies Ausnehmen der Restchens, und kostet vielen Menschen wegen der Unzugänglichkeit vieler solcher Hölen das Leben. Daher die Javanen auch niemals an dieß Werk gehen, ohne sich vorher durch Opfer und Gebete ihren Schuzgöttern empfohlen zu haben. Nachdem die Restchens ausgenommen sind, werden sie getroknet, gereinigt, und in Körbe gelegt, um an die Chinesen verkauft zu werden. Ihr Preiß ist verschieden, nachdem sie gut oder schlecht sind. Je feiner und weißer, je theurer. Von der feinsten Sorte werden über 1000 Rthl. das Pikol (ein Gewicht von 125 Pf.) bezahlt. Man rechnet, daß auf der ganzen Insel ohngefähr 3000 Pf. solcher Restchens eingesammelt werden. Ob man gleich diesen Restchens vielerlei heilsame Wirkungen und medizinischen Nutzen zuschreibt, so kann ich sie doch nach alle dem, was

ich hier von Sachkundigen darüber gehört habe, für nichts anders als eine bloße Lekkerei für die reichen Schwelger halten. Die Chineſen ſchmoren dieſe Reſtchens mit einem fetten Kapaune oder Ente und machen daraus ein ſchmakhaftes Gerichte.

In einigen Tagen werden wir wieder nach Batavia zurükkehren; und dann werde ich meine gewöhnliche Lebensart wieder anfangen, wie ich ſie Ihnen ſchon beſchrieben habe; einigen Umgang mit einer geringen Anzahl Freunde und der Reſt des Tages in meiner Bücherkammer. Nichts kann ekelhafter ſein, als die großen Geſellſchaften hier zu Batavia, und darum hüte ich mich auch dafür, ſo viel als nur immer möglich iſt. Nein, ſorgen Sie nicht, beſte Freundin, Batavia iſt nicht der Ort, um mir meine Freunde im Vaterlande aus dem Gedächtniß zu löſchen, und das Verlangen zu mindern, mit welchem ich mich nach den Freuden ihres Umganges ſehne.

Unter allen Neuigkeiten, welche Sie mir ſchrei-

ben, m. w. F. vergnügt mich nichts mehr, als das, was in Ihrem eigenem Hauße Freude stiftet; besonders hat mich die Nachricht von der zunehmenden Gesundheit meines guten Bruders ungemein erfreuet. Wenn die Neigung zu dem Arzte, die halbe Genesung ist, wie alle Aerzte behaupten, so konnte es nicht fehlen, daß Ihre Bemühungen und Sorgfalt für seine Gesundheit gesegnet sein musten. Auch der Entschluß Ihren lieben kleinen Friz so bald als möglich die Kinderpokken einimpfen zu lassen, macht mir Freude, da der Vortheil, welcher dem lieben Kinde hierdurch gestiftet wird, äusserst wichtig ist. Das Einimpfen der Blattern kömmt jezt hier ebenfalls in Gebrauch, obgleich noch hie und da ein Stauzius, oder ein langbeinichter Stiffelius es für einen Eingrif in Gottes Vorsehung ausgiebt. Verschiedene aufgeklärte Männer geben sich alle Mühe, auch dies unglükliche Vorurtheil durch Vorstellungen und Beispiele zu verdrängen. Zwei meiner Freunde der D. van der Stege, und der D. Hoffmann haben sogar die ersten Versuche an ihren eigenen Kindern ge-

macht, und da diese glüklich abgelauffen sind, so ist zu hoffen, daß bald auch andere angesehene Familien mit ihren Beispielen auf die grössere Volksklasse würken werden. Die Europäer und ihre Kinder, kommen hier zwar gemeiniglich noch ziemlich leidlich durch die natürlichen Pokken, und es würden ihrer noch weniger daran sterben, wenn man nicht gewöhnlich sich noch der alten und schädlichen Kurart dabei bediente. Die Sklaven und Innländer hingegen sterben daran sehr häufig, und es giebt Jahre, in welchen 15 bis 20 Sklaven in einem Hauße von dieser fatalen Krankheit hingeraft werden. Es ist mir stets ein ergözzender Anblik, wenn ich die Vernunft durch die Nebel des Vorurtheils und der Dummheit durchbrechen sehe, und bei einem Durchbruche der Vernunft, der so vieler Menschen Unglük abwendet, ist meine Freude nur um so lebhafter. Doch es ist nun Zeit meinen langen Brief zu schließen, Gott schüzze und erhalte Sie sämmtlich und gebe mir bald die Freude wieder die besten Nachrichten von Ihnen zu erhalten.

Sechzehnter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, den 6ten Febr. 1779.

Alle Dein Briefe, m. l. B. so wie Du sie in Deinem lezten Schreiben anzeichnetest, habe ich richtig erhalten nebst den Büchern, gelehrten und politischen Zeitungen. Deine Besorgnis, daß man mich gerne hier behalten und für allezeit etabliren möchte, ist so ungegründet nicht. Allein da meine Grundsäzze nicht ganz mit der hiesigen Politik und Denkungsart übereinstimmen, und ich weis, wie wenig erfodert wird, um in der Gesellschaft meiner vaterländischen Freunde vergnügt zu leben, so kann mich das Verlangen nach großen Schäzzen nicht blenden, und darum wird es auch so schwer nicht halten, alle gegen einen so vornehmen Hauptzwek meines Unternehmens streitende An-

schläge zu vereiteln. Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir berichte, — daß hier zu Batavia eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften ist errichtet worden. „Eine „ne seltsame Erscheinung auf einer der entle„gendsten Inseln Asiens, und noch dazu in „einer holländischen Niederlassung!" wirst Du sagen; und auch ich halte es für ein etwas gewagtes Unternehmen, doch hoffe ich in allem Betracht den besten Nuzzen davon, wenn der Eifer, mit welchen so viele gutdenkende Männer Hand ans Werk geleget haben, nicht erkaltet. Die Veranlassung dazu gab ein Beschluß, welchen die Harlemmer Gelehrte Gesellschaft faßte, hier zu Lande einen ökonomischen Zweig ihrer Gesellschaft zu errichten. Man fand für gut, hier lieber eine besondere Gesellschaft zu stiften; und sie Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia zu nennen. Ihr Sinnspruch ist: Zum Nuzzen des gemeinen Wesens (tot nut van het Gemeen), und wirklich hoffe ich, daß unsre Bemühungen sehr gemeinnüzzig sein sollen. Länder- Völkerkunde, und besonders

Naturgeschichte werden hoffentlich dadurch ei-
nige nicht unbeträchtliche Bereicherungen erhal-
ten, und alles, was zur Erweiterung und
Verbesserung des Handels und dem Wohl-
stande der holländischen Besitzungen in In-
dien dienen kann, wird unser vornehmstes
Augenmerk seyn. Wenn ich sage: Unser,
so wirst Du sehen, daß auch ich mich unter die
Glieder dieser Gesellschaft mitrechne, und in
der That gehöre ich dazu, und man hat mir
so gar die Ehre angethan, mich zum dirigiren-
den Mitgliede und Sekretair dabei zu erwäh-
len. Du wirst Dich wundern, daß ich es schon
in der holländischen Sprache so weit gebracht
habe, um diesem Amte vorstehen zu können.
Noth lehrt beten, l. B.! Indessen bin ich
auch sehr überzeugt, daß man mehr meinen
Eifer fürs Gute und guten Willen, als meine
Geschiklichkeit in Betrachtung gezogen hat. Die
Pflichten, die mir dadurch aufgelegt sind, will
ich gern nach allen meinen Kräften zu erfüllen
suchen, wenn mir nur, so wie ich hoffe und
wünsche Gelegenheit dadurch wird, die Mei-
nung unsres Sinnspruches mit zu bewirken.

Freilich wäre es für das Absehen meines Unternehmens zu wünschen, daß der neue Posten auch neue Einkünfte mit sich brächte; allein dies konnte hier nicht Plaz haben, und man mag auch wohl etwas für die Ehre und zum Besten der guten Sache auf sich nehmen.

Noch hat keine europäische Nation den Einfall gehabt, eine solche Gesellschaft in ihren ostindischen Besizzungen zu errichten. Die Engländer hätten es am besten gekonnt, aber man weiß, daß die in ihrem Vaterlande so edlen und für alles Große und Gute so gefühlvollen Britten fast allgemein in Indien ausarten, zu Nabobs werden *) und sich durch gemeinnüzzige Handlungen, so wenig um ihre eigene Nation, als auch um diejenigen Völker, die sie unterjochen und beherrschen, verdient machen. Desto wunderbarer mag nun

*) Diesen Spottnamen giebt man in England denjenigen, die sich bey ihrem Aufenthalte in Indien Reichthümer erworben haben.

A. d. H.

freilich der Welt dieser Einfall einer Gesellschaft holländischer Kaufleute, die sonst eben nicht im Geruche der grösten Menschenliebe und Achtung der Künste und Wissenschaften standen, vorkommen. Doch ich hoffe, daß unser Unternehmen nicht blos der Seltsamkeit halber, sondern auch durch die künftige gemeinnüzzige Folgen desselben den Beifall der Welt erhalten werde. Wir haben schon verschiedene Sizzungen gehabt, auch ist der Anfang mit dem Drukke des ersten Theils unsrer Abhandlungen schon gemacht worden, womit es aber etwas langsam geht, weil es uns an dem nöthigen Papier und andern Bedürfnissen dazu noch fehlt.

Die ganze Einrichtung dieser Gesellschaft ist folgende: Der Generalgouverneur und alle zu Batavia anwesende Mitglieder der hohen Regierung sind als Direktoren, und eine Menge der vornehmsten Beamten und angesehensten Herren dieser Hauptstadt sowohl, als auch aller andern holländischen Besizzungen in Indien, als Mitglieder aufgenommen worden. Aus denen hier gegenwärtigen Mitgliedern hat

man eine Kommission niedergesezt, welche monatlich sich versammelt, und von ihren Verhandlungen, Arbeit, Briefwechsel und Beschlüssen, alsdann der allgemeinen Versammlung, die jedesmal am 8ten März in dem großen Gouvernementssaale des Kastels zu Batavia gehalten wird, Bericht erstattet. Die monatlichen Zusammenkünfte der dirigirenden Mitglieder werden allezeit am ersten Montag eines jeden Monates in dem Hause des präsidirenden Direktors gehalten. Diese Kommission besteht aus einem Direktor, welches gegenwärtig der außerordentliche Rath des niederländischen Indiens, Hr. Raderma-cher ist, an welchen alle Nachrichten müssen gesendet werden, und dann aus neun dirigirenden Mitgliedern; den Sekretair mit einbegriffen.

Aus folgendem Verzeichniß wirst du ersehen, wie ansehnlich bereits die Zahl der Mitglieder ist: welches nun freilich eigentlich für den Werth der Gesellschaft nichts beweißt, als daß im Ganzen genommen, noch nie eine solche Gesellschaft unter günstigern Aspekten ist errich-

tet worden, und sich wenigstens was Länder-Völ-
ker-kunde und Naturgeschichte betrift, sehr vieles
davon erwarten läßt. Denn, an alle Gouverneurs
und Befehlshaber unsrer indischen Besizzungen
ist von der hiesigen Regierung der gemessenste
Befehl ergangen: die Gesellschaft bey ihrer
Untersuchung zu unterstüzzen, und alles einzu-
sammlen und zu übersenden, was zur Aufklä-
rung der Naturhistorie, Alterthümer, und
Kenntniß der Gebräuche und Lebensart der in-
dischen Völker dienlich sein kann.

Verzeichniß.

Oberdirektor	. .	1
Direktoren	. .	15
Mitglieder in Batavia	. .	103
— — Amboina	. .	2
— — Banda	. .	1
— — Ternate	. .	2
— — Malakka	. .	2
— — Makassar	. .	2
— — Koromandel	. .	3
— — Ceilon	. .	4

Dem Vorgebirge der guten Hofnung	.	.	2
Java's Nordküste	.	.	22
— — Bengalen	.	.	9
— — Surate	.	.	2
Sumatra's Westküste.		.	10
— — Mallabar	.	.	1
— — Bantam	.	.	2
— — Japan	.	.	3
— — Cheribon	.	.	1
— — Timor	.	.	2
— — Banjermassing		.	1
— — Palembang	.	.	2

Summa 192

Jedes der Mitglieder bezahlt bei seiner Aufnahme, und sodann jährlich vier Dukaten, und dies schon erwarb der Gesellschaft gleich den Fond von 768 Dukaten, ohne die sehr ansehnlichen freiwilligen Geschenke, die von reichen und edelgesinnten Mitgliedern gemacht wurden, und oft die Summe von 1000 Rhtr,

überstiegen. Hiervon werden die nöthigen Kosten und die aufgesezten Preißgelder bestritten.

Nun nur noch mit einigen Worten etwas über den eigentlichen Plan der Gesellschaft: er ist, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, und alles dessen, was zur Erweiterung der Naturgeschichte, den Alterthümern, Sitten, und Gebräuchen der morgenländischen Völker gehört; hauptsächlich aber hat sie zum Hauptzwekke den Landbau, die Handlung und den Wohlstand unserer Pflanzungen und Niederlassungen in Indien aufzuhelfen und zu befördern; und wird dieserhalb Preisfragen allen Arten aufgeben und Prämien ertheilen. Die Preiße werden in baaren Gelde oder in einer goldnen Medaille mit dem Stempel der Gesellschaft, wovon ich dir hier eine Zeichnung beilege, ausgezahlt werden.

Unser Präsident Hr. Radermacher hat der Gesellschaft ein Hauß geschenkt, in welchem die

Bibliothek des Naturalienkabinets, und andern Merkwürdigkeiten unter meiner Aufsicht aufbewahrt werden. Eine ansehnliche Sammlung Bücher in holländischen, deutschen, englischen portugiesischen und andern Sprachen, wie auch in Malayschen, Tamulischen und Singalesischen haben wir schon. Wie auch einen sehr schönen Anfang eines Naturalienkabinets aus allen drei Naturreichen. Auch ein Münzkabinet, in welchem alle ostindischen goldne und silberne Münzen, nebst einer Menge europäischer befindlich sind. Physikalische Instrumente besizzen wir ebenfalls, und erwarten derer noch mehr aus Europa. Der Präsident hat mir auch alle javanische Musikinstrumente, die er mit vielen Kosten sammlete, übergeben; und es ist mir aufgetragen worden über die javanische Musik eine Abhandlung aufzusezzen. Ich habe unter andern auch übernommen, Versuche mit der Elektrizität anzustellen; und bei der ersten allgemeinen Versammlung am 8ten März machte ich verschiedene Versuche mit der Elektrisirmaschine, und unter andern einen, der den Ruz-

zen der Ableiter zeigt, um die Schiffe für den Bliz sicher zu stellen. Sie gelangen mir alle recht gut, zur größten Verwunderung aller, die sich seit langer Zeit umsonst bemühet haben, hier eine elektrische Wirkung zu Wege zu bringen. Sollte etwas sehr Neues über die Elektrizität zum Vorschein gekommen sein, so bitte ich mich damit zu versehen, im Fall es keine Uebersezzung ist. Eins unsrer dirigirenden Mitglieder Herr Barklo hat der Gesellschaft einen Garten, welcher 40 Ruthen lang und 14 Ruthen, 6 Fuß breit ist, geschenkt, welchen ich jezt beschäftigt bin zu einem kleinen botanischen Garten einzurichten. Du siehst also, m. l. B., daß mein Wirkungskreis sich sehr erweitert, und meine Geschäfte sich ziemlich vermehrt haben, dieserhalb bin ich auch nicht im Stande Dir mit den abgehenden Schiffen jezt weitläuftiger zu schreiben. Für Dein Naturalienkabinet werde ich sorgen, und es kann mir nicht an Gelegenheit fehlen, Dir mancherlei brauchbares und willkommnes zu übersenden; denn, da mir

von allen unsern Besizzungen jezt häufig dergleichen Sachen für unser Kabinet zugeschikt werden, so werde ich alles, was wir gedoppelt haben, für Dich bei Seite legen.

Siebzehnter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, im October 1780.

Mich hat die Vorsehung bisher gesund, und frei von Elend und Noth erhalten; und ich kann Dir sogar die Nachricht beifügen, daß ich vor einigen Monaten, als Administrator einiger Pakhäuser der Kompagnie allhier bin angestellt worden. Ich habe dadurch nun endlich ein Einkommen erhalten, von welchem ich sehr gemächlich leben, und auch wohl jährlich etwas auf die Zukunft zurüklegen kann. Die Einnahmen in meinem neuen Posten betragen jährlich gegen 10000 Gulden und kommen vorzüglich von dem Kaffee, der in die unter meiner Aufsicht stehenden Pakhäuser aufgeschüttet wird, und davon ich gewisse Procente genieße. Ich bin freilich genöthigt mich

nun auch etwas größer einzurichten, die Anzahl meiner Sklaven zu vermehren, eigene Equipage zu halten und dergl., welches alles bey der hiesigen Theurung viel Aufwand erfordert. Doch kann ich es nun mit der größten Gemächlichkeit abwarten, bis sich Gelegenheit zeigt, einen noch einträglichern Posten zu bekommen. Außer meinem ganz guten Gehalte findet sich nun auch manche Gelegenheit durch redliche Mittel noch etwas nebenher zu erwerben, denn, wollte ich mich der unedlen und niederträchtigen Schleichwege bedienen, die die mehresten in solchen und höhern Posten hier stehenden Menschen einschlagen, so könnte ich leicht um einige Jahre eher reich werden; aber dafür wird mich der Himmel und mein Herz bewahren! Große Schäzze erwerben, werde ich also hier nicht; aber doch hoffe ich gewis mit Gottes Hülfe in solche Umstände zu kommen, daß ich Dir und Deinen Kindern nüzlich sein kann; und wenn mir dann bei meiner Rükkehr ins Vaterland so viel übrig bleibt, daß ich im Schooße Deiner Familie, und an Deiner Seite ruhig und still den Abend meines Lebens

hinbringen kann; wenn wir gemeinschaftlich unser angeerbtes Stükchen Land anbauen, unsre Wohnung bequem einrichten, die Erziehung Deiner lieben Kinder besorgen können, zuweilen die Freude haben, Nothdürftige und Bedrängte zu unterstüzzen, oder unser Scherflein zu guten und gemeinnüzzigen Anstalten beizutragen; sollten wir dann nicht vergnügt und glüklich im Schatten unsrer Linden, unter welchen wir als Kinder spielten, leben! Auch jezt kann ich schon etwas zu solchen gemeinnüzzigen Anstalten in meinem Vaterlande beitragen, indem ich dem Basedowschen Institut zu Dessau von denjenigen Geldern, die ich nunmehr in Amsterdam gutgemacht habe, 1000 Rhtr. schenke, und zugleich eine Bedingung hinzufüge, die vielleicht für Deinen Sohn von Nuzzen sein kann, wenn Du anders für gut findest, ihm diesen Institute zur Erziehung anzuvertrauen. Der inliegende Brief an die Herren Basedow und Wolke wird Dir zeigen, wie ich hierbei zu Werke gegangen bin, nach dessen Durchlesung bitte ich Dich das liegende Siegel zuzukleben, und den Brief zu

bestellen. Die Vorsichtigkeit, die man hier in Indien anwenden muß, befiehlt mir, meinen Namen bei dieser Schenkung wenigstens noch einige Zeit zu verbergen, und darum muste ich Maasregeln nehmen, die in jedem andern Betrachte sehr überflüßig sind.

Die Bücher, die Du an mich abschikkest, habe ich alle richtig erhalten, und haben mir viel Freude gemacht; ich bitte sehr damit fortzufahren, und mich von Zeit zu Zeit, mit Neuigkeiten aus den Reiche der Litteratur zu versehen. Mit den Essai sur differentes especes d'air bist Du meinen Wünschen zuvor gekommen, denn diese Materie hat seit meiner Abwesenheit von Europa so viel Aufsehens gemacht, daß ich längst schon nach einem Werke seufzte, welches mich vollständig davon unterrichten könnte. Das deutsche Museum, die pädagogischen Unterhandlungen, besonders aber die gothaischen gelehrten Zeitungen bitte ich für mich fortzusezzen.

Die Physiognomik von Lavater haben wir

bereits kommen lassen, und befindet sich in der Bibliothek der Gesellschaft unter meinen Händen. Es ist für mich eine sehr angenehme Lektüre voller Unterhaltung für Geist und Herz, nur das Einzige, was ich darinnen suchte, finde ich nicht — und seit ich es lese, ist mir noch kein einziges Urtheil so wenig über weiße als schwarze Gesichter besser gelungen als zuvor; es mag meine Schuld sein. —

Hierbei erhälst Du den ersten Theil unsrer Abhandlungen, Du wirst daraus ersehen, daß auch ich es gewagt habe, als Schriftsteller mit aufzutreten. Ich habe geurtheilt, daß man um eine nüzliche Sache zu befördern, auch bei geringen Kräften und Vermögen nicht anstehen müsse Hand ans Werk zu legen, und vielleicht segnet die Vorsicht meine Bemühung, mich nüzlicher zu machen, und mit der Zeit wichtigere Aufsäzze zu liefern. Dieser erste ist allein in der Absicht geschrieben, um die Untersuchung der Palmen, denen niederländischen Kolonisten, die hierzu vorzügliche Gelegenheit haben, zu erleichtern. Ich habe dar-

um alles, was systematisch von dieser Pflanzenordnung bekannt ist, beisammen gestellt, damit bei jeder Gelegenheit, die sich zu einer oder der andern Untersuchung ergiebet, mit einem Blikke kann übersehen werden, was schon bekannt ist, was noch fehlt, und wo die Beschreibungen zu finden sind. Du wirst die in diesem ersten Theile enthaltenen Abhandlungen freilich von sehr verschiedenen Werthe und Gehalte finden. Manchen davon wird man den Stand ihrer Verfasser und das Land, in welchem sie entstanden, nur gar zu sehr anmerken. Doch man muß Männer billig und nachsichtsvoll beurtheilen, davon die allerwenigsten eigentliche Gelehrte sind, und die einige tausend Meilen weit von dem gelehrten Europa und den mehresten Hülfsquellen entfernt, nicht aus Geld- und Ruhmsucht, sondern wie unser Sinnspruch ausdrukt, zum Nuzzen des gemeinen Wesens, schreiben oder doch aus diesem Bewegungsgrunde schreiben sollen: dann keine Regel ohne Ausnahme, in Asien wie in Europa. —

Wir haben schon aus vielen unsrer Kolo-

nien wichtige Beiträge zu unsern Untersuchungen erhalten, so wie auch ansehnliche Geschenke.

Das kleine Wörterverzeichniß, welches Herr Radermacher von den Geschlechtern der drei Naturreiche geliefert hat. Die Javaische Geschichte Sadjara Radja Djawa, und die Beschreibung eines weißen Negers sind ohnstreitig die interessantesten Stükke dieses ersten Theiles unserer Abhandlungen, und werden jeden Geschichts- und Naturforscher selbst in unserm deutschen Vaterlande willkommen sein.

Das erstere, so klein und unvollständig es auch ist, giebt doch demjenigen, der Länder- und Völkerkunde studiert, manchen Anlaß zu weitern Vergleichungen und Untersuchungen, die Abstammung der verschiedenen Völker von einander, die man theils schon lange gekannt, theils erst neuerlich entdekt hat, betreffend. Man wird finden, daß die Malayische Sprache theils in ihrer reinen, theils in ihrer verdorbenen Mundart eine der allerausgebreitesten

sten ist, und daher manche richtige Schlüsse und Bemerkungen auf Völkerwanderung und selbst auf das Alter mancher europäischen Niederlassung in Indien machen können. *).

Was die Javaische Geschichte betrift, so scheint sie eigentlich ein Geschlechtsregister der Javaischen Könige, mit einer Menge religiöser Fabeln (und welches Volk hat diese nicht,) durchwebt zu sein. Eins unsrer Mitglieder Herr Gordyn hat sie von einem alten Javaner, der sein Lehrmeister in dieser Sprache

*) Hr. Bibliothekar Biester, hat in einer der deutschen Uebersezzung des ersten Theiles dieser Abhandlungen beigefügten Note, gleiche Meinung geäussert, und weiter ausgeführt. Das Uebereintreffen der Urtheile zweier Männer, davon der Eine an Ort und Stelle, mit richtigen Gefühl und Scharfsinn beobachtet, und der Andere, mit allen gelehrten Kenntnissen und Hülfsmitteln versehen, vergleichet, untersucht und der Wahrheit nachspürt, müssen jeder Hypothese den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit geben.

A. d. H.

war, vor dreißig Jahren gekauft, und ins holländische übersezt. Dies Buch wird von den Javanern als ein heiliges Buch verehrt, das sie nicht gern in fremde Hände fallen lassen. Es kostete Herrn Gordyn viel Mühe und Ueberredung den alten Javaner zu bewegen, ihm dieses Buch zu verkaufen, und wahrscheinlich würde er seinen Zwek nicht erreicht haben, wäre der Alte nicht eben in Umständen gewesen, wo ihm das Geld lieber, als seine heilige Legende sein mußte. Ob daraus, wie mein Herr Kollege in dem Vorbericht sagt: „für „die Aufklärungen einiger noch dunklen Stel„len in unsrer Bibel einiger Nuzzen zu er„warten sei," getraue ich mir weder zu behaupten, noch zu verneinen. So viel ist gewis, daß zur bessern Kenntniß der Geschichte der Javaner, ihrer Glaubensmeinung und der Veränderung, die damit durch Einführung der muhamedanischen Religion vorgingen, wir an diesem Buche keinen üblen Fund gethan haben. *) Die vielen theologischen und philoso-

*) Da die Uebersezzung der folgenden Theile dieser Abhandlungen der Bat. Ges. der Künste und

phischen Anmerkungen hätte mein Herr Kollege übrigens wohl weglassen können. Aber der gute Mann ist ein Doktor der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit!!!

Die Beschreibung des weißen Negers wird unsern Naturforschern einen neuen unwidersprechlichen Beweiß geben: daß alles, was man zeither von ganzen Geschlechtern von Kakerlakken oder weißen Negern Nachtmenschen und dergleichen erzählte, nichts als Fabeln sind, und das nur zuweilen hier und da, durch Zufall, solche Menschen geboren werden. Die Eltern dieses weißen

Wissenschaften nicht hat können unternommen werden, weil vermuthlich unser deutsches Publikum jezt nur Geschmak für Romane, Rittergeschichten und Schauspiele hat, so ist auch die Fortsezzung dieser anmerkwürdigen Javanischen Geschichte nicht bekannt geworden, die indessen zur Erwekkung mancher neuen Idee zur Philosophie der Geschichte der Menschheit hätte können mitwirken.

A. d. H.

Negers, der Saudami heißt, waren wie andere Einwohner seines Vaterlandes der Insel Bali von schwarzbrauner Farbe, auch ist er gar nicht kränklich, sondern groß und stark. Ich habe ihn gemessen, und fand, daß er fünf Fuß, $2\frac{1}{2}$ Zoll Rheinl. hatte. Ich sende dir hierbei eine Zeichnung, die ein Chinese von ihm gemacht hat, und die ich so gut als möglich verbessert habe. Dieser Saudami ist hier mit einer schwarzbraunen balischen Frau verheirathet, und wir werden nun sehen, was für Kinder aus dieser Ehe hervorkommen werden. *)

So viel nur, m. l. B. für jezt von unsrer Gesellschaft, davon ich Dir bereits wohl schon zuviel gesagt habe. Doch wer spricht nicht gern von einer Sache, für die er sich so warm interessirt.

*) Man hat nachher Nachricht aus Indien erhalten, daß die Frau dieses weißen Negers verschiedene völlig schwarzbraune Kinder geboren habe.

A. d. H.

Einen neuen Beruf, mich den Wissenschaften zu widmen, bekam ich durch die Harlemsche Gesellschaft der Wissenschaften; und die Utrechtsche Provinzialgesellschaft der Künste und Wissenschaften, die mich beide zu ihrem Mitgliede ernannt haben.

Am 1ten September starb unser General-Gouverneur de Klerk, und an seine Stelle ist der zeitherige General-Direktor Alting erwählt worden. Ich sende Dir hierbei sowohl die Beschreibung von der Feierlichkeit, die bei der Beerdigung des Verstorbenen, als auch bei der Vorstellung des neuen General-Gouverneurs sind beobachtet worden. Du wirst Dir dadurch die beste und richtigste Vorstellung von der Gewalt, und dem äussern Glanze machen können, womit die ostindische Kompagnie ihren ersten Stellvertreter allhier bekleidet. *)

*) Aus eben dieser Absicht glaubt der Herausgeber dieser Briefe seinen Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn er die Uebersezzung dieser Aufsäzze hier anhänget.

Vor wenig Tagen hat mir der Tod auch hier wieder eine neue Wunde geschlagen. Mein Freund und Gönner der Rath von Indien Craan, von welchem ich in meinen vorhergehenden Briefen geschrieben habe, starb sehr plözlich. Er hat mich zum Vormunde seiner drei Kinder bestellt; und da ich diese noch mit den eben jezt abgehenden Schiffen nach Europa senden will, um sie in Holland erziehen zu lassen, so giebt mir dieses so viel unerwartete Arbeit, daß ich meinen Brief schnell schließen muß. Lebe wohl, l. B. Gott segne Dich und Deine Kinder, und erfreue mich bald mit guten Nachrichten von Dir.

Verordnung der hohen Regierung zu Batavia wegen derjenigen Feierlichkeiten, die bei der Beerdigung des am 1ten Sept. 1780. verstorbenen Herrn Generalgouverneur Reynier de Klerk zu beobachten sind.

Am Tage der Beerdigung wird von früh halb 6 Uhr an mit allen Glokken des Kastels, der Stadt und allen Kirchen geläutet, und damit so lange angehalten, bis das Leichenbegängniß zu Ende ist.

Auf der Rhede wehen die Flaggen von allen Schiffen, so wie dieses bereits seit dem Sterbetag des Hochedeln Hrn. Generalgouverneurs geschehen ist, am halben Stokke (ter halvenstok) und das Kommandeur-Schiff begrüßt die Leiche von dem Augenblik an, da sie aufgenommen wird, bis daß sie in die Gruft gesenkt worden, mit Minuten-Schüssen.

Gegen 6 Uhr stellt sich auf dem Vorhofe

des

des Kastells die Dragoner-Leibwache, von einem Kapitän kommandirt.

In dem Kastell selbst besezt eine Kompagnie Grenadiers die gewöhnlichen Wachen, von der die militairischen Honneurs sowohl an die Leiche, als auch an den regierenden Herrn General-Gouverneur gemacht werden. Es werden 8 Zeremonienmeister aus der ersten Rangordnung der hiesigen Kompagnies-Bedienten angestellt, die dafür zu sorgen haben, daß alles in guter Ordnung und mit der gehörigen Genauigkeit geschehe.

Nachdem alles zur Abfahrt fertig ist, sollen sich auf ein gegebenes Zeichen die paradirende Leibdragoner in Marsch sezzen, hinter diesen reiten zwei Trompeter in tiefer Trauer, mit langen Mänteln, einer Trauerschärpe um den Leib, und die Bandorollen mit Flor bekleidet. Hierauf folgen: Das Wappen des verstorbenen Herrn General-Gouverneurs, von dem Unterequipagen-Meister getragen; der Kommandostab auf einem schwarz sammtnen Küssen mit

silbernen Quasten von einem Kapitän getragen; der Degen in der Scheide ebenfalls auf einem schwarz sammtnen Küssen mit silbernen Quasten von einem Kaufmann getragen.

Vier Hellebardiers mit Trauerschärpen und Bändern, zwei und zwei neben einander mit zur Leiche tragenden Hellebarden.

Zwölf Leichenbitter, vier und vier neben einander. Hierauf soll die Leiche mit einem bis zur Erde hängenden schwarz sammtnen und auf beiden Seiten mit acht Wappenschildern des Verstorbenen geziertem Leichentuche, von zwölf qualifizierten Dienern der Kompagnie, (drei Kaufleute, sieben Unterkaufleute, und zwei geschworne Klarken) mit Beihülfe von dreißig gewöhnlichen Trägern vom Militair auf den Leichenwagen gehoben werden, die hernach sämmtlich zu beiden Seiten des Leichenwagens mit folgen.

Die Leiche liegt in einer gelötheten Kiste und diese steht wiederum in einem hölzernen und mit schwarzen Sammt, und silbernen Tressen

bekleideten Sarge. Außer denen schon gedachten Trägern sollen noch auf beiden Seiten der Leiche achte der vornehmsten Diener der Kompagnie als Schleppträger mit langen Trauermänteln gehen, und das sammtne Leichentuch anfassen. Hinter der Leiche folgen: die Bedienten des Verstorbenen in tiefer Trauer, und entblößtem Haupte, einer hinter dem andern; zwei Hellebardiers mit Trauerschärpen und Bändern, die Hellebarden zur Leiche tragen nebeneinander. Dann die nächsten Anverwandten Sr. Hochedelheit. Hernach wieder zwei Hellebardiers wie oben. Nach diesen der neue Herr General-Gouverneur von Indien und die sämmtlichen Mitglieder der hohen Regierung zu Batavia in Wägen; nach diesen folgen in langen Trauermänteln:

Der sämmtliche Rath der Justiz, nebst dem Advokat-Fiskal, dem Wasser-Fiskal, und ihren Sekretären. Die Thürhüter, voraus mit entblößtem Haupte und auser ihren gewöhnlichen Schildern auf der Brust, noch in der rechten Hand das Wappen des gedachten Raths hal-

tend; die sämmtlichen Subalternen dieses Kollegiums müssen sich auf beiden Seiten anschliessen. Der Präsident des Kollegiums. Der Colonell. Die Commandeurs und die mit ihnen gleichen Rang haben; so wohl in der politischen als militairischen Klasse.

Das Kollegium der Schöpfen dieser Stadt, mit ihren Offiziers und Sekretären. Die Boten mit ihren Wappen und Stökken und entblößtem Haupte voraus. Die Subalternen, wie beim obigen auf beiden Seiten.

Die Prediger und Aeltesten des Batavischen Kirchenraths.

Die Prediger und Aeltesten der Lutherischen Gemeinde.

Die Majors des Militairs und der Bürgermeister.

Der Sabandhar und Licentmeister, nebst den sämmtlichen Oberkaufleuten in und außer employ nach ihrem Range.

Die Altschöppen.

Die Kapitäns der regulirten Miliz.

Das Kollegium der Aufseher der Waisenhäußer dieser Stadt, nebst ihren Sekretärs. Der Bote mit seinen Gehülfen, voraus mit entblößtem Haupte und dem Wappen des Kollegiums.

Das Kollegium der Aufseher der Teiche, Wälle und Graben, in der Gegend um Batavia mit ihren Sekretärs. Der Bote mit entblößtem Haupte voraus.

Das Kollegium der Bank und der Leihungsbank mit ihren Kassirern und Sekretär. Der Bote mit entblößtem Haupte voraus.

Die angestellten Kaufleute und die mit ihnen gleichen Rang haben.

Die Advokaten.

Die nicht angestellten Kaufleute.

Die Schiffer.

Das Kollegium der Kommissarien der kleinen Gerichts- und Heurathssachen, nebst ihren Sekretärs, der Bote mit entblößtem Haupte voraus.

Das Kollegium der Aufseher über den Nachlaß der Unchristen, mit ihrem Sekretär, der Bote mit entblößtem Haupte voraus.

Das Kollegium der Diakonen.
Die Diakonen der Lutherischen Gemeinde.

Die sämmtlichen Unterkaufleute und Lieutenants, alle mit langen Trauermänteln, Paarweise in Kutschen.

Ferner die vornehmsten Bürger, die Schreiber, Buchhalter und Assistenten der respektiven Komptoire, und endlich alle Mardykerl Javaische, Balysche, Chinesische, Mohrische, und fernere innländische Offiziers, und alle andere Europäer als Innländer, die der Leiche folgen wollen.

Nachdem der Zug auf diese Weise bis auf den Kirchhof der großen holländischen Kirche gekommen ist, so soll die Leiche von dem daselbst bereits aufmarschierten Korps Leibdragoner, vorbei geführt werden, welches das Gewehr präsentiret, und Marsch blasen läßt. Beim Begräbnißplazze wird die Leiche von den vornehmen Leichenträgern vom Wagen gehoben, und von denen gewöhnlichen Leichenträgern ins Grab gesenkt; und indem die Bahre aufs Grab gesezt, und mit dem sammtnen Leichentuche bedekt wird, werden von dem Bollwers

ke des Kastells, der Diamant, neun Kanonenschüsse gethan. Indessen bleibt der Leichenzug so lange um das Grab herum stehen, bis der Leichenwagen zurükgefahren ist, sodann kehrt er in gleicher Ordnung nach dem Kastell zurük, nur mit dem Unterschiede, daß die Schleppträger und diejenigen, so die obengedachten Ornamente tragen, gleich vor den Leichenbittern gehen, die vornehmen Träger aber gefolgt von den Trägern von der Miliz, sich hinten an den Leichenzug anschließen.

Das Korps Dragoner bleibt mit präsentirtem Gewehr stehen, bis der Leichenzug vorbei ist; sodann schließen die Dragoner hinten an. Unterdessen werden, nachdem das Bollwerk, der Diamant, die vorbesagte Salve gethan hat, von allen fernern Bollwerken, den Schiffen auf der Rhede und allen unsern Posten folgende Ehrenschüsse gethan:

21 von dem Kastell.
47 von der Stadt.
7 von dem Posten Jakkatara.

7 von dem Posten Ankee.
7 von dem Posten Tangerang.
17 vom Eilande Onrüst.

Auf der Rhede, nachdem die Stadt geschossen hat,

21 Schüsse von dem Commandeurschiffe für die Kammer Amsterdam.
19 . . Zeeland.
17 . . Delft
15 . . Rotterdam.
13 . . Hoorn.
11 . . Enkhuisen.

Mit dem ersten Schusse vom Bollwerke, dem Diamant, hören die Minutenschüsse auf, und nachdem die Schiffe gefeuert haben, sollen die Flaggen wieder wie gewöhnlich wehen.

Verordnung der hohen Regierung zu Batavia, die Feierlichkeiten betreffend, die bei der Vorstellung des neuen Herrn General-Gouverneurs W. A. Alting zu beobachten sind.

I.

Der Oberste und Chef des hiesigen Militairs soll dafür sorgen, daß mit dem Anbruche des Tages die bey Handen seyende Fahnen, über die Thore des Kastells, der Stadt, und auf die vornehmsten Bollwerke aufgepflanzt werden, und bis zu Sonnenuntergang daselbst wehen.

II.

Der Kommandeur und Ober-Equipages-Meister soll die nöthigen Ordres an alle Befehlshaber der Schiffe, die sich an diesem Tage auf der Rhede zu Batavia befinden, geben, daß mit dem Anbruch des Tages bis zu Son-

nenuntergange die bei Zeremonien gebräuchliche Flaggen und Wimpels von ihren Schiffen wehen. Den Eigenthümern und Befehlshabern derjenigen Schiffe, die Bürgern oder Innländern gehören, und die auf der Rhede, dem Flusse, oder im Hafen zu finden sind, soll der Sabandhaar ein Gleiches andeuten.

III.

Des Morgens mit dem Glokkenschlag 6 soll die ganze Dragonerleibwacht im Kastell aufsizzen und von ihrem Rittmeister geführt, mit Standarten, Paukken und Trompeten längst der Herren- und Prinzen-Straße durch das Rotterdamer Thor hinnaus nach dem Garten Sr. Hochedelheit marschiren, wo sich das ganze Korps in ein Glied stellt, mit der Fronde gegen den Eingang des Hauses. So bald sich der Hr. General-Gouverneur in seine Kutsche gesezt hat, marschirt das Korps voraus, und nachdem der Zug durch die vornehmsten Straßen der Stadt gegangen, und an die Aufziehbrükke des Kastells gelangt ist, schwenkt sich das Korps das

selbst wieder auf, und salutirt dem vorbeifahrenden Herrn General-Gouverneuer unter Trompeten und Paukenschall wie gewöhnlich.

IV.

Der Herr Generaldirektor soll sich nebst zwei Räthen der hohen Regierung und dem ersten Sekretär des Morgens um sieben Uhr nach dem General-Gouvernemente in Gallakleidern (weil bei dieser Gelegenheit die Trauer für diesen Tag abgelegt wird) begeben, um daselbst unten am Eingange den Herrn General-Gouverneur zu empfangen, welcher von den übrigen Mitgliedern, der hohen indischen Regierung und dem zweiten Sekretär aus seinem Garten auf Goenong-Saare ist abgeholt worden, und sich alsdann an der Spitze dieser Versammlung in das General-Gouvernement begiebt.

V.

Um sieben Uhr des Morgens müssen sich auf dem Vorsaale der Wohnung des Hrn. General-Gouverneurs im Kastell versammlen: die

Präsidenten und sämmtliche Mitglieder des achtbaren Justizrathes, und des ehrwürdigen Kollegiums der Schöppen, mit ihren Oberbeamten und Sekretärs; ingleichen der Kirchenrath der Reformirten und Lutherischen Gemeinde, das Collegium der Kuratoren und Schollarchen: Aufseher der Waisenhäuser, und der Teiche, die Commissarien der Bank, der Ehesachen und kleinen Gerichtssachen, Advokaten, Prokurators, Notarien, Diakonen, nebst den Vorstehern der Kranken: und Zuchthäuser.

VI.

Auch sollen auf gemeldeten Vorsaal erscheinen: alle Land: und Seeoffiziers bis zu den Schiffern, incluf, die Offiziers der Ponnisten, der Handwerksgesellen und der Bürgerei. Ausgenommen diejenigen, die sich vom Militair unter den Waffen befinden.

VII.

Die anwesenden Gesandten der innländischen Fürsten erscheinen nicht; auch werden alle Offizirs der innländischen Christen, Chinesen, Moh-

ten und Mardykers, nebst allen andern niedrigern Bedienten der Kompagnie hiervon ausgeschlossen.

VIII.

Weiter erscheinen auf gemeldetem Vorsaale alle vornehme Beamten der Kompagnie, und die sämmtlichen Administrateurs, als von

dem Vorraths-Magazin,
den Pakhäusern der Westseite,
dem Eisenmagazine,
den Fruchtmagazinen,
den Pakhäusern, aus der Insel Onrüst,
den Pakhäusern an dem Wasserthore,
dem Kleider-Pakhause.
dem Zukker-Pakhause.
dem großen Magazine,
dem Medizin-Magazin u. s. w.

Die sämmtlichen Kaufleute, Unterkaufleute, und vornehmsten Buchhalter.

Wenn alle diese sich zur bestimmten Zeit versammlet haben, so begiebt sich die ganze hohe indische Regierung nach dem Versammlungs-

saal, wo die Mitglieder derselben sich zur rech-
ten Hand des Hrn. General-Gouverneurs in
eine Reihe niedersezt. Hierauf werden auf
eine zeremonielle Weise die Schlüssel zu den
Thoren des Kastells und der Stadt, (wie-
wohl dieselbe schon seit dem Tode des Verstor-
benen General-Gouverneurs in Verwahrung
des Neuangestellten gewesen sind) von dem
Obersten und Kommendanten des Militairs
auf die Tafel der hohen Regierung gelegt,
und dem Hrn. General-Gouverneur überreicht,
so wie dieß auch der Major von der Artillerie
mit den Schlüsseln der sämmtlichen Pulverkel-
ler thut. Auf eben diese Weise werden nach-
her auch durch einige Räthe der hohen Regie-
rung die Siegel des Justizrathes, der Schöp-
pen, und Waisen-Kammer für den Herrn Ge-
neral-Gouverneur auf die Tafel gelegt. Hier-
auf übergiebt der Generaldirektor im Namen
der Versammlung dieses alles dem Herrn Ge-
neral-Gouverneur, unter Wiederholung der
ihm bei seiner Ernennung bereits gemachten
Glükwünsche. Doch wird dabei kein neuer
Eid gethan, weil dieser gleich an dem Tage,

da er zur Würde eines General-Gouverneurs erhoben wurde, ist geleistet worden. Nach diesen Zeremonien bleiben diejenigen, die Siz und Stimme im Rathe von Indien haben, an der Tafel sizzen, und jedes Kollegium wird nach seinem Range besonders durch den zweiten Sekretär herein gerufen, wie auch alle anwesende vornehme Bedienten der Kompagnie und Bürger, die sich sodann an die linke Seite gemeldter Tafel stellen, und an welcher der Generaldirektor eine Vorhaltung wegen der Ursache ihrer Zusammenkunft thut, und durch den ersten Sekretär die Akte, durch welchen die Anstellung des neuen General-Gouverneurs ist beschlossen worden, vorlesen läßt.

Hierauf erklärt der Generaldirektor im Namen der hohen Regierung den anwesenden Bedienten der Kompagnie, daß sie sämmtlich in ihren Bestallungen und Diensten bestätigt sind, wobei er sie zugleich auf ihren der Kompagnie sowohl in den Niederlanden, als auch in Indien bereits geleisteten Eid verweiset. Nachdem dieses geschehen ist, und die vorbe-

schiedenen Personen den Versammlungssaal verlassen haben, übergibt der Herr Generalgouverneur denen Präsidenten der Kollegien die Siegel wieder, so wie den Kommendanten des Militairs und der Artillerie, die zu diesem Ende nochmalen herein gerufen werden, die Thore und Pulverkeller, Schlüssel, worauf der Herr Generalgouverneur in dem Generalgouvernements die Glükwünsche collegialiter empfängt.

Wenn die sämtlichen vorbesagten Zeremonien in dem Versammlungssaal zu Ende sind, wird von da aus ein Zeichen gegeben, worauf folgende Salven gethan werden.

21 Kanonenschüsse vom Kastel
63 . den Bollwerken der Stadt.
7 . der Insel Onrüst.
21 . dem Admiral-Schiffe.
17 . den darauf folgenden Schiffen, und so von jeden daraus folgenden immer zwei Schüsse weniger bis auf drei.

Nachdem das Kastell 21 mal geschossen hat, marschirt die Dragonerleibwache in gehöriger Ord-

Ordnung vor dem Kompagnies-Pferdestall, und sizt daselbst ab.

Der Herr Generalgouverneur wird von der ganzen Regierung en Corps nach seiner Wohnung in die Stadt zurük begleitet, wo sich die sämmtlichen Herrn Räthe empfehlen, um gegen Abend in dem Garten des Hrn. Generalgouverneurs, diesen frölichen Tag mit einem festlichen Abendessen zu beschließen.

Zur Glükwunsch-Audienz der gegenwärtigen Gesandten innländischer Fürsten, oder der etwa auf der Rhede liegenden Schiffskapitäne europäischer Mächte, bestimmt der Herr Generalgouverneur einen ihm beliebigen Tag.

Achtzehnter Brief.

An den H. v. W.

Batavia, den 18ten Febr. 1781.

Ich fürchte, mein l. B., daß unser Briefwechsel durch die ausgebrochnen Kriegsunruhen sehr in Unordnung gekommen ist, und daß verschiedene meiner Briefe sind verlohren gegangen. *) Auch kann ich Dir jezt seltner schreiben, da binnen Jahresfrist vermuthlich keines unserer Schiffe nach Europa abgehen wird, und sich die Gelegenheit Briefe und Packette mit fremden Schiffen absenden zu können, nur selten zeiget. Ich bestelle dieses Paket mit einem dänischen Schiffe; vielleicht ist Dirs möglich eine Addresse in Koppenhagen zu

*) In der That fehlen zwischen diesem und dem vorhergehenden Schreiben einige Briefe.

A. d. H.

finden, um mir mit dänischen nach China seegelnden Schiffen Briefe zu senden, die auf diese Art der Gefahr nicht ausgesezt sind in feindliche Hände zu fallen. Ein gleiches könnte auch mit schwedischen Schiffen geschehen. Mein Freund der D. Carl Peter Thunberg, Professor der Botanik zu Upsala, würde Dir wegen einer Addresse nach Stockholm, oder einen andern schwedischen Hafen können Anweisung geben.

Der Krieg mit England bringt uns überhaupt hier in eine sehr unangenehme Lage, da unser Wohlstand aus einer Handlung sproßt, die nur durch Ruhe und Frieden gedeihen kann. Es scheint, die Engländer gehen mit verschiedenen Entwürfen um, unsre Niederlassungen in Indien zu beunruhigen. Hier in der Hauptniederlassung fürchten wir uns eben nicht für einen feindlichen Ueberfall, sie würden uns fürs erste gewis nichts anhaben können. — Mit unsern übrigen ostindischen Kolonien aber, wo freilich nicht alles in derjenigen Verfassung ist, wie es seyn könnte, und seyn sollte, möch-

te der Fall wohl anders seyn, wenn der Krieg ernsthafter werden sollte. Allemal aber wird es nachtheilig genug für uns seyn, daß unser Handel und unsre Schiffahrt beunruhiget und gehemmt wird. Die Engländer haben uns bereits in der Saldanhabay am Vorgebirge der guten Hofnung vier reichbeladene Retourschiffe weggenommen. Auf einem dieser Schiffe waren auch Briefe und Pakette von mir, und vier Kisten mit Konchilien und Naturalien für Dich, die auf diese Art nun verlohren sind. Doch dieser Schade ist mit der Zeit zu ersezzen, und ich werde im Stande seyn, neue Sammlungen für Dich zu machen. Da uns indessen die Vorsicht und Klugheit hier gebietet uns auf alle Fälle in den besten Vertheidigungsstand zu sezzen, so werden alle nöthigen Waffenrüstungen gemacht, und sowohl das eigentliche Militair, als auch die übrigen verschiedenen Korps in den Waffen geübt. Auch mir ist dadurch wieder ein neues Geschäfte erwachsen, da man mich als Exerziermeister bei dem sogenannten Pennisten-Korps angestellt hat. Dieses Korps besteht aus den

sämmtlichen Unterkaufleuten, Buchhaltern u. s. w., die sich in Batavia befinden, und verpflichtet sind, im Fall der Noth die Vertheidigung des Kastells zu übernehmen. Sie sind daher in zwei Kompagnien abgetheilt, die ihre eigenen Kapitäns und übrigen Offiziere haben. Die eine Kompagnie hat rothe Röcke mit schwarzsammtnen Aufschlägen und Rabatten mit Gold, die andere blau und roth mit Gold. Schön sieht dieses Chor aus, ob es aber troz seinem Exerziermeister, dem ehemaligen Herzogl. Sächsischen Kapitän viel militairische Evolutionen machen und Thaten ausüben würde, daran zweiffele ich. — Indessen scheint die starke Bewegung in freier Luft, die man hier für so schädlich hält, meiner Gesundheit nicht nachtheilig zu seyn, sondern dieselbe vielmehr zu stärken. *)

*) Und doch wurde der rechtschaffene Mann das Opfer seines Diensteifers, und seiner ausserordentlichen Thätigkeit. Vermuthlich waren es die Folgen dieser heftigen Bewegungen in der so ungesunden Luft, die ihn wenige Wochen nachher ins Grab stürzten. Das für Europäer so

Gott gebe! daß mein deutsches Vaterland blühen möge, ohne Theil an dem Zwiste der Wassermächte zu nehmen; daß Holland durch den Krieg sein voriges Ansehen wieder erlange; und England nicht allzutheuer lerne, daß Nationalhochmuth zum Nationalfalle leiten könne. — Ohnerachtet der gegenwärtigen Unruhen geht es doch mit der hier errichteten Gesellschaft der Künste und Wissenschaften sehr gut, und der Eifer der zu diesem gemeinnüzzigen Vorhaben verbundenen Mitglieder scheint mehr zu, als abzunehmen. Der zweite und dritte Theil der Abhandlungen dieser Gesellschaft sind bereits er-

mörderische Fieber ergrif ihn, und rafte ihn in dreien Tagen dahin. Der obige Brief war der lezte, den er schrieb. Alle seine Aussichten und alle Hofnungen seiner Freunde sanken mit ihm ins Grab. — Hier sollten sie nicht zur Reife kommen — dort werden sie gewis Früchte tragen, Friede sei mit der Asche des Redlichen —! Sein Andenken, ewig heilig seinen Freunden, und Allen, die den Werth einer edlen schönen Seele zu schäzzen wissen!

A. d. H.

schienen, die ich auch bereits an Dich abgesendet habe. Doch fürchte ich, daß sie ebenfalls könnten unterwegs verloren gegangen seyn. Die Anzahl der Mitglieder beläuft sich, ohnerachtet der Tod manches davon hinrafft, doch gegenwärtig auf 207, außer denen auserordentlichen Mitgliedern in Europa. Aus allen unsern ostindischen Niederlassungen erhalten wir die wichtigsten Beiträge und Geschenke, und schon sind wir im Stande gewesen, verschiedene wichtige Beobachtungen und Entdekkungen in allen Fächern zu machen. Besonders haben wir für die Naturgeschichte viel Seltsames entdekt und aufgesammlet.

Von Ternate aus erhielten wir eine weibliche Negerin, von den Papusinseln gebürtig. Es ist ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren. Sie ist von mittlerer Größe und unterscheidet sich übrigens in nichts von ihren Landsleuten, als daß ihre Haut weiß ist (wiewohl sie hier und da mit einigen braunen Flekken besezt, und überall mit kleinen weißen Flachshärichen bewachsen ist) und ihr sehr

krauswollichtes Haupthaar ins rothgelbe fällt. Dahingegen die Bewohner der Papus Inseln durchgehends von sehr schwarzbrauner Farbe sind, und kurzes gekrältes schwarzes Haar haben. Sie war mit einer Art von Aussaz behaftet, als wir sie bekamen, wurde aber bald davon geheilet, und befindet sich jezt frisch und gesund. Das Weiße ihrer Augen ist sauber milchweis, die Augen blau, die jedoch an dem Stern ins hellblaue, gelbe, und orangefarbene spielen. Der Stern selbst zeigt sich ausserordentlich klein. Ihrem Vorgeben nach, hat ihr Gesicht den Fehler, daß sie bei hellem Mittage weniger damit sehen kann als bei trüben Wetter, oder gegen Abend. Sobald aber die Lichter angezündet werden, wird sie wieder kurzsichtig und ist sodann nicht im Stande etwas zu nähen oder dergl. Arbeit zu verrichten. Ihre Ohren sind gut gesäumet und von Jugend an mit der obern und untern Einfassung vorwärts gebogen worden. Dies geschichet bei allen morgenländischen Kindern, vermuthlich in der Absicht, daß der Schall von vorne besser hineinfallen kann, und sie sol-

chergestalt ein besseres Gehör bekommen. Inzwischen scheint dieß Mädchen doch etwas taub zu sein, wiewohl es mir vorkömmt, daß diese anscheinende Taubheit mehr davon herrühre, daß sie sich Zeit nimmt, um das, was sie hört, wohl zu begreifen und zu überlegen, ehe sie antwortet. Man nennt dies hier zu Lande ostindisch taub, und findet bei den Javanen, Chinesen und andern morgenländischen Völkern öfters solche Anfälle von Taubheit, hierdurch sind vielleicht manche Reisebeschreiber verleitet worden, auf die physische Taubheit der Indianer zu schließen. In meinem Vaterlande sagt man: „Er hat Schulzen Ohren!" vermuthlich, weil diese gutten Leute eben so triftige Gründe haben, nicht voreilig in ihren Antworten zu seyn, wenn sie mit ihren Vorgesezten oder Gewaltigen, im Lande reden, als die Morgenländer, die der Himmel in seinem Zorn zur Sklaverei, oder zum Umgange mit den Europäern verdammt. Dieses Mädchen ist von der Insel Mandara gebürtig, und ihrer eigenen Aussage nach von weißen, roth kraußhaarichten Eltern gebohren.

Ein Umstand, der, wenn er wahr ist, allerdings sehr merkwürdig ist; da der weiße Neger von Bali (von welchem ich Dir in meinem vorigen Schreiben etwas gesagt habe) von ganz braunen Eltern gezeuget wurde. Bis indessen weitere Beobachtungen und Erfahrungen hierinnen sind gemacht worden, läßt sich nicht mit Gewisheit behaupten, ob es ganze Familien solcher weißen Neger gebe, oder nicht. Auf der Insel Mandara wohnen meistens schwarze krausköpfichte Neger, indessen giebt es daselbst auch, wie sie sagt, einige weiße. Wir werden uns sehr angelegen seyn lassen genaue Untersuchungen hierüber anzustellen. Die Frau des weißen Negers von Bali, die eine vollkommene Schwarze ist, hat bereits einen schwarzen Sohn gebohren: wird nun dieses Mädchen mit einem schwarzen Manne verheirathet, so muß sich künftig zeigen, was für Kinder erfolgen werden, und es bliebe alsdann noch übrig, den Versuch zu machen, zwei weiße Neger zusammen zu verheirathen. Eine andre wichtige Entdekkung, die wir in dem Thierreiche gemacht haben, besteht darinnen, daß es uns endlich im

vergangenen Jahre gelungen ist, einen wahren Drang Utang zu erhalten, davon ich eine sehr genaue Beschreibung in dem zweiten Theil unsrer Abhandlungen eingerükt habe. Alle ältern und neuern Fabeln, die man zeither von Busch- oder wilden Menschen geglaubt hatte, und die Unrichtigkeiten, die sich in die Systeme der N. G. auch der berühmtesten Naturforscher eingeschlichen hatten, werden dadurch widerlegt, und berichtiget. Der Drang Utang ist nichts anders als ein wahrer, aber sehr menschenähnlicher Affe. Dieses Exemplar wurde uns von der Insel Borneo, seinem eigentlichen Vaterlande, zugeschikt; zwar war er bereits todt, weil man ihn durchaus nicht lebendig hatte einfangen können, aber er war doch sowohl conservirt, daß wir alle möglichen Beobachtungen an ihm machen konnten. Wir bestimmten dieß seltne Thier für das Kabinet des Prinzens von Oranien, und schikten es mit dem ersten abgehenden Schiffe in Branteewein aufbewahrt, nach Europa ab; wir haben aber leider erfahren, daß dieß Schiff unterwegens soll verunglükt seyn, welches würk-

lich ein großer Verlust seyn würde. Doch hoffen wir nun künftig mehrere dergleichen Thiere zu erhalten. Seine ganze Länge betrug beinahe 4 Fuß. Von den andern Affengeschlechtern unterscheidet er sich hauptsächlich dadurch, daß er stets aufgerichtet einhergehet, und mit seinen sehr menschenähnlichen Händen große Zakken abbricht, mit welchen er sich grimmig vertheidiget, und wie man behaupten will, selbst große Thiere anfällt und verjagt, ob er gleich seine Nahrung blos aus dem Pflanzenreiche sucht. Sein Angesicht ist schwarzbraun von Farbe, und ohne Haare, bis auf einen sehr dünnen Bart. Die Brust, der Bauch, die Ohren, das innere Theil der Hände und Füße sind kahl, der übrige Theil des Körpers aber mit dünnen schwarzbraunen Haaren bewachsen.

Nun will ich Dir, m. l. B. auch noch auf einige Deiner an mich gethanen Fragen antworten, so viel es meine gegenwärtige Zeit erlaubt. Die ganze Geschichte, die Du in einer deutschen Zeitschrift gelesen hast von dem grossen Giftbaume Bohan-Upas, der sich auf

der Insel Java befinden soll, und dessen giftigen Ausdünstungen so erschrekliche Wirkungen thun sollen, daß weit um ihn herum, kein Thier und keine Pflanze leben und Wachsthum behalten kann, darfst Du sicherlich für eine von denjenigen Fabeln halten, womit unwissende, oder lügenhafte Reisende die Welt überschwemmen. Der Erzähler dieser Wundergeschichte sagt: (wie Du mir schreibst) „Daß „einer der hiesigen Fürsten diesen Baum in seinem Gebiete habe, und daß, um das Gift „davon zum Vergiften der Waffen zu erhalten, „jährlich ein bereits zum Tode verdammter „Missethäter dazu gebraucht würde, der denn „zu Pferde mit verbundenen Munde, und zwar „wenn der Wind die Ausdünstung des Baumes nach der ihm entgegen stehenden Seite „zuführe, in größter Geschwindigkeit darauf zurenne und seinen Spieß in den Stamm des „Baumes stieße, eben so schnell wieder zurük eile, und daß es sich nicht selten zutrüge, daß, wenn sich der Wind schnell wendete, „dieser Mensch alsdann von den giftigen Ausdünstungen des Baums erstikt würde und auf

„der Stelle liegen bliebe, daher auch um diesen „Baum herum viele Todtengerippe liegen. Er „will ferner die schnelle und heftige Wirkung „dieses Giftes an dem Hofe des Fürstens bei „einer zum Tode verurtheilten Frau, die „mit einem auf diese Art vergifteten Pfeile nur ganz leicht verwundet wurde, selbst „gesehen habe." Daß die Indianer überhaupt die traurige Kunst verstehen, ihre Waffen zu vergiften, ist eine ausgemachte Sache; aber hierzu bedarf es keines solchen Wunderbaumes, indem es in den heissern Landstrichen eine Menge Kräuter, Sträuche und Bäume giebt, deren Saft jede Verwundung tödtlich macht. Hat also der Erzähler die gedachte Exekution mit angesehen, so hat man ihn doch ohne Zweifel die ganze Geschichte mit der in seiner Art einzigen Giftbaume weis gemacht. Die Indianer sind nicht allein selbst äußerst leicht- und abergläubisch, sondern machen sich auch gar zu gerne das boshafte Vergnügen den Europäern die seltsamsten und abentheuerlichsten Geschichten aufzubürden; theils, um sich

dadurch in einiges Ansehen zu sezzen, theils aber auch vielleicht, um sich für das, was ihnen die Europäer aus ihrem Welttheile vorfabeln und als Wahrheit aufdringen wollen, zu rächen. Man hat daher alle Ursache, bei solchen Erzählungen der Inländer äusserst behutsam und mißtrauisch zu seyn. Die ältern Reisebeschreibungen wimmeln von solchen Wundergeschichten, an die jezt nur der gemeine Soldate oder Matrose noch glaubt. Auch dasjenige, was Du von den großen und erschreklichen Schlangen gelesen hast, die es auf unsrer Insel geben soll, gehört hieher. Die größeste unsrer hiesigen Schlangen ist selten über neun Fuß lang; und da, wo der Leib am diksten ist, hat er 9 Zoll im Umfange. Nur in den großen Wäldern und Gebirgen im Oberlande findet man sie, jedoch nur sehr selten, von einer Länge von ohngefähr 20 Fuß, und dann kann sie freilich auch großen Thieren gefährlich werden. In dem Unterlande aber, wo sie sich meistens in den Reisfeldern aufhalten, werden sie nie groß. Sie leben daselbst von kleinen Vögeln, Mäusen und Ratten.

Auch wird der Biß dieser Schlange nicht für giftig gehalten. Sie gehört nach der Classification des Linne unter die Nattern, weil sie nur am Bauche Schilder hat, am Schwanze aber Schuppen. Die Innländer nennen diese Schlange Oular Sawa, die Reisfelder Schlange.

Von allen unsern hiesigen Thieren wüßte ich Dir, m. L. B. nichts niedlicheres zu senden, als ein sogenanntes Zwergböckchen von der Insel Java. Ein allerliebstes kleines muntres Thierchen, von Gestalt und Farbe unserer Rehe sehr ähnlich, nur daß es sehr viel kleiner ist. Seine ganze Länge beträgt nur 1 Fuß, 4 Zoll und seine Höhe 8 Zoll. In unserm Oberlande wird dies Thierchen sehr häufig gefunden und von den Innländern Kantjil genennt. Es ist außerordentlich lebhaft und flüchtig, aber auch sehr schüchtern und scheu, Eigenschaften, die diesem kleinen wehrlosen Thierchen vermuthlich zur Verwahrung gegen seine Feinde mitgetheilt wurden.

Nur

Nur schade, daß es unmöglich ist dieses Thierchen, das sonst gewiß wegen seiner Niedlichkeit, Reinlichkeit und Munterkeit, alle Schoosthiere unsrer schönen Landsmänninnen verdrängen würde, nicht lebendig nach Europa bringen kann. Mit der Nahrung wäre es zwar leicht zu erhalten, da es allerlei Gras und Blätter frißt; aber den Verlust der Freiheit kann es nicht ertragen, und man kann selbst hier zu Lande es nur kurze Zeit in seiner Gefangenschaft beim Leben erhalten. Indessen werde ich versuchen, ob sich ganz junge Kac aufziehen lassen, und so nach und nach an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen kann.

Deine mir neuerdinges gethanen Fragen und Deine Neugierde, in Betref eines in der That so merkwürdigen Volkes, als die Chinesen sind, veranlassen mich wieder auf diese Nazion zurükzukommen, von der ich Dir in meinen vorigen Briefen schon etwas gesagt habe; und die ich nun nach einem längern Aufenthalte allhier, etwas näher habe kennen lernen. Ich hätte gewünscht, daß meine übri-

gen Geschäfte mir erlaubt hätten, ihre Sprache und Sitten noch genauer zu studieren, so würden meine Nachrichten freilich ausführlicher und vollkommner seyn können; indessen will ich Deine Wißbegierde so gut ich kann befriedigen. Einer meiner Freunde und Kollegen hat einen Aufsaz über die chinesische Nazion ausgearbeitet, der bestimmt ist, künftig unsern Abhandlungen einverleibt zu werden. Ich will Dir hier einen kleinen Auszug daraus mittheilen, der Dir nicht unwillkommen seyn wird. — Dasjenige, was Herr Pauw in seinen Recherches Philosophiques sur les Chinois etc. gesagt hat, giebt uns ohnstreitig ein besseres und richtigeres Denkbild von dieser Nazion, als alles, was uns die Missionarien in ihren Memoires sur les Chinois davon vorgefabelt haben. Diesen unberufenen Aposteln, die sich jeden frommen Betrug erlauben, wenn es darauf ankömmt, die Macht ihres Ordens und ihren Ruhm zu verbreiten, ist durchaus in keinem Stükke zu trauen. Man weis nunmehr zuverläßig genug, daß, so wie sie durch ihren geistlichen Hoch-

muth, Herrschsucht und unruhigen Geiste dem Christenthume selbst in jenen Ländern geschadet haben, sie auch durch die eitelsten Aufschneidereien und muthwilligsten Unwahrheiten die Geschichte, Länder- und Völkerkunde mit den abgeschmaktesten Fabeln durchwebt und besudelt haben.

Was Pauw von der Abstammung der Chinesen und anderer Völker, die Asien bewohnen, von denen auf den hochliegenden Ländern der Tatarei, deren Höhe zu Folge des Fallens des Barometers den höchsten Bergen der Alpen gleichkömmt, wohnenden mongalischen Tataren sagt, scheint in der Natur der Sachen ganz gegründet zu seyn. Vergleicht man hiermit Bailly's Briefe an Voltaire über die Sternkunde der Alten, so zeigen sich viel Gründe für die Behauptung: Daß ohngefähr drei tausend Jahr vor Christi Geburt, gegen den 50ten Grad nördlicher Breite ein Volk müsse gelebt haben, von welchem die Perser, Indianer und Chinesen abstammen. Weil erstlich, alle astronomischen Beobachtungen dieser

drei Nazionen unter der gedachten Breite sind gemacht worden: und zweitens, in dieser Zeit auch drei Fremdlinge in diesen Ländern regierten. Nehmlich: Demschied in Persien, Brama in Indien, und Fohi in China.

Die Nachrichten des Herrn Pauws von der Religion, der Regierungsform, den Sitten, der Bevölkerung der Chinesen u. s. w. scheinen ebenfalls mit denenjenigen, die wir davon haben können einziehen, übereinzutreffen. Ueberhaupt ist dieses Volk keinesweges das so sehr glükliche und weise Volk, wozu es Voltaire gerne erheben möchte, und wozu es auch Poivre in seinem philosophischen Romane: Voyage Philosophiques betitelt, macht. Auch die Bevölkerung dieses Landes ist sehr verschiedne, und oft übertrieben angegeben worden, von 82 Millionen, bis zu hundert Millionen. Man weis, daß die Tataren bei der Eroberung nur 1, 152872 Familien, oder ohngefähr 58 Millionen Menschen darinne fanden. Noch jezt sind nur die Seeküsten und die Gegenden, durch welche grose

Flüsse laufen, ansehnlich bevölkert; der innere Theil des Landes ist wüste, und wird an vielen Orten nur von Wilden bewohnt, die von den Chinesen Mauleo genannt werden. Ueberhaupt aber auch sind 82 Millionen Menschen in Vergleichung eines Landes, das wenigstens sechsmal so groß als Deutschland ist, eben so etwas unglaubliches nicht; da Süßmilch die Bevölkerung von Deutschland auf 24 Millionen rechnet. Wäre China durchgängig bevölkert, und litte die Bevölkerung nicht durch die vielen Räuber, Mönche, Verschnittene, und den selbst durch die Gesezze erlaubten Kindermord, so müßte die ungemeine Fruchtbarkeit der Weiber besonders in dem südlichen Theile des Reichs die Anzahl der Menschen außerordentlich vermehren.

Der gegenwärtige Kaiser heißt Kien-Long, ist 66 Jahr alt, und der fünfte, der nach der zweiten Eroberung des chinesischen Reichs 1645. durch die Tataren darinne regiert hat. Er hat bereit 46. Jahr auf dem

Thron gesessen, und viele siegreiche Züge ins Thibetische gethan, die er auch selbst in einem Heldengedichte Moukdon's betitelt, beschrieben hat. Dieser Kaiser ist also unter die gekrönten Häupter neuerer Zeiten zu rechnen, die zugleich Helden, Gelehrte und Geschichtschreiber waren.

Die Zeit, in der die Chinesen zuerst auf die Insel Java kamen, läßt sich (wie ich Dir, m. l. B.! auch schon geschrieben habe) nicht mit Gewisheit bestimmen. Man hält indessen allgemein dafür, daß dieses im 13 Jahrhunderte unter der Regierung von Coblay Chan geschehen sei. Seit der Festsetzung der Niederländer auf dieser Insel, hat man diese zum Handel und Landbau so brauchbare Menschen gern gesehen und geduldet.

Es kann seyn, daß der ehemahlige Gottesdienst der Chinesen blos darinnen bestand, daß ihre Regenten der Gottheit, die nach ihrer Meinung Himmel und Erde erschaffen hat, und die sie Tien-Ti nennen, aber nie un-

ter einer körperlichen Abbildung verehren, auf hohen Bergen Opfer brachten. Indessen ist ihr gewöhnlicher Gottesdienst so wie wir an denjenigen, die sich bei uns niedergelassen haben, beobachten konnten, lange nicht mehr so einfach und ungekünstelt. Sie beten zwar noch die unsichtbare Gottheit unter dem Namen Tien-Tian, der sie am neunten Tage des ersten Monates blos Opfer von den Erstlingen des Korns bringen; ausserdem aber verehren sie auch eine Menge Untergötter, die alle ihre besonderen Tempel (Beo.) und Priester (Saykou) haben. Doch eignen sie diesen Untergöttern weiter keine Macht und Gewalt zu, als die ihnen Tien-Ti, oder das höchste Wesen, welches Himmel und Erde geschaffen hat, mittheilet.

Diese Untergötter sind:

Samkai, die als drei Brüder vorgestellt werden und deren Fest man den 15 des ersten, siebenden und zehnten Monat feiert.

Toutchou, oder Gunung Saree, des-

sen Fest auf den 8 Tag des vierten Monats fällt.

Topekon, den Regierer der Erde, dessen vornehmster Tempel zu Ansjol ist. Sein Fest wird den 15 Tag des achten Monats gefeiert.

Quanti, der allgemeine Haußgott, den 13 Tag des ersten und fünften Monats.

Matjope, der Beherrscher der See. Sein Tempel ist zu Pagerman, und sein Fest fällt auf den 23 Tag des dritten Monats.

Quanam, Quanloa, Santea, Beherrscher der Luft, sein Fest fällt auf den dritten Tag des dritten Monats: und Tosea. Die Chinesen feiern außerdem noch folgende Feste:

1) Bey jedem neuen und vollen Monde werden in allen Häusern und Tempeln vor dem Bilde des Abgottes Lichter angezündet, man

darf auch an diesen Tagen von Niemanden Geld einfordern.

2) Den 15 des ersten Monats fällt das Fest von Tjapgou-Me, welches der König Jo-eTjong eingesezt hat, als er ein Bergwerk von 240 Fuß Tiefe graben, und zu Ehren eines Heiligen Thai-id-Siang-Guan genannt, mit 50000 Laternen erleuchten lies.

3) Den ersten des dritten Monats fängt das Fest der Seelenmessen, Tjengbeeng an, welches einen ganzen Monat dauert. Dies hat der König Tjin-Bun-Kong aus folgender Veranlassung verordnet. Als er noch Prinz war, mußte er vor seinen Feinden flüchten, da er aber nachher zur Regierung kam, so belohnte er alle diejenigen mit Ehrenämtern, die seine Parthie genommen hatten, und mit ihm geflüchtet waren. Nur einen davon hatte er vergessen, und als er sich nachher seiner erinnerte, so war dieser Mann Namens Kay-Tju-Tjui nirgends zu finden Er hatte sich

aus Verdruß und Schaam, vom königlichen Hofe entfernt, und sich als Einsiedler nach dem Berge Bi-eng-Sang begeben. So bald der König dies erfuhr, lies er ihn daselbst aufsuchen; aber der Einsiedler verbarg sich jederzeit so tief in das unzugängliche Gebüsche dieses Bergs, daß es den Abgeordneten des Königs unmöglich fiel ihn zu finden. Endlich lies der König das ganze Gebüsche in Brand stekken, um Kay-Tju-Tjui dadurch zu nöthigen, den Berg zu verlassen; aber auch dies Mittel half nichts, und man fand nachher den verbrannten Körper des halsstarrigen Einsiedlers, worüber der König so viel Schmerz und Reue empfand, daß er die Leiche auf eine prächtige Art begraben lies, und beim Crabe ein Hauß zum Andenken des unglüklichen Kay-Tju-Tjui aufbauete; auch verordnete er das Gedächtniß dieses Tages auf ewige Zeiten zu feiern, und an demselben weder zu kochen, noch Feuer im Hauße zu haben.

4) Auf den 5 Tag des fünften Monats fällt das Fest Tjong-Tiang-Tje, oder Pelompia, an welchem man der Erde opfert.

Auch dieses Fest bezieht sich auf eine Legende, woran es in der Religion der Chinesen so wenig mangelt, als in andern.

Der König Uwar-Kouw-Tjien stiftete es, und man feiert es besonders damit, daß man mit kleinen Schiffen einander vorbeizusegeln sucht, und eine Art von Quees Tjang in die See wirft.

Der Quee-Tjang wird aus einer Sorte von Reis, Katangreis genannt, zubereitet, welcher in Bambusblätter gebunden, und so gekocht, und mit Syrop oder Zukker gegessen wird.

5) In dem siebenden Monath ist das Fest Tjouw-Ko, oder Rampok, wo überhaupt für alle Seelen, die sich in der Hölle befinden, geopfert wird. Indem die Chinesen glauben, daß die Seelen an einem Tage in diesem Monate die Erlaubniß erhalten, einen kleinen Spazziergang auf die Oberwelt machen zu dürfen. Jeder wählt zu diesem Fe-

ste den ihm dazu am bequemsten scheinenden Tag; eigentlich ist aber der 15 Tag dieses Monats dazu festgesezt.

6) Den 15 des achten Monats fällt das Fest von Tjiu-Sia. Dies ist eigentlich ein Fest, welches alle Handwerker ihrem heiligen Schuzpatrone zu Ehren feiern. So opfert der Schuhmacher seinem heiligen Patrone, oder Joost, der ihn hat lehren Schuhmachen. Der Schmidt demjenigen, der das Schmiedehandwerk erfand, und so weiter jeder Handwerksmann seinem Jost.

7) Auf den 9 Tag des neunten Monats ist das Fest des Spazzierengehns, an welchem sie zum Gedächtniß eines frommen Mannes, der sich und seine Familie durch einen solchen Spazziergang aus der Zerstöhrung rettete, die über seinen Wohnort beschlossen war, kleine Lustparthien und Wanderungen in die umliegende Gegend, oder einen oder den andern Garten machen.

8) In dem eilften Monat feiern sie ihr sogenanntes altes Fest, Tang-Tie genannt, welches aber nicht auf einen festgesezten Tag fällt. Dies ist ein allgemeiner Bet- und Danktag, an welchem sie ihre Gebete und Danksagungen blos an den allerhöchsten Schöpfer der Welt richten. Das

9te Fest ist endlich der Geburtstag ihres Kaisers, der jezt auf den 13 des achten Monats fällt, an welchem der gegenwärtige Kaiser Kien-long geboren wurde.

In jedem Tempel steht das Bild des Götzens, der darinne verehrt wird, in einer Nische über dem Altare, und über demselben hängt eine Tafel, auf welcher alle seine Titels geschrieben stehen. Auf jedem Altar befindet sich ein Porzellaines Bekken mit chinesischer Erde, auf welchem zur Ehre der Gottheit Lichter von wohlrüchendem Sandelholze angezündet werden. Vor diesem Altare steht eine Tafel, auf welcher die Opfer und rothe Lichter gestellt werden; und vor dieser Tafel ist ein Teppich

auf der Erde ausgebreitet, auf welchem man die Gebete verrichtet. In jedem Tempel befindet sich noch ein besonderer Altar, der dem Topekon, oder dem Regierer der Erde geweihet ist. Die Chinesen sind übrigens in diesem Stükke so tolerant und verträglich, daß man in dem Tempel des Topekon auf Anssjol unter dem Altar desselben das Grabmahl eines berühmten muhamedanischen Heiligen findet; und daß sie auf den Altar ihren Topekon opfern, da die Muhamedaner unter demselben ihre Gebete zu ihren Heiligen richten.

An allen Festtagen verrichten die Chinesen ihren Gottesdienst in den Tempeln. Dieser Gottesdienst besteht hauptsächlich in vielen Knieverbeugungen und Wahrsagereien, die sie sich machen lassen. Hiermit hat es folgende Bewandniß: Sie bringen ein Stük Geldes, und einige Eßwaaren, die dem Gözzen sollen geopfert werden vor den Priester, nehmen alsdann nach vielen Knieverbeugungen (Sombaya) zwei Stükchen Holz, die in der Form einer Birne in der Mitte von einander geschnit-

ten sind, und Pusun genannt werden, diese werfen sie auf die Erde, und wenn diese Stükchen so fallen, daß das eine auf der platten, und das andere auf der runden Seite liegt, so wird es als ein Zeichen angesehen, daß das Opfer der Gottheit angenehm sei. Sie bedienen sich auch eines andern Werkzeuges dazu, daß sie Chantam nennen; dies ist eine Schachtel, in welcher 49 lange Stäbchen liegen, die sie so lange herumschütteln bis eins davon auf die Erde fällt; auf diesem Stäbchen sind einige Buchstaben geschrieben, die sie mit andern, die auf einer Tafel stehen, vergleichen und so ihr gut Glük erforschen. Fällt dieser Versuch gut aus, so geht das Opfer unter wiederholten Kniebeugungen für sich; wo nicht, so wird es bis zu einer glüklicheren Stunde verschoben.

Dies sei für jezt genug von den Chinesen. Künftig werde ich Dir mehr von dieser Nazion sagen können. Ich sende Dir hierbei einen chinesischen Kalender, nebst dem obengedachten Helden-

gedichte des Kaisers Kien-long, woran Du aber freilich wohl nichts mehr als das blo-ße Ansehen haben und Dich auch eben so wenig an denen darinne befindlichen Ge-mählden erbauen wirst. Die Chinesen sind in allen bildenden Künsten seit so vielen Jahr-hunderten nicht im geringsten weiter gekom-men und klekssen ihre elenden Charikaturen noch immer so hin, wie sie es vor tausend Jahren thaten. Wir haben hier einen Chi-nesen, der eine äußerst fertige und stäte Hand zum Zeichnen hat, und die Umrisse alles dessen, was man ihm zum Abzeichnen vorlegt, mit der größten Genauigkeit und Feinheit zeichnet; aber ohnerachtet aller Mü-he, die ich mir dieserhalb mit ihm gegeben, und die besten Muster, die ich ihm vorge-legt habe, so ist es doch ohnmöglich, ihn dahin zu bringen, daß er die gehörige Far-bengebung und die erforderliche Schattirung in seinen Gemählden beobachte; da er sich durchaus keinen richtigen Begriff von diesen so nöthigen Eigenschaften eines Gemähldes machen kann. Ich

zweifle

zweifle daher gar sehr, daß die Chinesen je Raphaels und Mengs haben werden.

Du willst wissen, was wir hier von der Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt von Europa nach Asien glauben. Wir halten sie nicht allein nach so vielen mislungenen Versuchen verschiedener Nazionen nicht nur nicht für thunlich, sondern auch selbst nicht für zuträglich. Da man sie besonders mit schwer beladenen Schiffen nie wird unternehmen können, und durch die starken Eißgänge genöthigt werden würde, in jenen Gegenden zu überwintern und die Reise auf diese Art stets länger dauern, und beschwerlicher seyn würde, als um's Vorgebürge der guten Hofnung herum, wo man stets auf regelmäßige Passat-Winde, und einmal bekannte Mussons rechnen, und daher die zu dieser Reise erforderliche Zeit gewisser bestimmen kann. Wenn ich noch hinzusezze: daß wir hier als gute Niederländer auch eben nicht sehr

nach dem glüklichen Ausschlage jener Versuche verlangen; so wirst Du mir dies leicht glauben. —

Mit den russischen Schiffen hat es freilich eine andere Bewandniß, aber die Russen halten alle ihre Entdekkungen und Entwürfe dieserhalb so geheim, daß es schwer hält etwas davon zu erfahren.

Im Jahr 1772. kam ein russischer Offizier, Namens Hippolit Stephanof hierher nach Batavia, der nebst vielen andern vom russischen Hofe nach Kamtschatka verbannet, von da entflohen war und sich zu Kanton in China von seinen Reisegefährten getrennt hatte. Man glaubte viel Aufschlüsse von ihm zu erhalten; allein er starb bald, und ob er gleich eine weitläuftige schriftliche Beschreibung seiner Reise der hiesigen Regierung übergeben hatte, so scheint doch wenig brauchbares darinn enthalten zu seyn, und überhaupt scheint dieser Stephanof ein sehr unruhiger und

unzuverläßiger Abentheurer gewesen zu seyn.
*) Seiner Erzählung nach, seegelte er den 12ten Mai 1771. von Bolscheresk oi nebst 70 andern Verbannten in einem Fahrzeuge ab. Sie blieben in einem Hafen der kurilischen Eilande vom 14 Mai bis den 12 Junius liegen: nachher sahen sie den 9 Julius Japan auf den 33 Grad N. B., wo sie bis den 20 August in einem Hafen liegen blieben; den sie aber, nachdem sie in einem Scharmüzzel einige Japanen, die sich ihres Schiffes bemeistern wollten, getödtet hatten, verließen, und westwärts an Japan hinseegelten. Den 22 Dez. warfen sie endlich die Anker in dem Flusse vor Kanton.

*) Daß er dies wirklich war, siehet man aus den Memoiren des Grafen von Benjowsky, der diesen Stephanof bei seiner so sonderbaren Flucht von Bolscheresk oi mit genommen hatte; und gegen welchen er sich so oft aufrührisch und undankbar erzeigte.

L. d. H.

Aber es ist Zeit, daß ich meinen lan-
gen Brief endige. Ich wünsche, daß er Dir
glüklich überkommen möge, und Dich, die
Deinigen und alle meine lieben Freunde und
Bekannte wohl und gesund finde.

Briefe

des

Herrn Barons von Wollzogen.

Vorgebirge der guten Hofnung,
den 1ten Mai 1788.

Mein erster Gedanke, als ich ans Land stieg, war der Wunsch, daß ich nun meinen lieben Freunden im Vaterlande so bald als möglich möchte schreiben und Nachricht von meiner glüklichen Ankunft in Afrika geben können. Ich benuzze also mit Freuden die Gelegenheit, mit dem nach den Niederlanden zurükgehenden Schiffe Neederlands-Welfart, Ihnen, T. F., einige Zeilen zuzusenden. Mögen sie Ihnen eben so gesund und wohl antreffen, als ich in dem Augenblikke bin, da ich dieses schreibe. Hier haben sie die kurze Beschreibung meiner Seereise. Ich darf hoffen, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn werde die Schikfale Ihres Freundes zu erfahren.

Den 13ten Dez. 1787. nachdem der größte Theil des Regiments Würtemberg bereits eingeschifft und in See war, wurden auch die

wegen üblen Gesundheitsumständen zeither zurükgebliebene Mannschaft, nebst dem Major, 1 Kapitän, und 5 Lieutenants, beordert sich zu embarquiren. Ich war mit von diesem Commando, die 99 gemeine Soldaten, welche wir bei uns hatten, waren größtentheils noch sehr schwach, und der Anblik so vieler kränklichen Menschen war für uns etwas beunruhigend; doch verminderte sich unsre Besorgniß um ein Großes durch den vortheilhaften Anblik des geräumigen und guten Schiffes, auf welchen wir die Reise machen sollten. Es war die Fregatte Gatirnisse, die erst 5 Jahr alt ist, von dem Kapitän Claasen geführt wird, und die dritte Reise nach Indien macht. Die starke Familie unsers Majors, der seine Frau, eine erwachsene Tochter und 5 kleinere Kinder bei sich hat, machte freilich, daß wir Offiziers etwas enge logirt waren. Indessen ersezte die Gesellschaft unsres würdigen Majors, der von uns allen geliebt und geschäzt wird, uns allen die übrigen kleinen Ungemächlichkeiten.

Die sämmtlichen Schiffsoffiziere waren anfänglich sehr zurükhaltend und kalt gegen uns,

vermuthlich weil die Aufführung des nach Ceylon transportirten Regiments Luxemburg allen holländischen Seefahrern Furcht und Abneigung gegen fremde Truppen erwekt hatte. Indessen gelang es uns bald ihnen bessere Begriffe vom deutschen Militair beizubringen und wir wurden in kurzem die besten Freunde. Die Bewindhebber haben uns in Seeland sehr viel Höflichkeiten erwiesen, und waren mit unserm Bataillon sehr wohl zufrieden. Die Behandlung unsrer Leute war gut und auch wir hatten Ursache zufrieden zu seyn. Zu Bestreitung der Unkosten erhielten wir dreimonatlichen Vorschuß, nebst den Emolumenten, die eben so viel als die Gage betrugen. Das Essen gab uns der Schiffer auf der Reise um 50 fl. Holl. vom Tage an, da wir ausseegelten, bis auf den Tag, da wir hier die Anker warfen. Auf der Rhede gab es die ostindische Kompagnie. Die Tafel war leidlich, den 14ten Dezember wurden wir embarquirt. Das Einladen unsrer Güter dauerte bis gegen Abend um 8 Uhr. Wir aßen sodann des Abends ruhig zum erstenmale auf dem Schiffe.

Durch die vielen Lustbarkeiten, die wir in den lezten 8 Tagen in Vliessingen bei den beiden Oberstlieutenants Knecht, und Gradmann, die als Kommissärs das Militairwesen besorgten, genossen hatten, hatte meine Gesundheit in etwas gelitten, ich bekam gegen Abend ein starkes Bluten, und warf eine Menge helles Blut aus; indessen war ich schon am folgenden Morgen ausser aller Besorgnis dieserhalb, da ich keine weitere Beschwerung davon verspürte. Wir suchten unsren Leuten die strengste Ordnung und Reinlichkeit anzugewöhnen, liessen die Hangematten ordentlich aufhängen, und theilten das Volk in Korporalschaften ein. Den 16ten kamen die Buchhalter der ostindischen Kompagnie, übergaben dem Schiffskapitän seine Pappiere, und das Schiff wurde völlig abgefertigt. Wir wurden gemustert; beim Abfahren der Kommissäre wurden die Kanonen gelöst, und die Matrosen kletterten auf den Mastbaum, um ein dreimaliges Hussa zu schreien.

Bis zum 20ten hatten wir Westwind und reg-

nigtes Wetter. Indessen besuchten wir doch noch einigemal unsre Wirths in Vliessingen; statteten Besuche auf dem Schiffe Agatha, das ein Detaschement vom Bataillon nebst unsern Oberstlieutenant an Bord hatte, bei unsern Kammeraden ab, und besahen das Kompagnieschiff, Blatterswyk. Dies machte mir besonders viel Vergnügen, weil alles, was ich auf diesem Schiffe sahe, neu für mich war. Es befanden sich 20 Matrosen darauf, lauter Chinesen. Ihre besondre Art, mit kleinen hölzern Stäbchen zu essen, womit sie so schnell und geschikt umzugehen wissen, als nur irgend ein Europäer mit Messer und Gabel; ihre Musik, die äußerst schlecht, und unharmonisch war, und ihr noch komischeres Kartenspielen war für mich ein sonderbarer Anblik. Auch gefiel mir bei diesen kleinen Seefahrten das leichte Schweben auf dem weiten Ozean ausnehmend. Da sich am 21ten der so sehnlich erwartete Ostwind einstellte, so wurden, ohnerachtet wir unsre Güter und Provisionen noch nicht recht in Ordnung hatten, des andern Morgens um 4 Uhr die Anker gelichtet.

Der 3te Anker, der der Kompagnie gehörte, wurde gekappt, und wir fuhren in Gesellschaft eines Guineafahrers, zweier Kriegsschiffe, oder Fleute Agatha, und des Kompagnie-Schiffes Blatter wyk von Ramchens abpassirten um 10 Uhr Vliessingen und salutirten die Stadt mit 11 Kanonenschüssen. Der zunehmende Wind machte die für uns ganz neue und ungewohnte Bewegung noch beschwerlicher. Die meisten unsrer Leute wurden gleich Seekrank. Um 1 Uhr Nachmittags verlies uns der Lootse, der uns über die sieben Tonnen gelootset hatte. Wir nahmen nun Abschied von allen unsern zurükgelassenen Freunden, und hießen uns untereinander willkommen auf diesem unstäten Elemente. Ich empfand des Nachmittags einige Ueblichkeit, gegen 6 Uhr Abends war ich aber ohne den geringsten Gebrauch von Arzneimitteln wieder besser, und habe auf der ganzen Reise nicht die mindeste Anwandelung von irgend einer Krankheit gehabt. Der Wind war stark und artete gegen die Nacht in einen Sturm aus, der uns gegen 44 Meilen in Kanal brachte. Wir sahen eine Menge kleiner Schiffe, die der engli-

schen Küste zueilten und in Hafen zu kommen suchten. Der mit gleicher Stärke anhaltende Wind brachte uns am 24ten aus dem Kanal. Wegen der trüben Witterung konnten wir von der englischen Küste nichts wahrnehmen als Dover und die Kreidenberge. Alles war in gutem Zustande, unsre Leute hatten sich erholt, und wir alle waren froh und aufgeheitert. Am folgenden Tage starb ein Gemeiner von der Jägerkompagnie, der die Auszehrung hatte. Dieß war der einzige Todte auf der ganzen Reise. Des Abends wurde unser deutsche Landsmann nach Seesitte begraben. Man nähete ihn in seine Hangematte ein, beschwerte ihn an den Füßen mit Sand, und so wurde er auf einem Brette über Bord geworfen. Den 26ten fieng der Wind sehr heftig an zu wehen, wir seegelten vor den Wind, und waren genöthiget alle Seegel einzuziehen, und nur ein Sturmseegel aufzuspannen. Die Cajütten-Fenster, der Raum und alle andre Oefnungen, wo die Wellen hereinspielen konnten, wurden fest zugemacht. Der Sturm hielt mit gleicher Stärke sowohl die Nacht durch, als auch

den folgenden Tag an. Wir seegelten bei einem zweimastigen Schiffe vorbei, das in großer Noth zu seyn schien. Wir konnten ihm aber nicht so nahe kommen, daß wir uns näher nach seinem Zustande hätten erkundigen können. Wir erfuhren nachher, daß dieses Schiff von Brest gekommen, um in Bourdeaux Wein zu holen. Die Fleute Agatha, auf welcher ellenfalls Truppen von unserm Regiment waren, kam diesem Schiffe näher, und rettete den Schiffer nebst seinen 8 Matrosen. Der Schiffer hatte noch das Glük eine große Geldküste zu retten. Eine Stunde nachher sank das Schiff, die Fleute Agatha übergab die geretteten Menschen einem englischen Schiffe, das eben vorbeiseegelte. Ohne diesen Glüksfall hätte der Schiffer nebst seinen Matrosen die Reise ans Kap mitmachen müssen. Am 28 ließ der Wind zwar nach, die See gieng aber noch immer sehr hohl und schleuderte das Schiff gewaltig hin und her. Gegend Abend fieng die See an ruhig zu werden, wir hoften nun auf bessere Witterung, die sich auch zu unsrer aller Freude am folgenden Tage einstellte. Da kein Offizier oder Soldate mehr Seekrank war, und wir nun das

schönste Wetter hatten; so wurden alle unsre Leute aufs Verdek gelassen; ihre Hangemat-ten und Kisten heraufgebracht, ausgeklopft und ausgelüftet; der ganze Raum ausgefegt, mit Seewasser ausgespielt, und mit Eßig und ange-zündetem Pulver durchräuchert. Der ganze Tag wurde mit diesen nöthigen Vorkehrungsmitteln zugebracht. Wir hatten nur 5 Kranke an Bord, worunter aber keiner gefährlich krank war. Den 31ten befanden wir uns in 36 Gr. 50 Min. Nörd. Br. und 1 Gr. 13 M. Länge. Zeither hatten wir nur wenig Wind gehabt; nun aber fing der Wind an sich stärker zu erheben. Bei Sonnenuntergang bekamen wir von Ferne in N. O. ein Schiff zu sehen. Einige unsrer jungen Offiziers hatten die Veranstaltung ge-macht, daß der Eintritt des Neuen Jahrs auch auf der See sollte angeschossen werden. Sie hatten auch unsern gefälligen Schiffskapi-tän dazu bewogen, seine Kanonen um 12 Uhr losdonnern wollen zu lassen. Da wir aber Frauenzimmer an Bord hatten, und fürchten mußten, denenselben dadurch ein Schrekken ein-zujagen, und uns die Unzufriedenheit unsres

Majors zuzuziehen, so machten wir ältern dem Schiffskapitän Gegenvorstellungen, der denn sich unsre Gründe auch sehr wohl gefallen ließ; da überdieß das Abfeuren der Kanonenschiffe, die in der Nähe seyn könnten, würde herbei gelokt haben, und wenn diese beim Nachfragen erfahren hätten, daß keine andere Ursache als eine auf der See nicht gebräuchliche Lustbarkeit dazu sei vorhanden gewesen, dem Kapitän leicht Unahnnehmlichkeiten könnten zugezogen haben. Ich beschloß indessen auch ohne Abfeurung der Kanonen das 1787ste Jahr mit wahrer Zufriedenheit über mein Schikfal, und wünschte allen meinen Freunden in Ges danken das frohe Erleben des neuen Jahres.

Den 1. Jenner mit Anbruch des Tages gieng das Glükwünschen an. Die Schiffer kamen uns mit ihrem Wunsche zuvor. Wir gratulirten unserm Major und seiner Familie nach Landessitte, weil wir noch nicht in Erfahrung gebracht, was Seesitte an diesem Tage sei. Auf den meisten Schiffen wird oft nicht daran gedacht. Unsre zurükgelassenen lieben vaterländischen Freun-

de

de wurden in unsre herzlichen Wünsche mit eingeschlossen. Sehnsuchtsvolle Zurükerinnerungen stürzte mich in eine Schwermuth, aus der ich nur sehr langsam wieder zurük kam, so viel Mühe sich auch mein ehrlicher Steuermann, der mein besonderer Freund geworden ist, gab, mich aufzumuntern.

Den 4ten hatten wir die Insel Palma im Gesichte und den 5ten Teneriffa, doch verhinderte uns das trübe Wetter den Pic zu sehen. Hingegen zeigte sich uns, als wir auf die westliche Seite der Insel kamen, ein anderes hohes Gebirge in aller seiner Schönheit; dieser Berg war in seiner halben Höhe mit einem Kranz von Wolken umgeben, der Fuß desselben war mit dem angenehmsten Grün bekleidet, und auf seinem mit Schnee bedekten Gipfel machten die Sonnenstrahlen eine Erleuchtung, deren Schönheit über alle Beschreibung ging. Der Anblik des Landes erwekte freilich in uns den Wunsch es betreten zu können: da dieß aber ganz ausser dem Plane unserer Reise lag, so mußten wir uns für

diesesmal blos mit dem fernen Anblik begnügen.

Den 8ten paßirten wir den Tropicus Cancri im 356 Gr. 20 Min. d. Länge. Hier wurde es nun sehr warm, der leichteste Sommerhabit, ohne Strümpfe war unsre Bedekkung. Selzerwasser mit rothen Bourdeauxwein, und Himbeereßig war jezt das beste und erquikkendste Getränke für diejenigen unter uns, die sich weißlich damit auf dieses warme Klima versehen hatten. Wir sahen, und fingen eine Menge Fische von allerlei Arten, täglich fingen wir Hayfische, und unsre Tafel war reichlich mit Albacorden, Boniten und andern schmakhaften Fischen besezt. Bonavista, und die Inseln des grünen Vorgebürges bekamen wir nicht ins Gesicht. Den 19ten sprachen wir mit einem französischen Kauffahrtheischiffe von Nantes, das nach der Küste von Guinea bestimmt war, es war zu westlich gekommen und verbesserte seinen Cours nach unsrer Berechnung. Den 26ten sprachen wir wieder mit einem Rotterdammer Kompagnieschiffe. Recht

door die See, das den 27 Nov. abgesegelt war, und sich in gutem Zustande befand. Den 7ten Febr. durchschnitten wir die Aequinoctiallinie in 355 Gr. d. L. Die Wärme hatte ziemlich nachgelassen, am heftigsten empfanden wir sie im 4ten Gr. N. B., weil wir da fast gänzliche Windstille hatten. Die lächerliche Zeremonie der Taufe ging auch hier auf unserm Schiffe vor; doch sie ist schon so oft beschrieben worden, daß ich Ihnen damit keine Langeweile machen will: indessen hätte dieser Spaß bald üble Folgen gehabt. Die Matrosen, die bei dieser Zeremonie mit vielen starkem Getränke waren beschenkt worden, fingen an sich untereinander zu balgen, und am Ende, da der Kapitän Friede schaffen wollte, versagten sie ihm den Gehorsam. Durch Hülfe unsrer besser disciplinirten Leute wurde bald die Ruhe wieder hergestellt.

Den 16ten paßirten wir das bei den Seefahrern sowohl bekannte Kap St. Augustin in einer Entfernung von 70 Meilen, und in noch gröserer Entfernung die Abrolhos. Die Insel Trinidad, welche aus bloßen Klippen besteht,

die hoch über die See hervorragen, sahen wir am 23ten. Eine Menge Vögel, meistens Möven, Pfeilstaarken, Schaarvögel ꝛc. gaben uns ein herrlich Schauspiel, wir erlegten mehr als hundert davon, die aber alle uneßbar waren. Wir hatten hier von einem kreuzenden Schiffe die Vermuthung, daß es ein Seeräuber sei, besonders da wir gegen Abend Feuer auf der Insel bemerkten, und eine weiße Flagge. Wir machten uns zum streiten fertig, alles war in Bereitschaft, das gedachte Schiff aber zog alle seine Seegel auf und kam uns bald aus dem Gesichte. Seit verschiedenen Tagen hatten wir sehr viel Fische gefangen. Boniten, Albacorden, Doraden ꝛc. ꝛc. wir konnten sogar unsre Soldaten damit traktiren. Wir fingen Fische von 40 bis 75 Pf. Auch bekamen wir einige Häyfische von der Art, die Blumenbach Squalus Acanthias nennt. Unsre Schiffleute hatten aber keinen sonderlichen Appetit zu diesem Fische. Wir ließen einige Stükke davon sieden, ich fand sie aber eben so wenig nach meinem Geschmakke. Die Dorate halte ich für den Goldkarpen, Coryphaena Hippurus, Bla-

menbach. Die Farbenspielung seiner Schuppen war im Wasser außerordentlich schön. Fast eben so spiegelte er noch in der Sonne; wir aßen ihn mit vielem Appetit mit einer braunen Brühe zugerichtet. Auf dem Hayfische habe ich mehrere Blutsauger gefunden, die sich auch auf dem Boden so fest anklammerten, daß man sie kaum losreissen konnte. In der Gesellschaft eines Hayfisches befanden sich gemeiniglich 4 bis 6 ganz kleine blaulichte Fischgens, die die Schiffsleute mit dem Namen Lootsmännchen belegten. Das größte, das wir fingen, war 10 Zoll lang, und sein Fleisch von vortreflichem Geschmakke.

Ich habe vergessen Ihnen zu erzählen, daß ich in den ersten Tagen dieses Monates einmal das Vergnügen genoß, das schon so oft beschriebene Leuchten der See bei Nacht recht genau beobachten zu können. Es war ungemein stark, eine Menge Doraden und andere leuchtende Körper schwammen auf der See. Man konnte deutlich das verschiedene Leuchten unterscheiden. Das blasse Feuer wurde von der Bewegung des Schiffs verursacht. Das Anschlagen der Wel-

len am Kiel des Schiffs, und besonders am Steuerruder, war diesen Abend auffallend stark, man sahe die ganze See hellschimmernd, wahrscheinlicher Weise waren es gallerartige Gewürme, die durch dies schnelle Hin- und Herbewegen die ganze See leuchtend machten. Das hellste Feuer kam offenbar von Fischen her. Ganze große Klumpen Feuer nahm man ganz nahe am Schiffe wahr, so wie man vermittelst des Elgers *) eine Bewegung machte, zertheilte sich der Klumpen in unzählige Strahlen, alles fuhr auseinander. — Ich bat, daß man keine Bewegung mehr im Was-

*) Der Elger ist ein Werkzeug, das zum Fischfangen von den Seeleuten gebraucht wird. Unten sind 6 bis 8 lange Spizzen mit Wiederhaken an einem Quereisen eingefügt, an einer 6 Fuß langen Stange, deren oberstes Ende mit Blei belegt ist. Unten ist ein langer Strik befestigt, dessen andres Ende in der Hand fest gehalten wird; mit diesem Instrumente wirft man nach dem Fische, wird er getroffen, so schlägt das mit Blei beschwerte Ende der Stange nach unten zu, und die Haken nebst dem Fische stehen oben. Dies nennt man mit dem Elger schießen.

ser machen möchte, in Zeit von einer Stunde zogen sich die am stärksten leuchtenden Körper höher herauf, und wir konnten ganz deutlich sehen, daß es Fische waren. Wir machten nun mit dem Elger Versuche einen zu schiessen, es wollte uns aber nie glükken. Dies prächtige Schauspiel beschäftigte mich die ganze Nacht hindurch bis Morgens um 2 Uhr. Wir befanden uns damals auf dem 2 Gr. 36 M. N. Br.

Nun weiter zum Verfolg unsrer Reise. Der Anblik der fischreichen See, in der wir uns gegenwärtig befanden, gewährte mir ausserordentlich viel Unterhaltung. Den immerwährenden Kreislauf, den die Natur bald durch Zerstöhrung, bald durch Wiederhervorbringen beobachtet, konnte ich hier, was die Zerstöhrung betrift, sehr deutlich bemerken. Die großen Fische verfolgten die kleinern; die in der Luft schwebenden Vögel machten auf diese wieder Jagd; hier wurde ein Fisch von einem andern verfolgt, der sich durchs Fliegen zu retten suchte und der Raub eines Seevogels wurde; dort

sahe man mehr als 200 Vögel zugleich auf einen sehr großen Fisch herabschiessen u. s. w.

Den 26ten hatten wir den Tropicus Capricorni paßirt. Der frische Wind, den wir hatten, verminderte die Hizze sehr; doch war es immer noch sehr warm, auch hatten uns die Fische noch nicht verlassen. Die Nächte waren jezt meist mit einem dikken feuchten Nebel begleitet.

Den 7ten März im 34 Gr. 54 M. richteten wir unsern Kours östlich nach dem Kap zu, die Wärme nahm merklich ab. Den 8ten feyerten wir den Geburtstag des Prinzen von Oranien mit frohen Muth und der besten Aussicht, bald am Kap zu seyn; denn wir hatten jezt vollkommnen Westwind. Wir sahen bereits mehrere Strandvögel, wahrscheinlich von der Insel Tristan d' Acuaha. Unglüklicher Weise aber verließ uns vom 12 März an der günstige Wind. Wir hatten bald gänzliche Windstille, bald Ost-

wind, und waren genöthigt, unsern Lauf wieder südlich zu richten. Den 14ten wurde der Wind heftig, die See ging sehr hohl, starke Windstöße und Regenschauer stellten sich von Zeit zu Zeit ein. Dichte vor dem Schiffe schien sich eine Wasserhose bilden zu wollen, zum Glük aber zerfiel sie noch zur rechten Zeit, indessen hatte sie beinahe alle unsre Seegel herabgerissen und wir hatten genug zu thun, alles wieder in Ordnung zu bringen. Den 18ten richteten wir unsern Kours wieder östlich nach dem Kap zu. Den 24ten bemerkten wir ein Schiff, das auf uns zu warten schien. Als wir näher kamen, sezte es ein Boot aus, in welchem ein Harpunier nebst 6 Matrosen an unser Bord kamen. Sie schienen bestürzt zu seyn, da sie so viel Militair auf unserm Schiffe sahen; doch ließ sich endlich der Harpunier bereden in die Kajütte zu kommen, wo wir von ihm erfuhren, daß sein Schiff ein englisches Schiff sei, das er seit 6 Monaten auf den Caschelottfang ausgefahren und bereits an der Küste von Brasilien gewesen, und schon 13 Caschelotts gefangen habe. Er fragte uns, ob wir keine Kriegesnach-

richten wüßten. Wir fanden in den Berechnungen der Länge 13 Min. Unterschied, wer recht hatte, der Engländer, oder wir, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Die englischen Matrosen waren sehr lüstern nach unsern Genever und Tobak; wir traktirten sie aufs beste damit, sezten, nachdem sie ins Boot gestiegen waren, unsern Kours wieder fort, und ließen den Engländer hinter uns. Den 26ten des Nachts fuhr ein dänisches Kompagnieschiff bei uns vorüber, das außerordentlich gut seegelte. Wir wollten mit den Dänen reden, konnten aber nichts verstehen, weil derjenige, der uns antwortete, sehr undeutlich holländisch sprach. Den 27ten des Morgens um 5 Uhr war schon alles auf unserm Schiffe über der frohen Nachricht, das Land zu sehen sei, in Bewegung und Freude. Man konnte auch schon sehr deutlich den Löwenschwanz wahrnehmen. Der Wind wurde aber so stark, daß wir um 6 Uhr wieder nach der See zu musten. Gegen 12 Uhr wendeten wir uns jedoch wieder. Die See war außerordentlich hoch, und die Wellen schlugen aufs Verdek. Die Albatrossen, Fregatten,

Möven ꝛc. ließen sich häufig blikken, auch einige sogenannte kapsche Tauben.

Seetrompeten (ein großes einem Horne, wie die Kühhirten bei uns führen, gleichendes Seegewächse) sahen wir häufig, und aus denen sich brechenden Wellen gukte hier und da ein Seehund heraus.

Den 28ten um 6 Uhr hatten wir endlich den so lange gewünschten Anblik der afrikanischen Gebürge; um 8 Uhr waren wir in der Nähe des Robben Eilandes, und um 10 Uhr warfen wir unter allgemeiner Freude die Anker in der Tafelbay.

Der Equipagenmeister und Doktor kamen ans Schiff, und unser Major nebst dem Adjutanten fuhren sogleich mit dem Boot ans Land. Die frohe Empfindung beim Anblikke des Landes, die Freude des Wiedersehens bei uns, und unsern bereits hier eingetroffenen Cameraden übertrift alle Beschreibung. Wir waren in allem 105 Tage am Bord unsers Schiffs gewe-

sen; auf der See aber, nur 97 Tage, und unsre Fahrt konnte für eine der glüklichsten gehalten werden. Aus beiliegender Liste können sie das ganze Em- und Debarquement des Regimentes sehen, wenn es Ihnen beliebt.

(Zu Seite 300.)

LISTE.

Von dem Em-et Debarquement des Regiments von Würtemberg.

Schiffe	Officiers	Wie stark embarquirt	in Vließingen und Ramchani embarquirt 1787.	abgesegelt 1787.	auf der Fahrt gestorben.	debarquirt im Kap.	Kranke mitgebracht.	gestorben
Joseph	Capt. Beuelen. Capt. Auditor Steeb Pet. v. Stetten Sen. Sec. Lieut. Gaup jun. — La Lance.	115	d. 12 Jun. 87.	d. 1. July	4.	d. 25 Oct. 87.	16.	
Johanna	Cap. v. Uttenhoven, Pr. Lt. v. Oftheim, v. Horn, Gaup Sen. Sec. Lieut. Dollfus, Fähndr. Schaible, Feldprediger Spoenlin.	204	d. 26 Jun. 87.	d. 4. Aug.	16.	d. 4 Dec. 87.	81.	
Drey Gebrüder	Obrist v. Hügel, Capt. v. Oftheim, v. Hügel, v. Mylius, Reg. Quartiermeister Binder, Lieut. v. Hiller, Doctor Liesching.	240	d. 19 Jun. 87.	d. 29. Juny	76.	d. 8 Dec. 87.	31.	
Fortuna	Major Stackmann, Capt. v. Diez, v. Winckelmann, v. Stockhorn jun., Lieut. Simanoidiz, v. Reizenstein, v. Oberniz.	211	d. 19 Jun. 87.	d. 29 Juny	6.	d. 21 Dec 87.	7.	
Susanna	Capt. v. Bochnen, Lieut. v. Stetten jun. Essich, die aus Frankreich gekommen und in Vließingen zurükgebliebene Kranke.	99	d. 11 Sept. 87.	d. 28 Sept.	1.	d. 20 Jan. 1788.	37.	
Gatemisse	Major v. Jett, Capt. v. Landsee, Hoffmann. Lt. v. Wollzogen, v. Gett, v, Bobenhausen, Heinzman aus Frankreich angekommne und in Vließingen zurükgebliebene Kranke.	104	d. 14. Dec. 87.	d. 22 Dec.	1.	d 29 März 88.	3.	
Gertruda Petronella	Capt. Graf v. Czabelizky, Vellnagel, v. Massenbach, v. Netzen, Lieut. v. Heldrit, Hallwachs, v. Fraft, v. Kappold.	302	d. 30 Oct. 87.	d. 15 Nov.	18,	d 29 März 88,	65.	
Agatha	Obristlieut. v. Franquemont, Capt. v. Dhen, v. Stockhorn, Lieut. v. Franquemont 1r, 2r, 3r, Osiander, Reg. Quartiermeister, Stecherwald, Reg. Doctor Pessalt.	257	d. 27 Nov. 87.	d. 22 Dec.	12.	d 29 April	22.	
Reynord	Capt. Schmidgall, Kapff, v. Donopp, Lieut. Hellwag, Koch v. Maillet, Audit. Koch, Feldprediger Gastbar.	225	d. 20 No 1787.	d. 27 Nov.		4 Jul.		
Summa		1757			134.			seit der Ankunft des 1sten Schifs bis den 11. Mai 256.

Graf v. Czabelizky hat der Schlag gerührt und ist krank ans Kap gekommen.

den 1. Mai bis Jun. 22

Vorgebürge der guten Hofnung, den 28ten October 1788.

So wie ich Ihnen, T. Fr. von meiner Seereise eine kurze Beschreibung gemacht habe, so will ich Ihnen nun auch eine Erzählung desjenigen übersenden, was mir während meines Aufenthaltes allhier auf der äußersten südlichen Spize von Afrika begegnet ist. Wichtige Entdekkungen und Beobachtungen erwarten Sie nicht. Wäre ich ein bloßer Reisender, der über seine Zeit, und Geschäfte nach eigenen Belieben gebieten könnte, so würde mein Hang zur Naturgeschichte und Beobachten hier volle Nahrung finden; aber Sie wissen ja, wie sehr ein Soldate hierinne eingeschränkt ist; und sie können sich leicht vorstellen, wie sehr die gewöhnlichen, freilich oft sehr unbedeutenden Geschäfte eines Offiziers hier, da wir mit einem ganz neuen Regimente und fast noch rohen undressirten Leuten in ein uns ganz unbekanntes Land geschikt wurden, die Pflichten unseres Dienstes erschweren und vervielfältigen muste.

Man hat uns hier sehr gut aufgenommen und scheint besser mit uns zufrieden zu seyn, als mit dem französischen Regimente, das vor uns hier lag. Die hiesigen Einwohner halten uns für ihre halben Landsleute; und wirklich bestehet ein Theil desselben aus ehemaligen Deutschen, die aber freilich nach und nach die hiesigen Sitten so angenommen haben, daß man sie für Nationalholländer halten sollte. Bei unsrer Ankunft allhier war der Ton der Gesellschaften noch sehr nach französischem Geschmakke gestimmt; jezt fängt aber derselbe an sehr zu fallen. Die Mannspersonen rauchen Tobak, trinken Wein, spielen Karten, reiten, fahren, und sind vortrefliche Schüzzen, aber Geschmak an schönen Wissenschaften und Künsten mangelt ihnen meistentheils. In keinem Hauße trift man auch nur eine mittelmäßige Bibliothek an. Hier und da findet man ein gutes Klavier, aber keine guten Spieler. Bei der Erziehung der jungen Frauenzimmer scheint man hier ganz und gar keinen Bedacht darauf zu nehmen, daß sie für die Gesellschaft gebildet werden. Wind, Wetter, ankommende und abge-

hende Schiffe sind die hauptsächlichsten Materien ihrer Gespräche. Doch giebt es hier und da Ausnahmen, und Häuser, wo man unterrichtete aufgeklärte Männer und liebenswürdige Frauenzimmer findet. Auch ist der hiesige Gouverneur ein Mann von vielen Kenntnissen und dem besten Herzen. Ihre Empfehlung an Herrn Blettermann allhier, hat mich mit einem sehr würdigen Mann bekannt gemacht, bieder und redlich ist sein Betragen und ich genieße in seinem Hauße sehr viel Freundschaft. Sein Bruder ist Landdrost in Stellenbosch. Ein Umstand, der mir das einzige und für mich unterhaltenste Vergnügen in Afrika verschaft, 6 bis 8 Stunden weit aufs Land zu reiten. Man lebt bei den Landbewohnern überall frei, sieht viel Wildpret und kann nach Gefallen jagen. Nur sind solche Reisen etwas kostbar, wenn man kein eignes Pferd halten kann. Vor ein Miethpferd muß man hier täglich 3 Ryxdaler bezahlen. Die Pferde sind aber hier theuer im Ankauf, und in der Unterhaltung. Ein mittelmäßiges kleines Pferd bezahlt man mit 150 deutschen Gulden; ein spanisches Pferd oft mit 300 bis

1000 fl. und doch sind sie alle klein, aber dabei äusserst schnell und flüchtig. Die Pferde werden hier nicht beschlagen, solche die beschlagen sind, haben fehlerhafte Hufe, und werden nicht zum reiten gebraucht.

Die Offiziers von unserm Regimente befinden sich hier wohl; nicht so aber die Gemeinen, davon wir sehr viele verlohren haben. Unsre Kapitulation ist für den gemeinen Soldaten nicht sehr vortheilhaft, der fast nicht auskommen kann, und hätte sich der hiesige Gouverneur nicht dieserhalb verwendet, so hätte das Regiment nicht bestehen können. Ein Kapitän-Lieutenant von uns hat sich mit der zweiten Tochter des Gouverneurs verheirathet. Wir Offiziers sind gut bezahlt, aber es ist auch sehr theuer hier, besonders solche Dinge, die von andern Orten herbeigebracht werden. Man hat mir vor meine deutsche Jagdflinte 60 fl. geboten. Alles, was zum Luxus gehört, besonders Schreinerarbeit ist hier fast nicht zu bezahlen. Ein fein gearbeiteter Schreibtisch kostet 2 bis 300 fl. Ein bloßes Brett von Datiholz, das in Menge von Ceilon und Batavia kömmt, von 2 Zoll Dikke und

25/30 Schuh lang, kostet 36/40 fl. ein europäi-
sches Tannenbrett 20/25 fl. Was das Land selbst
liefert, ist wenig, aber wohlfeil. Man kann
vor 18 Xr. 30 Limonen kaufen, und vor 20 Xr.
bekommt man 15 Stük Pomeranzen. Aller Ar-
beitslohn ist hier sehr theuer. Ein paar Stiefeln
kosten 16/18 fl. Eine Klinge schleifen zu lassen,
muß man einen fl. bezahlen. Alle mögliche Noth-
wendigkeiten sind hier sehr schwer gemacht zu be-
kommen. Man verarbeitet hier wenig; Leder
ist z. B. in Ueberfluß hier, und man gerbt nur so
viel, als man zum unumgänglich nöthigen Ge-
brauch bedarf. Was man noch zuweilen davon
ausführt, ist meistens noch roh; was mir aber
hier sehr mißfällt, und viel nachtheiliges für mei-
ne Equipage hat, ist die Art, wie man mit der
Wäsche umgeht. Da das Holz sehr rar und die
Seiffe theuer ist, so begnügt man sich, die Wä-
sche in einen Bach einzuweichen, dann durchzu-
reiben, an einen Felsen zu schlagen, wieder ein-
zuweichen, und in der stärksten Sonnenhizze zu
troknen, wodurch die Wäsche sehr ruinirt wird.
Man trägt daher hier Hemden von Baumwollenen
Zeuge, das diese strenge Wäsche besser aushal-

ten kann, und in ganz Indien getragen wird, weil man sie bei der starken Ausdünstung des Körpers der Gesundheit zuträglicher erachtet.

Ich habe bereits einige Landhäuser, und besonders Constanzia, wo der in Europa so berühmte Wein wächst, sehr oft besucht. Der Besizzer von Constanzia Hr. Cloethe, hat mich in Affektion genommen. Da dieser Ort, so wie die andern der Kapstadt nahgelegenen Landgüter schon so oft und ausführlich sind beschrieben worden: so sage ich Ihnen weiter hier nichts davon. Ich kann weder den Constanzienwein, noch sonstigen Kapwein vertragen, und muß ihn mit viel Wasser vermischt trinken; oder mich an den Bourdeauxwein halten, der aber hier sehr theuer ist. Süsse und saure Limonen, Gemüße, sehr gutes Schaffleisch, seltner Kalbfleisch, Butter, Käse, und besonders Fische, die hier in Menge zu haben sind, machen jezt meine tägliche Nahrung.

Vor einigen Tagen wurde die Bürgerei hier von dem Gouverneur gemustert, nachdem sie

acht Tage vorher exerziert hatte. Diese militairischen Uebungen hatten mit dem Exerzieren, in den deutschen Reichsstädten, viel ähnliches, nur mit dem Unterschied, daß die Kleidungen und Waffen der kapschen Bürger von viel besserer Beschaffenheit sind, und ihr Feuer selbst demjenigen der besten exerzierten Regimenter nichts nachgiebt. Man hatte uns viel von der Ausgelassenheit der kapschen Bürger zu dieser Zeit erzählt, sie betrugen sich aber sehr gut, und nicht der kleinste Exceß fiel vor.

Der starke Abgang bei unserm Regimente macht, daß wir immer viel Rekruten aus Europa bekommen, und das Exerzieren derselben benimmt uns die beste Zeit des Tages, weil man besonders in der jezzigen Jahrszeit den Mittag von 10 : 4 Uhr zu Hause zubringen muß; da man hier das Pulver nicht spart, so können wir unsre Leute hinlänglich im Feuer üben. Ich habe vom 25 Junius bis zum 1sten Sept. auf Kommando gestanden, und bei dieser Gelegenheit doch einige mehrere Kenntniß des Landes erhalten. Vom May an bis in August ist die Tafelbai we-

gen der heftigen N. W. Winde für die Schiffe nicht sicher, und alle Schiffe laufen in der Bayfals ein. Es wurde daher von der Regierung für gut befunden, daß zur Sicherheit bei den jezzigen bedenklichen Zeiten, da man immer vom Kriege sprach, ein Kommando von 1 Kapitän, 5 Lieutenants und 150 Mann mit 6 Kanonen und 2 Haubizzen, den engen Posten an dem Müysenberg besezzen sollten. Dieser Posten liegt zwei Stunden von der Bayfals, und ist der einzige praktikable Weg nach dem Kap. Es ist nur eine enge Passage, wo man auf einer Seite die See, und auf der andern die steilste Kette von Gebürgen hat. Wir marschirten des Morgens um 3 Uhr in der schönsten Ordnung ab. Ich hatte mit meinen Jägern die Avantgarde. Der Weg war sehr tief und sandig, und kurz vor dem Posten musten wir noch einen Sumpf paßiren, der zum Glük nicht hoch angeschwollen war. Um 10 Uhr kamen wir an, suchten unsre Munition so viel möglich sicher zu bergen, stellten die nöthigen Posten aus, und logirten uns in dem engen Raum, der uns angewiesen war. Sechs Offiziers wohnten in einem nicht allzuge-

räumigen Zimmer. Unsre Leute hatten ordentlich Plaz. Der Mann bekam täglich ein Pf. Fleisch und Brod, Salz, Butter, Genever Pfeffer, Zukker, und seine volle Gage und Emolumente; der Unteroffizier bekam diese Razion doppelt, und der Offizier dreifach. Frische Fische konnten wir noch überdieß alle Tage haben, weil hier eigentlich nur Fischer wohnen. Der hiesige Aufenthalt war mir sehr angenehm und meiner Gesundheit zuträglich. Die Ausspannung aus dem nothwendigen pedantischen Wesen des Garnisons- und Regimentsdienstes kam mir wohl zu statten. Der Dienst bestand hier blos in einer Inspektion, die alle 4 Tage herum kam, über den Posten, Passagiers und paßirende Güter.

Alle benachbarten Gutsbesizzer kamen fleissig zu uns, und traktirten uns wieder in ihren Wohnungen. Unsre Kammeraden besuchten uns ebenfalls von der Kapstadt aus, wovon unser Posten nur 5 Stunden entfernt lag. Alle Schiffsoffiziere, die von denen in der Bayfals liegenden Schiffen nach der Stadt wollten, musten

hierdurch, es fehlte uns daher nie an Gesellschaft, und zu diesem allen kam noch das Vergnügen der Jagd, welches wir hier frei und ungestört genießen konnten. Auf einer solchen Jagdparthie hatte ich einmal die Fatalität mich zu verirren und kam erst des Nachts um 10 Uhr, von zwei Afrikanern begleitet, bei dem entsezlichsten Wetter wieder nach Hause. Ich lege Ihnen hier einige Federn von dem Flamingo mit bei. Es ist ein prächtiges Schauspiel, wenn sich dieser der Größe und Lebensart nach dem Kranniche gleichenden Vogel in Schaaren von 200 bis 1000 in die Luft erhebt. Die rothen Unterfedern der Flügel stellen sich dem Auge vollkommen schön dar. Dieser Vogel ist schwer zu schießen. Nur die Menge macht, daß man viele bekömmt. Ich habe ganze Nächte damit zugebracht, um auf sie zu lauren; ich konnte aber meinen Entzwek nicht eher erreichen, bis ich die afrikanische Art zu schießen annahm. Aus großen langen Röhren, in welchen eine Hand voll Pulver und wenig Schrott geladen wird, schießt man hier auf 150 Schritte mit der größten Genauigkeit. Es ist unglaublich, wie weit ein

solches Gewehr trägt. Die hiesigen Einwohner sind überhaupt vortrefliche Schüzzen, und wenig deutsche Jäger würden es mit ihnen aufnehmen können. Von unsern Kugelbüchsen wollen sie gar nichts wissen; und es ist ihnen unbegreiflich, warum wir das Pulver so abmessen und in so geringer Quantität nehmen. Eben so unbegreiflich war mir das starke Laden, bis ich die Nothwendigkeit davon einsah, indem sie auf eine sehr weite Entfernung nach dem Wilde schießen müssen, besonders hier in der Nähe der bewohnten Plätze, wo alles sehr scheu ist. Die Jagd steht jedem frei, aber in dieser Gegend ist sie sehr gering, und man muß sich außerordentlich dabei abmatten. Weiter ins Land hinein macht sie einen Theil der Nahrung der Anbauer aus. Ich habe in der Gegend des warmen Bades Hirsche gesehen, von der Größe unsrer Schmalthiere. Der Bauer verkaufte mir die Hälfte eines solchen Hirsches um 1 fl. 30 Xr. nach deutschem Gelde. Wenn die Bauern zuweilen Getraide oder Mehl in die Stadt führen, so bringen sie auch Wildpret mit, welches sie in den Häuten lassen; verkaufen sie das Stük halb, so

bleibt die übrige Hälfte in der Haut, bis sie das Ganze verkaufen, da man die Haut mit bekömmt, die man daher hier sehr wohlfeil bekommen kann, und nicht viel achtet.

Es kamen zu der Zeit, da wir hier postirt standen, wenig Schiffe in der Bayfals an. Nur eine englische Kriegsfregatte legte sich in die Bay. Sie schikte am 8ten August gegen Abend ein großes Boot ganz mit Leuten vollgepfropft nach der Gegend des Strandes, wo kein Boot von irgend einem Schiffe anlanden darf. Wir riefen ihnen zu zurükzubleiben; da sie aber nicht auf uns hörten und uns keine Antwort gaben, so sahen wir uns genöthigt ihnen unsre Meinung nach dem Seerechte, durch Kanonenkugeln, davon wir eine vor, und die andere hinter das Boot schossen, zu verstehen zu geben, worauf das Boot sogleich nach seinem Schiffe zurükkehrte. Wir wurden nachher näher mit den Engländern bekannt, und herrlich von ihnen auf ihrem Schiffe traktirt. Den 15ten wurde ich nebst 30 Mann zur Bedekkung von 8 mit Geld beladenen Wagen kommandirt, um sie von der Bays

fals nach dem Kap zu transportiren, mit welchem ich auch glüklich daselbst anlangte. Den 1sten Sept. wurde unser Kommando, das nun nicht länger mehr hier nöthig war, abgelöst, und blos ein Lieutenant nebst 30 Mann, 1 Haubizze und drei Kanonen hier gelassen. Unsere Kammeraden machten uns das Vergnügen uns entgegen zu kommen und uns recht feierlich zu empfangen. Wir wurden 8 Tage lang als Neuangekommene am Kap behandelt und während dieser ganzen Zeit speisete ich nicht zu Hauße. Den 1sten October wurde unser Regiment von unserm Obersten gemustert, es fehlten uns noch an kompletten Stande 312 Mann. Den 15 ließen sich sieben Schiffe sehen, die vor der Bayfals und Tafelbay herum kreuzten, man hielt sie für französische Schiffe, wiewohl sie keine Flaggen aufgestekt hatten. Da nun die Zeiten etwas kritisch waren, und man von einem Bruche zwischen Frankreich und England sprach und nicht wissen konnte, ob die Holländer, vermöge des Allianztraktats, nicht mit in Krieg würden verwikkelt werden; so wurden sogleich alle nöthi-

gen Sicherheitsanstalten gemacht. Des andern Morgens um drei Uhr liefen 4 von diesen Schiffen in die Bayfals ein, und eins legte sich vor die Bay. Ein anderes französisches Schiff kam dieselbe Nacht noch in die Tafelbay und gab vor, von den andern nichts zu wissen. Man trauete indessen nicht, und schikte ein Kommando von 300 Mann von unserm Regimente unter Anführung unsers Majors, nach dem Muysenberg, weil man nicht begreiffen konnte, was die Franzosen auf der zu dieser Zeit so gefährlichen Rhede machen wollten? Man erfuhr bald, daß ein französischer Schiffskapitän, der bei Mondschein sich gewagt hatte, in die Bayfals, wo er der Gegend unkundig war, einzulauffen, mit seinem Schiffe die Königl. Fregatte Penelope auf den Strand geseegelt, und verunglükt sei. Die Schiffsequipage des gestrandeten Schiffes ist indessen bis auf 4 bis 5 Menschen gerettet worden, der Kapitän soll sich der Sage nach, selbst ersäuft haben. Der Allarm, der über die Annäherung dieser Schiffe entstand, wurde bald wieder gestillt, da man erfuhr, das es Trans-

portschiffe von zwei Königl. Fregatten begleitet wären, die das Irl. Franz. Regiment Walsch nach der Insel St. Mauritius bringen sollten.

Gegenwärtig befinde ich mich nun wieder in meinen gewöhnlichen Geschäften und sinne darauf, wie ich so bald, als nur möglich, eine Reise weiter ins Land hinein, nach welcher meiner Wißbegierde und Hange zur Naturgeschichte so sehr gelüstet, unternehmen könne. Ich erinnere mich in den Briefen Ihres sel. Bruders gelesen zu haben, daß ein hiesiger Bürger Willens sey eine lutherische Kirche auf seine Kosten zu erbauen: jezt kann ich Ihnen sagen, daß dieser Bau wirklich zu Stande gekommen ist. Das Gebäude ist in einem sehr schönen einfachen Geschmakke aufgeführt, mit einem platten Dache. Gleich darneben hat der nemliche Mann eine Wohnung für den Prediger erbauen lassen, welches eins der schönsten Häuser am Kap ist. Des Sonntags wird zweimal Gottesdienst in dieser Kirche gehalten. Des

Morgens in holländischer Sprache, und des Nachmittags predigt unser Feldprediger in deutscher Sprache. Der lutherische Prediger K o l t e r ist ein feiner umgänglicher Mann; er steht sich außerordentlich gut.

Vorgebirge der guten Hofnung,
den 28ten Jenner 1789.

Meine lezten Briefe an Sie, sind vom $\frac{25}{29}$ Oct. nebst meinem Journal von der Seereise. Gern wollte ich Ihnen die Fortsezzung schikken, wenn es nur eine einige interessante Stelle hätte. Ich werde Ihnen nur eine kurze Beschreibung von den verschiedenen Verhältnissen geben, die ich seit meinem lezten Briefe bemerkt habe.

In Absicht des Regiments. Unser Regiment ist noch nicht komplet, es fehlen gegenwärtig noch ungefähr 300 Mann; täglich erwarten wir neuen Transport, und wir wünschen, daß wir komplet wären, weil das Recrutenexerciren uns am Tag bannt, wir können nicht aus der Garnison gehen, täglich exerciren wir 2 Stunden, morgens von 4:6 Uhr, und von dieser Arbeit ist der Tag schon verdorben, da man weder Gesellschaft noch irgend eine Art von Erhohlung des Geistes hat, so führt man im

Ganzen genommen, hier ein sehr vegetabilisches Leben. Unser Regiment hat noch einige Monate das Kommando von 300 M. an der Muyzenbourg zu geben. Nun ists aber auf 100 Mann verringert. Den 26 Dec. wurde 1 Lieut. und 40 Mann nach Robbeneyland detachirt mit 60 scharfen Patronen, weil das Regiment Luxemburg, welches der Kompagniedienste entlassen ist, auf Robbeneyland debarquirt war. Den 6 Jan. wurde dieses Kommando noch verstärkt und mit 1 Prem. Lieut. und 20 M. und steht noch jezt. Da die Schiffe bis auf den 15 Febr. abgehen werden, so hoffen wir, daß das Kommando wieder eingeht. Ich kann Ihnen so viel versichern, daß man mit unserm Regiment noch sehr wohl zufrieden ist, ohnerachtet wir keinen großen Umgang mit den kapschen Bürgern haben, so weiß ich doch aus guten Quellen, daß wir in bessern Ansehen stehen, als die vorigen. Auch haben sie Ursache mit dem Muth unserer Leute zufrieden zu seyn; einzelne kleine Vorfallenheiten waren auch von Nuzzen, z. B. den 30 Jan. gegen Abend um $\frac{1}{4}$ 8 Uhr ließ sich ein Sklav einfallen, seine Liebste, eine Sklavin, die in einem

andern Haus ist, aus Eifersucht, da sie mit ei-
nen andern zuhielt, zu ermorden; ihren neuen
Liebhaber brachte er ebenfalls eine schwere Wun-
de bei — von Wuth beseelt, wurde er nun bluts-
gierig, er war seines Todes nun schon gewiß,
rannte mit blutigem Messer auf einen kleinen
Jungen zu, (der ihn als Mörder ausschrie) die-
ser Schwarze wuste geschikt auszuweichen: nun
stieg seine Wuth, fiel einen Matrosen an, und
rannte ihm das Messer in die Kehle, zum Glük
wendete sich dieser und traf ihn nur am dikken
Theil vom Hals. Mit mehr Wuth rannte er auf
einen Fourier von unserm Regiment loß. Er
stach ihm das Messer in Hals, es glitschte am
Kinnbakken ab, durchschnitt ihm die Pulsader,
zum Glük war dieses noch an unserer Caserne, er
konnte gleich verbunden werden, und so ward er
gerettet; ein Soldat, der diesen wüthigen Jun-
gen sah, entschloß sich, seiner Raserey Einhalt
zu thun, er ergrif einen Stein, ließ ihn ganz nah
kommen, warf ihn vor die Stirne, daß er be-
täubt zu Boden stürzte, ein anderer Unteroffizier
gab ihm eine leichte Wunde, er raffte sich auf,
man wandte ihm das Messer aus der Hand und

die herbeieilende Wacht brachte ihn in den Tronc (Gefängniß der Staatsverbrecher, die die zum Tod verurtheilt, und der Sklaven) Kein Bürger hatte Hand an ihn gelegt, des andern Tags wurde der Sklav mit glühenden Zangen gemartert, lebendig gerädert, und so seinem Leben ein Ende gemacht. Noch ein Beispiel: den 8 Febr. kam Feuer aus durchs Kamin, ein Soldat, der in der Nähe war, resolvirte sich kurz, stieg aufs Dach und warf den Schornstein ein, und das Feuer erstickte. Der Dienst ist hier nicht so beschwerlich, Garnisonsdienste täglich 1 Kapitän, 3 Lieut. auf die Wacht, 1 Lieut. Piquet, Regimentsdienst. Inspektion 1 Kap. 1 Lieut. der zugleich das Feuerpiquet. Kompagniedienst alle andre Woche — doch genug hiervon.

Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, ob ich Ihnen Nachricht gegeben habe, daß wir zu einiger Unterhaltung ein kleines Gesellschaftstheater errichtet haben, es spielen blos Offiziere und Zuschauer sind ebenfals nur Offiziersfrauen, Töchter und Offiziere und deren genauste Anverwandten. Noch ist dieses Unternehmen in sei-

ner

ner Kindheit, wir haben erst 2 Stükke gespielt. Der Schazz und Deserteur aus Kindesliebe, das kleine Theater, Mangel an Frauenzimmern machte es nothwendig, diese Stükke zu wählen. Wir hoffen in der Regenzeit einige Unterhaltung dabey zu finden, jeder unsrer Offiziere giebt monatlich $\frac{1}{2}$ Rxrthaler und so lassen wir nach und nach Dekorationen machen, und binnen einem halben Jahre hoffen wir ohne einen Beytrag zu spielen. Wir haben nun den Anfang gemacht mit einer Lesegesellschaft, und lassen uns Bücher aus Europa kommen, noch ist es nicht ganz zu Stande, ich soll aber mein möglichstes thun. Es haben gegenwärtig schon 3 den Abschied genommen, es werden im nächstem Jahre noch mehr nachfolgen. Mit hiesigen Frauenzimmern haben sich bereits schon 3 Offiziere getraut. Ich hoffe, daß ich das nächste Jahr in Stand kommen werde eine kleine Tour ins Land zu machen. Winkelmann, den Sie sich noch von jenen Brief erinnern werden, ist seit den Monat Sept. auf Reisen, ich erwarte ihn zu Ende des Monats Merz. Er hat die Mossel Bay.

Plettenbergs Bay, ein Theil des Caffern Landes, die Graas Renets-Colonie, ein am Caffern Lande angelegter Pflanzort, besucht, er wird durch Namucquos Land wieder zurükkehren. Sie können nen nicht glauben, wie arm wir sind an Nachricht von unserm Vaterland, ich hoffe Ihnen einige Seltenheiten zu schikken, wenn das Schiff aus Batavia wieder kommt, das mich hieher gebracht hat. Nur schade, daß vieles Contrebande ist, und man selten Capitäns findet, die sich bereden lassen, so was mitzunehmen. Z. E. Straussenfedern, Sinesiche Naritäten, Felle ꝛc. Man findet hier sehr wenig Liebhaber von Naturseltenheiten und gar keinen Kenner. Es befindet sich wirklich ein kaiserl. Botanikus hier, der eine artige Pflanzensammlung gemacht hat. Es heißt, er wird bald von hier hinweggehen. Noch einmal muß ich Sie erinnern an die Briefe. Man hat jezt eine Einrichtung gemacht, daß alle 2 Monat 1 Paquetboot von Holland hieher kommt, Sie können also beständig mit der gröβten Sicherheit Briefe hieher besorgen. Wie oft wünsche ich mich in meine vaterländische Gesil-

de, wenn ich die stürmische See sehe, wenn ich den nakten Tafelberg vor mir habe, wenn eine Staubwolke mich fast mit sich fortreißt, wenn die lästige Hizze mich fast zu Boden drükt. Dieses sind lauter Unannehmlichkeiten, denen wir oft ausgesezt sind. Vor jeden Deutschen, der nur im geringsten den Werth seines Vaterlands hat kennen gelernt, ist es sehr schwer, sich zu überwinden hier zu bleiben. Es giebt viele Deutsche, die aber gleichsam von Ihrem Vaterland ausgestossen hier sich niedergelassen, und Geld zusammengespart, die schon durch einen 15jährigen Aufenthalt Ihr Vaterland, in dem sie vielleicht nicht die besten Tage gehabt haben, mit dem hiesigen vertauschten, diese versichern, daß man auf kurze Zeit sich wohl das hiesige Klima gefallen lassen könnte. Vor jeden Seefahrenden ist dieses Land immer ein Paradieß, und wird es auch bleiben. Nachdem man 3=4 Monate nichts anders als die hohle, stürmische, flache See gesehen, sich elend genug genährt, schlechtes Getränk genossen, kommt man ans Land, das immer nur der wahre Bewohnungsort vor Menschen bleibt, man hat gutes Wasser und vortref=

liche Früchte — alle Arten von Gemüse — gutes Schaaffleisch. Man geht seinem Handel nach — ist deswegens gut aufgenommen u. s. w. vor diese bleibt es immer ein lobenswürdiger Ort. Das ist freilich wahr.

Vorgebirge der guten Hofnung,
den 12ten August 1789.

Was werden Sie denken, m. th. F., wenn Sie statt eines Schreibens, in dem sie die Geschichte meiner Reise ins Innere von Afrika zu finden hoften, nur diese wenige Zeilen von mir erhalten, die Ihnen sagen sollen, daß ich im Begriff stehe, eine Reise nach Ostindien anzutreten. Hören Sie, l. F., wie es damit zugeht, denn ich muß mich kurz fassen, weil meine Zeit, die mir noch zu meinen Reiseanstalten und Dienstgeschäften übrig bleibt, so kurz ist. Auf der See werde ich Zeit genug haben Ihnen weitläuftiger schreiben zu können.

Zu Anfange dieses Monats verlangte die hohe Regierung in Indien, einige hundert Soldaten, um die auf Maccassar ausgebrochenen Unruhen zu stillen und die Buginesen daselbst in Zaum zu halten. Es wurde ein Korps von 450 Mann formirt, wozu von unserm Regimente ohngefehr 120 Mann gegeben wurden. Auch

wurden von unsern Offiziers 7 zu dieser Expedition als Freiwillige verlangt. Sie werden mir es zutrauen, l. F., daß ich nicht der lezte war, der sich meldete, und ich bin nun wirklich als Kapitän-Lieutenant bei diesem Korps, das den Namen Bataillon von Oranien führt, angestellt. In einigen Tagen werden wir abscegeln. Leben Sie wohl, th. F., sobald als möglich sollen Sie mehr von Ihrem treuen Freund hören. — —

Poelocombo, den 7. Jan. 1790.

Hier, m. th. F. erhalten Sie von der Küste von Celebes von einem Ihrer wärmsten Freunde die aufrichtigsten Seegenswünsche beim Anfange dieses Jahres. Sie mögen auch für das folgende gelten, denn, wahrscheinlich werden Sie diese Zeilen erst mit dem Anfange desselben erhalten. Mein leztes Schreiben an Sie im Jahr 1789 ist im Monat October von der Straße Sunda abgegangen. Ist es nicht angekommen: so finden Sie hier eine kurze Wiederholung der Ihnen darinne gegebenen Nachrichten. Im August verließen wir die Rhede der Simonsbay (ein Theil der Bayfals auf dem Vorgebirge der guten Hofnung.) Gleich vor der Bay empfing uns ein heftiger und schwerer Sturm aus N. W., der uns armen Landbewohnern so hart vorkam, daß jeder sein Ende vor Augen zu sehen glaubte. Die Bauart des Schiffes (eine Fleute) war schuld, daß es ungeheuer

schwankte; man legte bei und wartete das Ende des Tobens der ungeheuren Wogen ab, die sich zu unserer aller Freude bald legten. Doch blieb die See unruhig, und das Schaukeln des Schiffes dauerte fort. Glüklicher Weise empfand ich nichts von der bei solchen Zufällen so gewöhnlichen Seekrankheit. Am 11 September hatten wir ein gefährliches und fürchterlich schönes Schauspiel. Die finsterste Nacht, die ich je erlebt habe, durch die schwarzen Gewitterwolken verursacht, verkündigte uns ein großes Ungewitter. Heftige und schnell auf einander folgende Blizze fuhren flach über dem Bord unsers Schiffes hin. Es schien nicht anders, als wenn wir alle im Feuer stünden, und es gab Blizze, die fortgesezt zu sein schienen uud über eine Minute dauerten. Die Bebung des Schiffes, das Krachen des Donners vermehrte dies grausenvolle Schauspiel; jedem war bange, daß sich die Blizze an den Spizzen unsrer Maste herabsenken und eine Verwüstung im Innern des Schiffes anrichten möchten. Keine Blizableiter waren nicht da. Die Ausdünstung von beinahe 500 Menschen war nicht zu vertheilen, man

mußte daher zitternd abwarten, was erfolgen würde. Das Wetterleuchten wurde immer heftiger, doch ließ der Donner nach. Nach Verlauf von einer halben Stunde bemerkte man, daß sich die Blizmaterie an den drei eisernen Spizzen unsrer Masten angehängt hatte; bei jedem Bliz vermehrten sich diese Klumpen ansehnlich, die, wenn der Bliz vorüber war, wegen der Höhe der Masten nur die Größe eines Gänseeies zu haben schienen. Am großen Rah, wo ein eisernes Band sich abgelöset hatte, und ein Nagel aufwärts stand, bildeten sich zuweilen auch solche feurige Klümpchens, die die Finsterniß der Nacht noch sichtbarer machte. Endlich ließ das Wetter nach, aber die leuchtende Materie blieb noch eine geraume Zeit hangen, bis sie sich nach und nach in die reine Luft ausdehnte und verschwand. Das Phänomen war schön, nur schade, daß wir es mit Bangigkeit ansehen mußten.

Bis St. Paul und Amsterdam hatten wir stets unruhige See. Wir sahen keins dieser Eilande, vermutheten aber den 25 Sep:

kember in ihrer Nähe zu seln, weil wir viel Seegewächse treiben sahen, auch hatten wir eine ruhige See.

Der ausgestandene Sturm hatte uns aller Provision von lebendigen Thieren beraubt, doch waren wir zum Glükke noch sehr reichlich mit Mehl, getrokneten Obst und eingesalznen Fleische versehen. Unsre Mannschaft war gesund, und die frohe Aussicht, bald an der Küste von Java zu sein, ließ uns bald die vorigen Drangsale vergessen. Man steuerte nun nach N. O., wir hatten sehr gutes Wetter und waren frölich. Den 18 October hatten wir alle Anzeigen von Land, wir sahen viel Landvögel, Seegewächse, treibende Schildkröten u. s. w. Den 20 überfiel uns noch ein sehr schweres Gewitter, den 22 bekamen wir endlich die Küste von Java ins Gesicht, und Nachmittags das Prinzen Eiland, das in der Mündung der Straße Sunda liegt. Den 25 kam ein holländisches Fahrzeug aus der Peperbay zu uns, und erkundigte sich nach des Schiffes Namen und seine Bestimmung, um über Land Rapport davon nach

Batavia zu senden. Es brachte Hühner, Enten, Schildkröten und verschiedene Sorten von Früchten zum Verkaufe mit. Nachmittags kam ein Fahrzeug von Juankani in derselben Absicht bei uns an. Den 26 kamen wir in die Bucht von Anjer vor Anker, wo wir ebenfals Erfrischungen kauften. Unsre Mannschaft wurde mit einer köstlichen Schildkrötensuppe traktirt. Den 27ten blieben wir hier vor Anker liegen, weil wir keinen Wind hatten, und der Strohm uns entgegen lief. Ein Kompagnieschiff trieb auf uns zu und beschädigte unser Bogspriet, der schnelle Entschluß unsers braven Kapitäns das Ankerthau kappen zu lassen, verhütete indessen weitern Schaden. Die Windstille dauerte fort. Am folgenden Tage erhielten wir mit einem Prauw (einer Art Schiffe) einen Stier, das gewöhnliche Geschenk, welches der König von Bantam an alle holländischen Schiffe macht, die die Straße einseegeln und dafür dieser König jährlich von der Kompagnie beträchtliche Geschenke erhält. Den 29ten seegelten wir weiter, und begegneten einem Kompagnieschiffe, mit welchem der edle Herr

de Brüyn, gewesener Gouverneur aus Malakka, nach Holland zurükreiſete. Den 30ten ſahen wir das Eiland Onrüſt und den 31ten kamen wir endlich wohlbehalten auf die Rhede von Batavia. Wir hatten von unſerm Bataillon nur 3 Todte und funfzehn Kranke. Ein Glük wars, daß wir hinlängliche Proviſion und gute Seeleute gehabt hatten, und die Reiſe ſo ſchnell gegangen war; wäre eine anſtekkende Krankheit unter unſerm Volke eingeriſſen, ſo wären wir in betrübten Umſtänden angekommen, da ſich hingegen jezt jedermann hier wunderte, daß wir ſo gut davon gekommen waren. Wir dankten ſämmtlich unſerm Schöpfer herzlich. Das Bataillon wurde in ein kleines Fort Mſtr. Cornelis $2\frac{1}{4}$ Stunde von Batavia einquartirt, wo verſchiedene Gebäude von Bambus zu Caſernen eingerichtet waren. Nach verſchiedenen Debatten, die wir mit den Edlen Herrns von der indiſchen Regierung hatten, wurden wir endlich noch ganz artig von ihnen behandelt, und man lies uns nach Maccaßir als dem Ort unſrer eigentlichen Beſtimmung abgehen. Man wußte zwar

wohl gewiß zu Batavia, daß bereits schon Friedensunterhandlungen gemacht, und der Krieg nicht wirklich ausgebrochen sei; indessen waren die Unkosten des Transports der Truppen gemacht, der Rath von Indien wollte vermuthlich nicht, daß man in Holland glauben sollte, man habe die Truppen unnöthiger Weise kommen lassen, und dieß waren wohl die hauptsächlichsten Bewegungsgründe, daß man uns die Reise nach Maccassar, die für uns ganz angenehm war, vollenden ließ. Den 4ten Dezember erhielten wir Ordre, nach Batavia zu marschieren. Ich habe äusserst wenig von dem Aufenthalte in dieser Stadt profitirt, weil mir die geräuschvolle und ausschweifende Lebensart der Mittelklasse der hiesigen Einwohner nicht gefiel, und ich sie meiner Gesundheit sehr nachtheilig erachtete, und die große Gesellschaft alle Tage aufzusuchen, mit zu viel Unkosten verknüpft war. Ich befand mich sehr wohl bei meinen Soldaten, machte fleißig Spaziergänge in die javanischen Negereyen, wo ich Gelegenheit zu vielen Beobachtungen fand. Zuweilen besuchte ich das Landgut des Gene-

ral: Gouverneurs, wo der Fiskal von Massaw krank lag, und war so gewis, daß ich bei dieser Lebensart, am besten für meine Gesundheit und meinen Beutel sorgte.

Am 5ten Dezember wurde das Batallion auf ein sehr elendes Kompagnieschiff, Horn, genannt, eingeschifft, das schon das Jahr vorher als unbrauchbar auf den Strand hatte gebracht und verkauft werden sollen. Es war sehr lek, alles Thauwerk, Masten ꝛc. verfault; die Bemannung war noch viel elender und bestand grösstentheils aus kranken Matrosen, indessen verließen wir uns auf unsre Leute, von welchen wir wußten, daß sie im Fall der Noth würden arbeiten können. Den 8ten verließ das Schiff die Rhede von Batavia, und seegelten beim Eylande Edam vorbei, eine Insel, wo von Züchtlingen, die alle hieher geschikt werden, Thauwerk verfertigt wird. Den 11ten hatten wir Tayal und Cheribon im Gesichte; und den 14ten paßirten wir das Eiland Madura. Jezt wurde das Wetter schlecht, und die Arbeit beschwerlicher. Unsre Matrosen und

Schiffsoffiziere lagen krank, und unser Zustand war sehr traurig. Unsre armen Soldaten arbeiteten übermenschlich. Der Gestank des Pumpenwassers war unausstehlich. Den 16ten passirten wir bei Nacht eine Sandbank von 6 Faden Wasser. Ein Soldat sah das Land, und ließ sogleich das Anker fallen und mit Tagesanbruch wurden wir gewahr, in welcher Gefahr wir uns befanden; wir lagen dicht an der Insel Rotterdam, und mußten uns durch unzählige Inseln durchwinden, bis wir endlich den 19 die drei Gebrüder ins Gesicht bekamen, die nur noch 6 Meilen von Maccassar entfernt liegen. War es Unvorsichtigkeit oder Mangel an Kenntniß, wir konnten aller Mühe ohnerachtet, sie nicht paßiren, und waren gezwungen, nachdem wir zwei Anker verlohren hatten, den 22 einen andern Weg um das Eiland Tannukale zu suchen. Wir seegelten nun zwischen dieser Insel und der Küste von Celebes, warfen mehrmalen Anker, wandten ihn wieder auf, und konnten immer nicht zu unserm Zwekke kommen, bis uns den 24 ein kleines Fahrzeug, von einem Seelieutenant geführt,

entgegen kam, der mit dem dasigen Fahrwasser bekannt war, und uns versicherte: daß hier für größere Schiffe kein Durchgang zu finden, besonders da uns der Strom entgegen sei; demohnerachtet wartete man auf guten Wind, der nicht kam. Den 26 richtete man endlich den Cours auf die südliche Spizze von Celebes, nach der Bucht von Bonthain, wo wir den 27 Nachmittags vor Anker kamen. Es waren uns einige Soldaten gestorben, und über die Hälfte derselben nebst allen Matrosen krank, und einige starben noch, indem wir die Anker warfen. Wir brachten sie noch in der Nacht an Wall, um sie zu begraben.

Ich war gesund geblieben und suchte mich nebst meinen Kameraden durch die Erfrischungen, die wir hier fanden, zu erquikken. Eine Menge innländischer Fahrzeuge brachten uns Fische, Früchte und dergl.; da unsre Lebensmittel indessen noch nicht aufgezehrt waren: so bedurften wir nichts als frisches Gemüße und Früchte. Den 29sten sezten wir unter einer Bedekkung 32. Kranke ans Land, um sie daselbst

bes-

besser verpflegen zu können. Mittags kam der Unterkaufmann von Diemar, Resident von Bonthain und Poelocombo an Bord unsres Schiffes. Da mir dieser Name, von der mit uns verwandten fränkischen Familie von Diemar bekannt war, so ließ ich ihm durch die dritte Hand wissen, daß ich seine Familie kenne. *) Er begrüßte mich sehr freundlich, erwehnte aber kein Wort weiter von seiner Familie, und auch ich nicht, weil ich erst den Mann näher wollte kennen lernen, ehe ich mich weiter auf die Untersuchung seiner Genealogie einließe. Den 30ten debarquirten wir hundert Mann, um sie die herrliche Landluft genießen zu lassen. Der Resident lud diejenigen Offiziers, die nicht im Dienste waren, ein, mit nach seinem zweiten Posten zu reisen, wo sich seine Frau befände, und er besser eingerichtet sei.

*) Dieser Herr von Diemar ist wohl nicht aus Franken, sondern von einem andern Zweige dieser Familie. Er war ehedem Fähndrich in Hessischen Diensten; und ist bereits nebst seiner Frau und einem ansehnlichen Vermögen nach Europa zurükgekehrt, und soll sich jezt in Hamburg aufhalten. A. d. H.

Wir nahmen seine Einladung bereitwillig an; ich übertrug das Kommando meiner Division dem ältesten Lieutenant, und ritt in Gesellschaft von fünf andern Offiziers, nebst dem Residenten nach Poelocombo, fünf Meilen längst der Küste. Diese Cavalcade war der seltenste Anblik für mich. Der Resident hatte gegen 30 Begleiter bei sich, theils Sklaven, theils Leibwachen. Mehrere Könige mit ihrem Gefolge begleiteten ihn ebenfalls alle zu Pferde wie die Tataren, anstatt des Sattels nur eine kleine Dekke, und einen sehr einfachen Zaum. Alle hatten Krisse an der Seite, und die meisten Hassayaien, die mit einer Art von Roßschweif von scharlachrothen, weißen und grünen Haaren geziert waren. Der Resident und sein Gefolg ritten sehr schnell, und da man uns sagte, wir brauchten die Pferde nicht zu schonen, und wir ohnedieß die Gesellschaft nicht verlassen konnten, so ritt ich in voller Carriere mit. Die Lebhaftigkeit, Geschwindigkeit, das gute Aussehen der Maccassaren, ihre Waffen, die sie auf den Schultern trugen, ihre Unterwürfigkeit, die Aeuserungen ihrer Hochachtung, der schöne

Anblik verschiedener malerischen Gegenden, alles stimmte dazu mich zu entzükken. Es riß mich nichts aus meinem angenehmen Erstaunen, als einige tiefe Flüsse, wo ich genöthigt war, mich der Fertigkeit meines Pferdes im Schwimmen Preiß zu geben. Ein ungeheures Caiman (Krokodil) lies sich nicht weit von uns sehen, die Maccassaren nahmen mich in die Mitte, und hielten ihre Hassayaien abwärts, einige Pistolenschüsse, und vermuthlich auch das Geräusch, das wir machten, vertrieben ihn. Unsre Ankunft auf Peolocombo geschah Vormittags, wir wurden aus dem holländischen Fort (Bending) mit 11 Kanonenschüssen begrüßt. Man empfing uns sehr freundlich. Die sämmtlichen europäischen Großen allhier waren versammelt, sie bestanden in dem Sergeanten, welcher das hiesige holländische Militair kommandirt, nebst dem Schreiber und Dollmetscher des Residenten. Vor dem Hauße stand der Schwager nebst der Frau des Residenten, die mir für eine indische Dame sehr höflich vorkam. Wir waren sehr vergnügt, und bei der Müdigkeit, die uns die schnelle Reise verursacht hatte,

schien uns allen die asiatische Bequemlichkeit, die wir hier fanden, sehr behäglich. Man wieß uns ein Hauß von Bambus erbauet an, das inwendig mit indischen Teppichen behängt war; die Matrazzen lagen auf Strohmatten auf dem Boden; wir wurden durch die Sklaven des Residenten bedient, und unterzogen uns ganz den indischen Gebräuchen. Der lezte Tag dieses Jahres wurde also ganz asiatisch in der größten Betäubung der Sinne zugebracht. Mit dem Schlafen wollte es indessen nicht recht gehen, die Bewegung war etwas zu heftig gewesen; ich wiederholte alles, was ich heute gesehen hatte bei mir selbst, und so kam der wohlthätige Gott des Schlafes erst gegen Mitternacht. Am folgenden Tage empfingen wir in Gesellschaft des Residenten die Neujahrswünsche der inländischen Könige, und der Diener der Kompagnie. Nachher sahen wir den kriegerischen Tänzen der Maccassaren und der Madukkesen zu. Leztere stehen im Solde der Kompagnie, und waren ebenfalls zu einer Kriegs-Expedition hieher geschikt, ihre kriegerischen Tänze waren sehr artig anzusehen und sehr karakteris-

stisch; ich werde in der Folge Gelegenheit haben, Sie weitläuftiger davon zu unterhalten, ich sahe diesen allen bis gegen Mitternacht zu. Den 3ten Januar ritten wir wieder nach Bonthain zurük, um unsre Soldaten hieher zu bringen, weil hier in der Nähe der Wohnung des Residenten sowohl wir, als auch unser Bataillon besser konnten verpflegt werden; wir langten des Nachmittags beim Bataillon an, nachdem wir unterweges einer maccassarischen Parforceiagd beigewohnt hatten. Des andern Tages embarquirten wir unsre Leute auf innländische große Fahrzeuge, Padawakin, genannt, und wir ritten, bis auf zwei Offiziers, die bei den Leuten blieben, über Land. Um 11 Uhr kamen wir an den Ort, wo das Bataillon ans Land stieg, wir marschirten darauf mit klingendem Spiel durch ein feindliches Dorf. So bald wir durch einen großen Fluß durchgewadet, und aufmarschirt waren, sahen wir gegen 2000 gut bewaffneter Buginesen, wir marschirten demohngeachtet ungehindert und gut geschlossen durch ein Defilee, und ließen unsre 12 Mann Jäger, die gezogene Büchsen haben, stets auf

der Anhöhe weg marschiren. Der Feind verhielt sich ruhig, und wir waren sehr damit zufrieden, weil unser Volk abgemattet war und unsre Munition sich nicht höher belief, als 6 Patronen auf den Mann. So wie wir an dem Fort der Kompagnie ankamen, wurden 13 Kanonenschüsse aus demselben gethan; wir marschirten vor demselben auf, vertheilten unsre Leute innerhalb der Bending und wir bezogen die Wohnungen ausserhalb. Der heutige Tag verstrich mit Anschauen neuer Gegenstände; den folgenden machten wir uns soviel als möglich das Lokale bekannt, und suchten uns sichere Leute aus, die der Sprache mächtig, und der hiesigen Sitten gewohnt waren. Man konnte mit Gewisheit noch nicht behaupten, ob die Buginesen ruhig bleiben würden, oder nicht; in der Nähe war das Dorf Tekko, wo stets gegen 2000 bewaffnete Innländer lagen. Wir fanden bald, daß uns der Resident nur deswegen den hiesigen Aufenthalt so angenehm geschildert hatte, um unter unserm Schuzze Sicherheit für sich und seine Schäzze zu finden.

Am 8 Nachmittags ließen sich in einer Ent-

fernung von einer halben Stunde eine Menge Menschen sehet, die sich mit Gräbenmachen beschäftigten. Ihre Anzahl vermehrte sich mit jeder Minute. Der Resident kam in der grösten Angst zu uns, um uns diese Botschaft zu bringen. Wir eilten sogleich zu unsern Soldaten, die meistens schon unterm Gewehr standen. In der Geschwindigkeit theilten wir eine Anzahl Patronen aus, liessen alle Kanonen laden, und führten zwei Feldstükke ausserhalb der Bending. Nachdem wir unsre Wohnung und die Bending mit Posten und Detaschements hinlänglich versehen hatten, fingen wir getrost unsern Marsch an. Es hatten sich eine große Menge Maccassaren versammelt, die übrigen Hülfstruppen der Kompagnie kamen ebenfalls herbei, wir warteten sie aber nicht ab, sondern wollten eben auf den Feind einbrechen, als wir auf einmal den großen Haufen sich vertheilen sahen. Da wir also halten musten, um die Bewegungen des Feindes und ihre Absicht näher zu beobachten, so schikten wir einen Haufen Maccassaren voraus, die mit den närrischsten Sprüngen und einem wilden Kriegs-

geschrei vorwärts giengen. Sie wurden durch den herbeieilenden Dollmetscher angehalten, der ihnen erklärte, daß die Absicht der Buginesen kein feindlicher Angriff sei. Sie machten allerhand Vorwand, bald hatten sie Wild jagen, bald Gräber für Tode machen wollen und dergl., uns kam es am wahrscheinlichsten vor, daß sie sich unvermerkt in die Büsche hatten schleichen, und uns bei Nacht überrumpeln wollen. Unsre Wachsamkeit vereitelte ihr Vorhaben, und sie zerstreuten sich nun gänzlich. Wir ließen die Hälfte unsrer Mannschaft unterm Gewehr, die andern schikten wir zurük. Die Offiziers machten viel Patroullen, und wo sie einen Haufen antrafen, wurde er zerstreuet. Die Feinde wichen sogleich zurük, so wie sie nur sahen, daß unsre Leute eine Bewegung mit dem Gewehre machten. So geringfügig dieser Vorfall auch war, so machte er uns doch sehr behutsam, und wir arbeiteten nun gemeinschaftlich an allen zur Vertheidigung nöthigen Anstalten. Wir entschlossen uns dabei nur stets Vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, da wir keine Ordre zum Gegentheil hatten, und die Lage bei solchen Ex-

peditionen außerordentlich kritisch ist; denn in Indien misset man das Betragen eines ehrliebenden Soldatens nach einem ganz andern Maßstabe, als bei uns in Europa. Näheren Nachrichten zu Folge wird der Krieg hier nicht ausbrechen, und wir werden also zum Glük der Menschheit keine Gelegenheit haben unsern deutschen Muth hier zu zeigen. *) Künftig werde ich Ihnen mehr von allem, was ich hier merkwürdiges sehe und beobachte, schreiben. Jezt bin ich meinem Körper Erholung schuldig. Die Hizze ist hier so drükkend, daß ich nicht im Stande bin anhaltend über einem Geschäfte zu bleiben. Sie können sich wohl vorstellen, w. F., daß es im 5ten Grad S. B. und 138ten Grad der Länge sehr warm seyn muß; besonders für einen, dem die Kälte unsrer thüringischen Waldgegenden wohl behagte. Ich fühle nur allzu gut, was

*) Der König von Booni hatte bereits Frieden mit der Kompagnie gemacht, und um nichts gebeten, als daß man einen andern Gouverneur nach diesen Besizzungen schikken möchte.

A. d. H.

das Klima für einen mächtigen Einfluß auf den Körper und Geist hat. Indessen hoffe ich mich bald an das hiesige Klima zu gewöhnen und durch die ordentlichste Lebensart und sorgfältigste Diät, die in meinen Umständen nur möglich ist, die Spannkraft der Seele zu erhalten.

Poelocombo, den 27sten Febr. 1790.

Ich endigte meinen lezten Brief mit der Erzählung eines feindlichen Anfalles, über den wir jezt alle lachen. Den 10ten Jan. fing der Resident Baron von Diemar an den Zehnten einzusammlen, welchen die Kompagnie von allen maccassarischen Ortschaften (oder Negereyen) hier zieht. Ich wollte dieses Geschäfte mit ansehen und ritt nebst einigen unsrer Offiziers und unsern Bedienten mit. Das Gefolge des Residenten bestand aus seinem Schreiber, dem Dollmetscher, und dem Sergeanten. Zu seiner Bedekkung hatte er 100 Maccassaren mit Hassayaien, und Krissen, nebst zehn bis zwölf Donnerbüchsen oder Musketons bewaffnet, bei sich, und seine besondere Leibwacht aus 8 seiner Leibsklaven, davon einer seinen alten heßischen Espponton mit einem roth mit goldnen Tressen besezten Futteral trug, 6 davon waren mit Panzerhemden versehen, die sehr schwer sein mußten,

weil sie von lauter aneinander gesezten Ringen, die vierfach übereinander lagen, gemacht waren. Die ganze Bedekkung war außer ihrem Anführer und der Leibwache zu Fuß. Wir machten ohngefähr alles zusammengenommen gegen zwei hundert Köpfe aus. Wir hatten uns für unsre Personen mit einem guten Frühstükke und einigen Krügen Wasser versehen. Ehe ich aber weiter in meiner Erzählung fortgehe, muß ich Ihnen erst sagen, was es mit dem Zehnten, welchen der Resident jezt erheben wollte, für eine Bewandniß hat. Alle unter der Kompagnie stehende maccassarische Ortschaften müssen derselben den Zehnten von ihrem eingeerndteten Reis abgeben. Diesen Reis haben die Maccassaren unter ihren Häusern in Büschels zusammengestellt, und jede Haußhaltung giebt alsdann das Quantum ihrer Erndte an. Der Resident schäzt es nebst seinen Kommittirten, hält er die Angabe für richtig, so wird sie sogleich in die Liste eingetragen; wo nicht, so läßt er den Vorrath in der Geschwindigkeit nachzählen, und wenn die Aussage falsch befunden wird, so straft er. Da man schon nach dem Ertrag von vorigen Jahren

die Berechnung gemacht hat, wie viel ieder Reis liefern muß, so macht der Resident seine Forderung sogleich darnach.

Indem wir das Dorf Tekko paßirten, sahen wir auf einmal eine Menge bewaffneter Buginesen heraustreten, unter denen wir einen für den Anführer hielten, weil er eine weiße Kappe auf dem Kopfe hatte, und zwei Krisse führte. Wir hatten uns schon ziemlich an den Anblik bewafneter Einwohner gewöhnt, weil wir noch keinen unbewaffneten gesehn hatten. Indessen trat ein Theil dieses bewaffneten Trupps wieder zurük, und wir ritten längst der Regerey auf einem schmalen Fußpfade nebst dem Residenten dicht hintereinander. Als wir an den stehengebliebenen Anführer kamen, der wirklich ein buginesischer Prinz war, so kam diesem auf einmal die Wuth an, seine beiden Krisse zu ziehen, zu Tandakken (kriegerische Sprünge zu machen) und war im Begriffe auf uns anzufallen. Wir hielten die Bewegung dieses Menschen für eine Freudensbezeugung, ritten gelassen an ihm vorbei, und sahen uns nach ihn um.

Der Resident ritt nebst mehrern Maccassaren auf ihn zu und auf einmal sahe er sich gezwungen seiner Wuth, die jezt noch nicht aufs höchste gekommen war, Einhalt zu thun. Er ergriff eine Hassayei von einem seiner Begleiter, und schwang sie, so wie sie es gewöhnlich in ihren kriegerischen Tänzen thun. Der Resident erklärte uns nachher die Absicht dieses Prinzens und die Gefahr, die uns bevorgestanden habe. Er erzählte, daß ein Maccassar aus unserm Gefolge auf die wüthenden Drohungen dieses Prinzens, die er in malayischer Sprache ausstieß, und die eine Ausfoderung an die elenden Holländer (womit er uns meinte) seyn sollte, zu ihn getreten, und ihm gesagt habe: diese fremden Holländer halten dich nicht für werth, dich anzuhören, komm heraus, es mit mir auszumachen, wenn du Herz hast; da er aber gemerkt, daß der Resident der Prinzeßin von Tekko habe Nachricht geben lassen, so habe er sich seiner Leichtfüßigkeit bedient und sei verschwunden. Die Prinzeßin war ungehalten über das feindliche Betragen ihres Anverwandten, oder schien es vielmehr nur zu seyn, sie erklärte ihn vogel-

frei, und zu noch größerer Satisfaction sezte sie zum Scheine einen Preiß auf seinen Kopf, der gute Prinz war aber, so wie es mir vorkam, schon in Sicherheit. Solche kleine Vorfälle waren Beweise von der bösen Absicht der Buginesen, wir hielten daher gute Wache und suchten auf alle mögliche Art und Weise zu vermeiden, daß unsre Soldaten nie in die Negereien giengen, um alles zu vermeiden, wo wir ohne Befehl der Regierung Gewalt auf der Stelle würden gebraucht haben, welches schwere Verantwortung hätte nach sich ziehen können.

Wir haben uns in unserm Bambushauße nun schon so ziemlich eingerichtet und sind ganz gut logirt. Der Resident hat die meisten Kammern unsrer Wohnung, die sonst keine andere Bekleidung als Mörtelleimen oder Kalk haben, mit großen Teppichen behängen lassen. Es schläft sich kühle in solchen Häusern, und sie können auch mit einiger Sorgfalt reinlich erhalten werden, wenn sich Insekten und andere Thiere nicht gar zu sehr schon eingenistelt haben. Ich habe mir vorgenommen, nach Ihrem Vorschlage al-

les nach Forsters Methode (mit dessen philosophischen Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt, Sie mir ein sehr schäzbares Geschenk gemacht haben) aufzuzeichnen, und ich hoffe bei meiner Zurükkunft ans Vorgebürge der guten Hofnung Muse genug zu finden, Ihnen etwas vollständiges über meinen Aufenthalt in Indien liefern zu können. Ich will Ihnen jezt eine kleine Beschreibung machen, wie ich meine Tage hier durchlebe.

Ehe noch die Sonne aufgeht, so sezze ich mich auf mein Pferd, das ein maccassarisches Hartebeest-Pferd ist (so heißen hier die Pferde, die zum Parforcejagen der Hirsche abgerichtet werden) und reite längst der See, wo ich eine schöne Aussicht nach der Insel Salayer, die sieben Meilen von hier liegt, habe; auf dieser Insel hat die Kompagnie ebenfalls einen Posten, und am Ende derselben liegen die Pouceronen, der Durchgang der Schiffe, die nach den Molukken gehen; oder ich mache einen Spaziergang in das nächste Buschwerk mit meinem Gewehr, oder sammle Pflanzen. Nach Son-

nen-

nenaufgang komme ich nach Hause, frühstükke und lese; ist die Wärme nicht zu groß, so suche ich am Strande bei der Ebbe Muscheln, oder fange Schmetterlinge. Um 11 Uhr ist die Wärme schon so unausstehlich, daß man sich in seine Wohnung zurükziehen muß und hier bringen wir unsre Zeit mit Gesprächen hin, bis zum Mittagsessen, das wir bei dem Residenten einnehmen. Nach diesem, wenn ich eben nicht aufgelegt bin nach der indischen Mode ein Nachmittagsschläfchen zu machen, nehme ich eine Handarbeit vor, als Muscheln zu puzzen, Pappillons aufzuspannen, Pflanzen zu troknen und dergl. Mit Sonnenuntergang gehen wir meistens zusammen spazzieren, oder baden uns im nächsten Fluß. Nachher lese ich, oder spiele beim Residenten, wo wir zu Nacht essen, eine Parthie L'hombre mit. Wenn wir um 10 Uhr von dem Residenten weggehen, so wird zuweilen noch ein kleiner Spazziergang gemacht, um das Tandakken (tanzen) der Mädchens mit anzusehen. Dieß ist die Beschreibung eines gewöhnlichen Tages, wo nichts dazwischen kömmt, als z. B. das Exerzieren, eine große Jagd, oder

eine Lustfahrt zur See, mit der Jacht des Residenten. Wenn Schiffe vorbeifahren, so unterlassen wir nicht sie zu besuchen und uns nach vaterländischen Neuigkeiten zu erkundigen. So sind kürzlich 6 Schiffe nach Banda, Amboina und Ternate, nebst zwei Kriegesschiffen, die ebenfalls nach Ternate bestimmt waren, hier vorbei geseegelt. Wir erfuhren erst nachher die Absicht ihrer Reise, und glaubten dazumal sie wären bestimmt in die Bucht von Boni zu gehen, um den König von Boni zu zwingen, in sein Land zurükzukehren.

Den Geburtstag unsers Herzogs, der den 11ten Februar einfällt, suchten wir hier so viel als es unsre Lage erlaubt, feierlich und frölich zu begehen. Der Resident war davon benachrichtigt, und hatte alle Könige, die unter ihm stehen, beordert, an diesem Tage zu erscheinen. Mit frühen Morgen wurden aus dem Fort 13 Kanonenschüsse gethan. Nachher kam der Resident in seinem Gallakleide zu uns, um uns Glük zu wünschen. Wir begaben uns darauf in unserm militairischen Ornate zu ihm und stats

teten ihm unsre Danksagung ab. Er hatte eine Art von einem großen Zelte aufrichten lassen, und bewirthete uns darunter mit Chokolade, Liquers, und allerhand Bakwerk. Auch die macassarischen Könige legten ihre Glükwünsche ab; ohnerachtet sie sich keinen Begriff von unsern Prinzen, und Deutschland, machen können, weil sie blos von Hollandia und Kompagnia wissen, und nur noch zur Noth, daß ein König da ist, den sie Krein (König) nennen. Der Vormittag verging ganz artig. Der Resident gab uns ein artiges Traktement, nach diesem lies unser Kommendant das Bataillon ausrükken, welches von einem Kapitän und zwei Lieutenants kommandirt, vor dem Zelte aufmarschirte, und bei der Gesundheit unsres Herzoges, der Herzogin, des Prinzen und der Prinzeßin von Oranien, und zulezt aller treuen Anhänger der Kompagnie, jedesmal eine Salve gab. Alle Anwesenden begleiteten diese Gesundheiten mit einem lauten Hussah! welches bei der lezten Gesundheit am stärksten erschallete, da sie davon die deutlichsten Begriffe hatten. Das Erstaunen und die Verwunderung der Inn-

länder über unser sehr gut geordnetes Bataillon und das regelmäßige und egalfeuren desselben, war sehr groß. Sie sahen uns für eine ganz andre Art Leute an, als diejenigen, die zeither bei ihnen gewesen waren und trachteten uns ihre Achtung und Ehrerbietigkeit auf alle Art zu bezeugen. Es versteht sich, daß unsre Soldaten auch Theil an diesem für jeden braven Würtemberger so frölichen Tage nehmen musten. Ohnerachtet nur 120 Mann vom Regiment Würtemberg da waren, und die übrigen eigentlich Kompagniessoldaten sind, die man unserm Kommando anvertraut hat, so gaben wir heute an jeden doppelte Portion Brantewein, und 3 Hirsche nebst einen Büffel; und gegen hundert Flaschen mit Sayawer waren aller Antheil. Wir Offiziers saßen nebst dem Residenten unter dem Zelte, welches aus einem sehr großen ausgespannten Strohseegel bestand, in einem Zirkel herum, und sahen das Tandakken der Könige mit an, die eine Art von Eid ablegten, daß sie der Kompagnie treu bleiben, den Residenten schüzzen, und uns behülflich seyn wollten.

Ich will versuchen Ihnen von den Tänzen oder Tandakken dieser Könige, ihrem Staate, Anzuge und Waffen eine kleine Beschreibung zu machen. Der ansehnlichste unter diesen ist der König von Bonthain. Sein Land liegt längst dem Strande dieser Küste und erstrekt sich ohngefähr 6 Meilen in die Länge, und zwei bis drei in der Breite. Er kam den Abend vorher auf seinen Fahrzeugen hier an, und hatte gegen 200 Begleiter bei sich. Er selbst war an dem heutigen Tage auf folgende Art gekleidet: Die Hosen waren von seidnem Zeuge, und giengen herunter bis auf die Waden; an den Füßen hatte er eine Art von Sohlen mit Schnüren befestigt. Sein Unterkleid war von Brocad und reichte bis an die Knie; in der Mitte war es mit einer Schärpe von feiner Seide umwunden und darüber trug er eine Art von Talar, ebenfalls von gewirktem Stoffe. Um den Kopf hatte er ein Tuch, fast in der Gestalt einer polnischen Mütze gewunden, das sich hinten herab über die Schulter in zwei gleiche Streifen endigte. Von den Ohren an, bis unters Kinn war ein seidnes Tuch mit goldnen Franzen gebunden,

welches ihm ein fürchterliches Ansehen gab. An der rechten Seite hatte er in seinem Gürtel, der von Goldbrocad war, ein Sondri, mit einem äußerst fein gearbeiteten Griffe, und an der linken Seite einen Kriß, ebenfalls von Gold; auch hatte er eine kleine Dose von Silber mit einer einige Ellen langen silbernen Kette an sich hangen, in welcher er ordinären Tobak zum kauen bei sich führte. Ich versichere Ihnen, daß er ein ganz artiges Ansehen hatte, ob er mir gleich in seiner gewöhnlichen Kriegesrüstung besser gefällt, als in dieser einem Theateranzuge so ähnlichen Kleidung. Seine Begleitung bestand aus seinem Bruder, und einigen anverwandten Prinzen, davon einer sein sehr schönes Siriskästchen, ein anderer einen hölzernen Schild, und eine große Art von Hassagaien, wieder andere einen Spuknapf von Kupfer sehr stark verguldet; einen irdenen Krug mit einem silbernen Dekkel, worinnen Wasser war, und dergl. trugen. Alle hatten Krißе; die meisten auch Hassagaien, und saßen hinter ihn auf dem Boden, er selbst saß auf einem Stuhl beim Residenten. Er hatte einige sehr schöne Ringe an den Fingern, die

er aber nicht sonderlich liebt. Auf diese Art waren alle die andern Könige auch gekleidet, nur daß ihr Anzug weniger kostbar, und ihre Begleitung nicht so zahlreich war. Der Sondri ist ein Gewehr, dessen Klinge ein Schuh und 6 8 Zoll lang, vorne gegen drei Zoll breit ist und gegen den Griff, der ohngefähr 7 Zoll lang und äußerst fein gearbeitet ist, immer schmäler zuläuft. Die Innländer sezzen einen großen Werth auf die seltne Art des Damasts, der auf allen ihren Klingen ist, und so war die Sondriklinge des Königs von Bonthain auch sehr schön damascirt. Hassagaien giebt es mehrere Arten, die, welche zum Staat getragen werden, sind mehrentheils so: an einer 8 Fuß langen Stange, die im Durchmesser 8 Linien, oft einen Zoll hat, stekt oben eine eiserne Spizze, ohngefähr 8 Zoll lang und einen starken Zoll breit, diese ist auf beiden Seiten scharf, und in der Mitte gegen 6 Linien dik. An dem untern Ende der Stange ist ein Büschel Haare befestigt. Sizt der Maccassar zu Pferde, so hält er die eiserne Spizze, die in einer Scheide stekt, zwischen den Zehen, und der untere Theil ist in die Höhe gekehrt; und giebt

einen artigen Anblik, indem ein Hassagai auf diese Art getragen, wie ein türkischer Roßschweif aussiehet. Die Stangen werden von einem besondern Holze gemacht, welches man deswegen das Hassagaienholz nennt. Der Haarbusch, welcher unten an der Stange der Hassagai einen Schuhbreit von ihrem Ende sizt, ist von dem Schwanze eines tatarischen Büffels (Bos grunniens des Lin. oder des grunzenden Ochsens des Pennants) dessen Schwanz sehr schön, und wie die glänzendeste Seide ist. Sie kommen aus Thibet und werden von den Chinesen, die sie schön scharlach roth zu färben wissen, hier an die Küste zum Verkauf gebracht. Nur die Großen des Landes bedienen sich dieser Verzierung, die Hassagaien der Gemeinen sind simpel und ohne Zierde. Manche Hassagaien haben zwei Spizzen auf der Seite und eine kleinere starke in der Mitte, auch an diesen ist weiter keine Verzierung. Der Schild dient den Maccassaren blos zum Zierrath.

Nun zur Beschreibung des Tandakkens.

Der Resident gab dem Könige von Bonthain ei-

nen Wink und sogleich trat er in die Mitte, hielt an seinen vor sich stehenden eingebildeten Feind eine Anrede, drohete ihm, gerieth in Eifer, zog seinen Sondri und führete mehrere Hiebe nach seinem Feinde, alles in abgemessenen Bewegungen und Sprüngen. Nach und nach gerieth er in eine ausserordentliche Wuth, seine Stimme wurde immer stärker, man vernahm nur noch einzelne Worte, bald darauf nur noch abgebrochene gräßliche Töne, seine Kleidung gerieth in Unordnung, aber er bemerkte es nicht, die Worte, die er sprach, waren Versicherungen von Treue gegen die Kompagnie und Verwünschungen und Drohungen gegen ihre Feinde. Seine Wuth erstieg den höchsten Grad, und er kam dabei ganz ausser Athem, man mußte ihn durch den Dollmetscher halten lassen. Keuchend sezte er sich auf seinen Stuhl, sahe ganz blaß aus, uud der Schaum stand ihm vor dem Munde. Eine solche erstaunliche Wirkung des Affekts habe ich noch nie gesehen. Alle andere Oberhäupter machten es nun nach ihrem Range eben so, nur einer wes

niger gut als der andere, je nachdem er Feuer, und Gewandheit des Körpers hatte.

Ich sahe mit äußerster Aufmerksamkeit gegen 60 Innländer so schwören und Tandakken. Es war nun Abend geworden, man fieng an den Plaz zu erleuchten. Cheridons und Leuchter waren aus einem Stükke, nehmlich einem Pisangstrunk, in den man einen Span mit einer fettigen Materie bestrichen stekte; zwanzig solcher maccassarischen Kronleuchter gaben ein ziemlich helles Licht. Nun erschienen 6 Tänzerinnen, die weiß angestrichen, und sehr nett gekleidet waren, sie trugen Fächer in der Hand, und auf dem Kopf eine Verzierung, die nicht übel ließ. Ihre Kleidung war roth, und um den Leib trugen sie einen silbernen Gürtel, die älteste war 15 Jahr alt, und die jüngste ohngefähr 6 Jahr. Sie tanzten allein, und machten allerhand Figuren und Beugungen mit ihrem Körper, alle sechse so egal und gleichförmig, daß unsre besten Tänzer es ihnen schwerlich nachthun würden. Die Musik zu diesem Ballet wurde auf einer Trommel, die die Ge-

stalt eines länglichten Fäßchens hatte, und einen kupfernen Bekken, auf welches man mit einem hölzernen Klöpfel, der mit Leder überzogen ist, schlägt, gemacht. Nur der Resident, und die ansehnlichsten Könige dürfen eine schnarrende Trompete in ihrem Gefolge haben.

Auf eine seltnere Art ist wohl noch nie eines deutschen Fürstens Geburtstag in einer so entlegenen Weltgegend gefeyert worden. Wir waren indessen sehr zufrieden mit der guten Bewirthung und bezeigten dem Residenten unsern Dank. Selbst den folgenden Tag dauerten diese Lustbarkeiten noch fort, und nun kamen noch die Hahnengefechte hinzu, die aber ganz mittelmäßig waren, da die Maccassaren nicht so große Liebhaber davon sind, als die Javanen. Unser javanischer Fähndrich und einige seiner Untergebenen brachten sehr gut abgerichtete Streithähne zum Vorscheine, die sich mit ihren am Sporn befestigten Lanzetten tödtlich beschädigten. Auf den 8ten Merz, als den Geburtstag des Prinzen von Oranien, wurden wir Gelegenheit haben, alle diese Lustbar-

keiten noch einmal mit anzusehen. Ich will Ihnen w. F. nun noch eine Beschreibung von den Hirschjagden der Maccassaren machen. Längst dem Strande erheben sich mehrere Gebirge, die mit den besten Arten von Laubholz bedekt sind, und der Aufenthalt von zahlreichen Heerden von Rothwildpret, wilden Büffels, Schweinen ꝛc. sind. Die Art, wie die Maccassaren die Hirsche jagen, ist viel beschwerlicher als unsere Parforcejagd, aber dem Landmanne nicht so schädlich. Der Maccassar zeigt hier sein Feuer im vollkommensten Grade, und die Leidenschaft für diese Jagd ist so groß, daß der, der etwa beim Jagen das Unglük hat, den Hals zu brechen, in ihren Augen den Tod des Helden stirbt. Alles kömmt bei dieser Jagd darauf an, daß die Pferde gut abgerichtet sind. Der Jenniny, (Vorsteher, oder Schulze, wie es bei uns heissen würde) einer im hiesigen Distrikte liegenden Negerey, ist dazu bestimmt, um die Anordnung dieser Jagd zu machen. Den Tag vorher wird der ganze Wald im Umkreis von 2/3 Stunden mit einer Leine von Schilf,

an der unzählige flatternde Büschel hängen, umgeben, das scheue Wild hält sich alsdann ruhig in dieser Umstellung. In der Mitte dieses Waldes wird ein freier, und so viel als möglich ebener Plaz ausgesucht, hier erbauen sie auf einem vier Fuß hohen Gerüste eine Hütte von Bambus ohngefähr 7 Fuß hoch, zu dem eine Treppe ebenfalls von Bambus führt, diese Hütte ist mit einem Dache von Schilf bedekt, und das ganze Jagdhauß ist in Zeit von einer Stunde fertig. Des Morgens vor Sonnenaufgang ritten wir auf einen solchen Plaz, der Oberjägermeister, oder der gedachte Jenniny empfing uns am Eingange des Waldes und führte uns in möglichster Stille auf einem kleinen Fußsteige hieher, wo wir uns ruhig auf das Jagdhauß sezten. Wir trafen gegen 50:60 Maccassaren an, die die schönsten und muthigsten Pferde ritten, jedoch ohne Sattel, blos mit einer Dekke. Jeder Reiter hatte eine Stange, an deren Ende eine Schlinge war, wovon das Ende um den Hals des Pferdes befestigt war. Eine Anzahl zu Fuß gehender Maccassaren trieben nun von einem Ende des Waldes mit dum-

pfen Geschrei, und Klappern, das Wild gegen diesen Plaz, die Reiter hatten sich zu zwei, oder drei an dem Ende des Plazzes in verschiedener Entfernung gestellt. Nun erschien ein Hirsch und suchte im vollen Rennen über den freien Plaz zu kommen, aber das schnell eilende Pferd blieb ihm stets an der Seite, und um nichts bekümmert als dem Hirsch zu folgen, sezte es über Stok und Stein. Der Reiter hielt seine Stange vorwärts und warf die Schlinge dem Hirsche übers Geweih. Der Hirsch riß daran, und plözlich zog das Pferd rükwärts und war nicht von der Stelle zu bringen, bis die Schlinge ganz zugezogen war. Oft geschieht es, daß zwei zugleich einen Hirsch fangen, denn beim Anblik eines Hirsches sezzen sich alle Reiter in die schnellste Carriere. Der Hirsch weis nicht wo hinaus, und es geht alles bund durch einander herum. Dort stürzt einer, hier springt der Hirsch über ein Pferd, und giebt mit seinen Läufen dem Reiter einen Schlag, daß er fällt, demohnerachtet wurde der Hirsch gefangen. Sobald der Hirsch in der Schlinge fest war, ritten die Fänger nach uns zu, der Stolz des Pferdes, die

Freundlichkeit des Maccassars, und die wunderlichen Wendungen und Sprünge des armen Gefangenen, gaben einen artigen Anblik. Der Fänger erwartete nun den Wink des Residenten, sogleich sprang er von seinem wiehernden Rosse, kapte dem Hirsch mit einem Clebam (Art von Küchenmessern) die hintern Flechsen ab, riß ihn beim Geweih zu Boden, und schnitt ihm die Kehle ab. Es waren ausgehöhlte Bambus bei der Hand, um den Schweiß aufzufangen. Die Könige, die nicht selbst mit ritten, die Vornehmsten und der Fänger, thaten jeder einen guten Schluk von diesem warmen Schweiß, lezterer gab das Ueberbleibsel an sein Pferd, und bestrich ihm die Nase damit: durch ein lauttönendes Wiehern gab jedesmal das Pferd seinen Sieg und Freude zu erkennen. Der Resident und wir machten den Fängern ein Geschenk an Gelde, um sie anzufeuern. Die Schlinge wurde nun losgemacht und der Reiter begab sich wieder an einen guten Standplaz, die Uebrigen hatten sich indessen auch wieder ihre Plätze ausgesucht, und das Treiben fing von einer andern Seite her an. Wir aber machten uns über den getödteten Hirsch

her, zerlegten ihn und auf Bambusrosten wurde alles in großen Stükken gebraten: das Herz wurde roh mit etwas Pfeffer von den anwesenden Königen und ihren Statthaltern verzehrt. Mir kam dieses sehr blutgierig vor; indessen ist es sicherlich die Leidenschaft für eine Jagd, die mit so viel Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden ist, welche die Maccassaren zu diesem widerlichen Gebrauche verführt.

Während daß wir mit der Zubereitung unserer Mahlzeit beschäftigt waren, fuhren die Jäger unermüdet fort zu jagen. Jeder Hirsch, der gefangen wurde, gab uns neue Scenen, die Veränderung und Abwechselung war gros; wir hatten gegen zehn Hirsche, das rascheste Pferd hatte drei gefangen. Obige Art des Schweißtrinkens und Herzessens ward bei jedem wiederholt. Der Mittag war darüber herbei gekommen, und die Hizze sehr gros. Alles lagerte sich nun hier im Schatten, auch die Reiter ließen ihre Pferde weiden, und setzten sich nieder, um einen Theil ihres Fanges mit zu verzehren. Palmwein, der in ausgehöl-

ten Bambußen von 6 Fuß lang verwahrt war, war ihr und unser Trank, ein mit Pfeffer und Salz gebratenes Stük Hirschfleisch, nebst einem Pisangblatt voll Reis, unsre gemeinschaftliche Mahlzeit. Noch nie habe ich den Stand der Natur so gut beobachten können, als hier, und ich hätte diese Mahlzeit mit keiner vertauscht, die auf unsern europäischen Jagden und Jagdschlössern oft gehalten werden.

So roh hingeworfen, als wir unser Wildpret verzehrten, ist auch diese Beschreibung. Ich verweise Sie, T. F. immer auf die Ausarbeitung! Gott weis, ob ich je Muse und Zeit dazu erlange! Ich sehe noch keine Aussicht bald wieder zurükzukommen und Niemand kann errathen, ob wir hier eine feindliche Expedition unternehmen werden oder nicht. Indessen ist das Schiff, auf welchem wir hieher kamen, beordert, ohne uns nach Maccassar zu seegeln, und da im April und Mai keine Schiffe können herüber kommen, so bleiben wir allem Anschein nach, noch ein ganzes Jahr hier. Mir ist es gleichgültig. Ich habe mir

den Plan gemacht, einen großen Theil dieses Eilandes zu durchreisen, wenn die Buginesen erst friedlicher gesinnt seyn werden, und ich der Sprache mächtiger bin. Gegenwärtig verstehe ich schon etwas von der malayischen Sprache, diese hat aber so viele verschiedene Mundarten, man spricht hier wohl dreierlei derselben, so daß es Mühe kostet damit fortzukommen. Dollmetscher giebt es wenig, als alte Soldaten, die sich nicht rühren können, und froh sind, wenn sie auf ihrem Stuhle bei einem Glaße Sagawer ruhig sizzen bleiben dürfen; die jungen Soldaten sind Neulinge in der Sprache.

Samarang auf Java's, Ost-Küste, den 6. Okt. 1790.

Ich habe Ihnen, m. w F. in meinem Schreiben vom 2ten August d. J. berichtet: daß wir eher, als wir vermuthet hatten, von der Küste von Celebes abgerufen, und hieher sind verlegt worden. *) Gegenwärtig verfolge ich den Lauf meiner Erzählung, und fange damit an, Ihnen eine Beschreibung des Ortes unsers jezzigen Aufenthalts zu machen. Samarang ist ein ganz artiges Städtchen, das in einer Entfernung von einer halben Stunde von der See an einem Fluß liegt, der hier durch einen Kanal geleitet wird, und auf welchem alle Fahrzeuge aus- und einlauffen. Die Stadt ist mit niedrigen Mauern umgeben. An der Seeseite hat sie den obgedachten Fluß, der hier in die See fällt, und mit tausend kleinen Fahrzeugen angefüllt ist, auf welchen die Chinesen, Javanen, Maccassarn, Kaffee, Zukkerrohr, Spanischrohr, Baumwolle, allerhand Arten

*) Dieser Brief ist verlohren gegangen A. d. H.

von indischen Zeuge u. s. w. ab, und zuführen; die artigen und lustigen Gesänge der Ruderer vermehren dies angenehme Schauspiel. Die Rhede ist indessen beinahe noch zwei Stunden von dieser Stadt entfernt, und die Fahrt von daher ist langweilig und beschwerlich. Der Strand ist seicht und morastig, Millionen von Muskiten haben des Tags über ihren Aufenthalt in den stehenden Lachen, sie werden begierig von einem großen Vogel, der unter dem Namen von Domine bekannt ist, erhascht. Bei Sonnenuntergang aber stürzen sie sich in die Stadt, wo sie Menschen und Thiere in ihren Schlafstätten aufsuchen, und unbarmherzig quälen. An der Südseite ist der chinesische Campong, wo einige hundert Familien dieser Nazion wohnen. Vorher kommt man an einen großen Markt, auf welchem diese häßlichen Geschöpfe, Gemüse und Obst, nebst Blumen aller Arten feil haben. An der andern Seite sizzen die Innländer, mit ihrer Handarbeit, baumwollenen Strümpfen, Kleidchens u. s. w. Einige hundert kleine Krämerbuden, in welchen Porzellan, seidene Zeuge, und alle Arten von

chinesischen Waaren ausgelegt, und aufgepuzt sind, bilden hier vier Gassen, die einen sehr artigen Spazziergang machen. An der West- und Ostseite liegen mehrere javanische Campongs, und an der Nordseite führen verschiedene elende Gärten nach dem Strande. Die Straßen sind regulär und die Häuser ganz artig, doch nicht von auffallender Bauart. Alle haben hohe Zimmer, und sind meistens mit einer Art von Vorsaal versehen, der in der Mitte des Hauses befindlich, wenig Luft hat, aber sehr kühl ist. Die hiesige Kirche, die man mit grossen Kosten erbauet hatte, ist bereits durch Unwissenheit des Baumeisters wieder eingefallen. Nun bauet ein alter Ingenieur, ein sehr nettes Kirchlein. Es ist nur ein reformirter Prediger hier, aber man hat verschiedene Schulen, besonders eine Schule für Seeleute, die ganz gut sein soll. Die Wohnung des Gouverneurs ist ein zwei Stokwerk hohes, aber verfallenes Hauß, er wohnt daher außer der Stadt, in einer Art von italiänischem Gartenhauße.

Dem Haußgeräthe nach und aller übrigen in-

neren Verzierung der Häuser, an Kupferstichen, Glaswerk, prächtigen Laternen, Spiegel, und dergleichen sollte man die mehresten Bewohner Samarangs und Batavias vor erzreich halten.

Samarang hatte ehedem schöne Alleen; da aber die vielen Bäume den Plaz zu feuchte machten, so wurden sie ausgerottet, und an ihrer Stelle kleine Kanäle längst den Häusern hin angelegt. Aber die Stadt ist hierdurch würklich noch ungesunder als sie vorher war, geworden; weil diese Kanäle bei der Mittagshizze einen entsezlichen Gestank verursachen. Es sind hier zwar einige sehr artige Spazziergänge, nur Schade, daß sie in der guten Jahrszeit durch den unleidlichen Staub, und in der Regenzeit durch den Koth so sehr beschwerlich gemacht werden; außerdem bieten sie dem beobachtenden Spazziergänger, durch das Gewühl so vieler Menschen, verschiedener Nazionen, die hier ihre Krambuden aufgeschlagen haben, eine angenehme Unterhaltung dar. Es giebt außer den chinesischen und javanischen Cam-

pongs auch noch welche, wo Buginesen und Maccassarn wohnen. Die Mohren sind Bürger, und wohnen in der Stadt, so wie ehemals die Chinesen, die aber nun den Mohren haben weichen müssen.

Der hiesige Gouverneur erwieß uns anfänglich alle mögliche Höflichkeiten. Er lud uns öfters zu seiner Tafel, und offerirte uns auch das Schauspiel unentgeldlich zu besuchen. Der Gouverneur hat hier ein eigenes dem Klima ganz angemessenes Komödienhauß auf Subscription bauen lassen. Alle vierzehn Tage, zuweilen auch öfterer wird darinne gespielt. Bis jezt noch sehr elend, nichts ist gut, als die Kleidung der spielenden Personen; desto erbärmlicher Musik, Gesang und Aktion, die Vorstellung eines Trauerspieles ist kaum auszuhalten. Bei Gelegenheit des Geburtstages der Prinzeßin von Oranien hatten wir ein Fest beim Gouverneur. Der Hauptgang des Gartens wurde erleuchtet, und ein chinesisches Feuerwerk abgebrannt; eine Tanzparthie machte den Beschluß dieses Festes, auf welchem es ganz lustig zuging.

Bis dahin hofte ich noch immer, daß wir dieses Jahr noch zu unserm Regimente nach dem Vorgebirge der guten Hofnung würden zurükgehen können. Aber ganz wider unser Vermuthen that uns der Gouverneur zu wissen, daß wir zwar abgehen könnten, aber es wäre kein Schiff da, das uns mitnehmen könne. Der Generalgouverneur ließ uns auch zureden, daß wir bleiben möchten. Wir stellten hingegen die Unmöglichkeit davon vor, und wendeten ein: daß wir, ohne unsre Soldaten bei uns zu haben, nicht hier bleiben könnten; Kompagniestruppen wollten wir nicht kommandiren und Javanen anzuführen, waren wir wegen Unkunde der Sprache, und der hiesigen Sitten nicht im Stande u. s. w.

Auf einmal verlies den Gouverneur seine bisherige Höflichkeit, im gebietenden Tone ertheilte er den Befehl, daß die hundert Mann vom Regimente Würtemberg nebst den nöthigen Offiziers hier bleiben müßten. Da dieses dem Versprecheu, welches man uns zu Batavia gethan hatte, und unsrer Capitulation zuwider

war, so machten wir Vorstellungen dagegen, die aber nicht das geringste fruchteten. Unser Kommendant hatte die Erlaubniß erhalten in die javanischen Oberländer eine Reise zu machen und wir andern Offiziers waren wegen der Veranstaltung, die wir machen sollten, sehr in Verlegenheit. Keiner wollte natürlicher Weise gern hier bleiben. Endlich wurde beschlossen, daß der älteste Kapitän-Lieutenant zurükbleiben, und ich nebst den entbehrlichen Offiziers abreisen solle. Froh, nun so bald als möglich nach Batavia zu kommen, machten wir schon Anstalt zur Rükreise, als plözlich der Gouverneur uns wissen lies, daß wir sämmtlich ihn zum Kaiser von Java begleiten müßten, alle Truppen waren bereits schon marschirt, und mehrere sollten noch nachkommen. Da wir wohl einsahen, daß wir ganz der Willkühr unsers Gouverneurs würden überlassen seyn, überdies keine Soldaten zu kommandiren hatten, so waren wir eben nicht sehr geneigt zu dieser Reise; die Gewalt des Gouverneurs zwang uns indessen sie zu unternehmen; und ich willigte endlich ein.

Am 15ten September trat der Gouverneur

seine Reise an in Begleitung von 50 Mann Infanterie, die beritten gemacht waren, 50 Dragonern, und einigen innländischen Fürsten nebst ihren Leibwachen. Mehr als 400 Javanen, die die Gewehre, Munition, Provision und Bagage der Offiziers und Soldaten trugen und die man Padors nennt, marschierten mit. Da ich weder Pferd noch Padors in der Geschwindigkeit bekommen konnte, so ritt ich nebst drei meiner Kameraden ganz ohne Gefolge am folgenden Tage nach. Dies war sehr erwünscht: denn erstlich, hing es von unserer Willkühr ab, wie wir reiten wollten, und dann hatten wir auch nicht soviel Staub und Unbequemlichkeiten auszustehen, als wenn wir mit dem großen Haufen gereiset wären. Der nächste Posten, auf welchen man von Samarang kommt, heißt Onarang, hier liegt ein Offizier in einem kleinen Fort mit 10=12 Mann. Eine Stunde von Samarang geht es bergauf; die Abwechselung von Berg und Thal, Wald und Wiesenfeldern, bildet die schönste Gegend, die man sehen kann. Auf einer von den Anhöhen hat man die herrlichste Aussicht, die sich

in die See erstrekt. Die Luft ist hier reiner als in den niedern Gegenden. Hingerissen durch das Zauberspiel dieser Naturschönheiten ließen wir uns täuschen und wähnten in Europa zu seyn; ein Pisangblatt voll Reis, und ein gebratener Fisch erinnerten uns an unsern Aufenthalt in Asien. Wir verzehrten indessen unsre Mahlzeit ruhig und weideten uns dabei an dem Anblikke dieser schönen Landschaft. Der Offizier, welcher zu Onarang kommandirt, ist ein Hesse von Geburt, er empfing uns sehr freundlich und wir genossen bei ihm viel Erquikkung. Nachmittags machten wir uns wieder auf den Weg; wir musten noch 6 Stunden reiten, um dem Gouverneur nachzukommen. Im Anfange ging es ziemlich rasch; als wir aber in jene bezaubernde Gegend kamen, die den schönsten vaterländischen Landschaften nichts nachgiebt, verging uns mit einemmale der Eifer den Gouverneur einzuholen: wir waren sämmtlich geneigt uns dieses reizende Vergnügen nicht zu schnell zu entziehen, sondern dasselbe vielmehr so lange als möglich zu genießen. Am Abhange eines Berges ist eine mineralische Quelle, deren

köstliches gesundes Wasser uns ungemein labete. Einige Klappernußschaalen dienten uns dabei statt der Trinkgeschirre. Schon lange hatte ich nach einem Trunk frischen und reinen Wassers geschmachtet. Samarang hat nichts als Flußwasser, das nicht in Röhren zu Brunnens geleitet, sondern nur so schlechtweg aus dem Fluße geschöpft und in den Häusern etwas gereinigt wird. In meiner elenden Wohnung konnte ich es nicht anders säubern, als daß ich es durch ein Tuch lauffen lies, matt blieb es immer. Nachdem wir uns hier zur weitern Reise gestärkt hatten, sezten wir unsern Weg fort. Nie hat mir ein Weg besser gefallen als dieser, die Straße, welche sehr gebahnt ist, geht bald Berg an, bald Berg ab über die schönsten Hügel, und durch die angenehmsten Thäler und fruchtbarsten Reisfelder; sie wimmelt von Menschen und man sieht stets bewaffnete und unbewaffnete Innländer, nebst einer Menge Chinesen, die am Wege sizzen und allerhand imländische Eswaaren verkaufen. Hiezu kam noch die kühlere und reinere Luft, die man hier einathmet. Könnte ich hier meine Freunde sehen, oder hätte ich sie in der

Nähe bei mir, so wollte ich wohl meine Hütte hier aufschlagen! Nachdem wir uns zulezt noch lange an dem prächtigen Schauspiel des Untergangs der Sonne geweidet hatten, so trieben wir nun unsre Pferde desto stärker an, um unsern Schlafplaz noch bei Zeiten zu erreichen. Wir kamen noch eben recht, um das herrlichste Gemälde der Natur zu sehen. Meine Feder ist zu schwach, um es zu schildern; als nur eine kleine Skizze hier, die weiter nichts beweißt, als wie groß meine Rührung war. Der Ort, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, heißt Salatiga, es ist hier ebenfalls ein Fort mit einigen Kanonen und 24 Mann Besazzung, die ein Offizier kommandirt. Am Hintertheil dieses Kastells hat der Kommendant ein artiges Belvedere angelegt, wo man eine sehr artige durch die Kunst getriebene Kascade erblikt, diese Aussicht schließt ein auf der Höhe, die sich hier sanft in eine Ebene neigt, stehender Obelisk, zwar nur von Holz, aber hier am rechten Flekke. Weiter herunter sind Springbrunnen von allerlei Arten. Die Gruppen von Gehölze,

und Kaffeesträuchern, die auf Terrassen ruhen, die vergoldeten Balkons, und die verschiedenen Bäume, die theils in Kugeln, theils en eventail gezogen sind, die schlängelnden Wege, die sich an der steilen Seite des Berges hinauf winden, an welchen man eine von der Natur sehr seltsam gebildete Höle siehet, und endlich die rothen Stralen der untergehenden Sonne, die jeden Wasserstrahl der Springbrunnen mit den lebhaftesten Farben erleuchteten. Ringsum diese Scene lagen Felder, die zubereitet waren, um das Reiskorn in ihren Schooß aufzunehmen. Das bunte Gemische der Hügel und Thäler, die großen hochaufgethürmten Felsenmassen, die senkrecht abgeschnitten waren und wie Gewölbe über den Weg hingen; in der Ferne bewässerte Felder und grüne Wiesen, wo ruhig der Büffel sein Abendbrod suchte, und nun noch den auf einer hohen Bergspizze im Hintergrunde diese entzükkende Landschaft aufsteigende Rauch eines feuerspeienden Berges. Denken Sie sich dies alles zusammen, und Sie werden mir es leicht glauben, daß ich ganz entzükt von dieser reizenden Aussicht seyn muste, und starr und stumm

so lange hier stehen blieb, bis die einfallende Finsterniß mich verhinderte, etwas weiter davon zu erkennen, und die Müdigkeit mich erinnerte, bei unserm Wirth, der ein Hannoveraner war, die Ruhe zu suchen. Ein gutes Abendessen erquikte uns aber noch mehr, als eine bequeme Schlafstätte.

Der Ort liegt hoch, und es ist hier in den Nächten so kalt, daß man sich mit einer guten Dekke verwahren muß. Das Wasser ist vortreflich, und das Gemüse, Erdäpfel, Kraut, Sallat u. s. w auserlesen. Ich habe Selleriefelder von 5 Fuß hohen Gewächsen gesehen. Nach Mitternacht sezten wir unsern Weg fort. Die Gegend von Salatiga nach Boujolalu, wo die Kompagnie ebenfalls einen Posten hat, giebt den vorhergehenden wenig nach. Auf der einen Seite des Weges ist eine schöne Ebene mit Reis, Kartoffeln, türkschen Korne, Wunderbäumen, u. s. w. angebaut; auf der andern sind ebenfals Felder, die aber durch Berge bekränzt werden, die mit den schönsten Waldungen

prangen. Um 9 Uhr kamen wir bei dem Kommendanten des Forts, Boujolalu an; dieser Mann, ein guter biederer Holländer, ist schon 32 Jahr hier auf diesem Posten, und hat viel Kenntnisse von der hiesigen Lebensart. ꝛc. ꝛc. Die Aufrichtigkeit des Mannes, der mir als einen Kameraden mit so viel Zutrauen begegnete, gefiel mir wohl, und ich trennte mich nicht ohne Rührung von ihm. Nach einem guten Mittagsmahle sezte ich meinen Weg nach Douracarta, oder Dolov, der Residenz des Kaisers von Java fort. Ich meldete mich bei meiner Ankunft sogleich beim Gouverneur und dem Kommendanten, und erhielt mein Quartier beim zweiten Residenten im Fort. Das Fort, welches so geräumig ist, daß es wohl 1000 Mann fassen kann, ist ziemlich gut befestigt; hat einen guten Wall, und einen hinlänglich tiefen Graben. Es gegenwärtig liegen beinahe fünfhundert Mann darinne, die Kanonen waren aufgeführt, und die Schildwachten verdoppelt. Der Gouverneur hatte seine Wohnung in dem Garten des Opperhoofts (so heißt der erste Bediente

der

der Kompagnie, der hier das Interesse der Kompagnie besorgt.) So viel als thunlich war, durchlief und durchritt ich die nächsten Gegenden. Ich besuchte einige Zukkermühlen, auch eine außerordentliche schöne Wasserleitung, die auf einer, an manchen Orten zwanzig Fuß hohen, und vier Fuß breiten Mauer bis in des Kaisers Wohnung geführt ist. Auch besahe ich die in Stein gehauenen Bildsäulen ihrer berühmtesten Helden ꝛc. Ich hoffe die Abzeichnung dieser Statüen Ihnen künftig mittheilen zu können. Die außerordentliche Menge von Menschen, welche durch die gegenwärtigen Händel jezt hier versammlet waren, verbot mir weite Streifereien ins Land hinein zu wagen. Den Kaiser selbst sahe ich in seiner eigenen Wohnung. Er kömmt zweimal in der Woche aus dem Innersten seines Pallastes, um öffentlich Audienz zu geben und den Uebungen seiner javanischen Prinzen zuzusehen. Der Gouverneur ließ sich an einem solchen Tage bei ihm anmelden, und wurde angenommen. Ein großer viereckichter Plaz von drei viertel Stunden in Umkreis, der mit dem reinsten Kies bestreut, und mit Schranken ver-

sehen ist, ist von einer hohen Mauer umgeben. An der Eingangsseite halten unter Obdächern die javanischen Prinzen mit ihrem Volke und Pferden. An der Seite gegenüber steht die Leibwacht des Kaisers, das Gesicht nach der Mitte des Plazzes gerichtet, in sechs Reihen mit Gewehren oder Piken bewaffnet. In der Mitte des Plazzes stehen zwei große Tamarindenbäume, die mit Geländern umgeben sind, zwischen diese Bäume sezt sich der klagende Javane hin, wenn er seinen ihm verfolgenden Feind entwischt, und hier wird er befragt, und ihm das Gericht verstattet. Hinter dem Plazze, wo die Leibwacht stehet, ist ein Obdach, unter welchem der Kaiser, der Gouverneur und das Opperhooft sizt; niedriger sizzen die Begleiter des Gouverneurs, unter welchen ich mich befand. Der Gouverneur nimmt eine Bedekkung von 50 Mann mit, und die europäische Kaiserswacht, die die Kompagnie dem Kaiser hält, wird an solchen Tagen auch bis auf 50 Mann verstärkt. Es sind Dragoner, die aber den Dienst hier zu Fuße thun; sie sind wohl gekleidet, und ziemlich gut dreßirt. Das Opperhooft meldet dem Kaiser,

daß der Gouverneur da ist, und dann kömmt dieser aus seiner Wohnung heraus, vor ihm her marschirt erst in Rotten seine javanische Wache gegen zwei hundert Mann, theils mit Schießgewehr, theils mit Piken bewaffnet; alle einen Kriß an der Seite, mit den schönsten gearbeiteten Gefäßen von Semilor; die Offiziers tragen Säbel; dann folgt die europäische Leibwacht, und nach dieser 6 europäische Trompeter, die ihm die Kompagnie zwar giebt, die er aber auf seine Kosten unterhalten muß; sie sind prächtig und reich gekleidet. Sechs Zwerge treten gerade vor dem Kaiser einher, der als Javan gekleidet ist, das heißt, mit halb nakkendem Leib und gelb angestrichen. Um ihn sind gegen 50/60 Mädchens, die seine Reichsinsignien tragen, diese bestehen aus einem Schilde mit Sonne, Mond und Sternen von Brillanten, einem Küssen, worauf ihm etwas präsentirt wird, goldenem Rade und Galgen, u. s. w. Er sezt sich auf einen mit goldgestikten Stuhl unter dem erhabenen Obdache, der Gouverneur sizt ihm linker Hand, neben diesen das Opperhooft, u. s. f. Unter 10000 Menschen,

die nun auf diesem Plazze sind, hört man keinen Laut, nicht einen Athemzug. Endlich kommen zwei gekrochen, die ihm ein kleines Tischgen mit einem prächtigen Sirikästchen und goldnen Spuknäpfchen an die Seite sezzen. Rükwärts kriechen sie wieder weg, und machen ihren Salamat (oder Gruß) mit den Händen, die zusammengelegt vom Boden bis an die Stirne dreimal bewegt werden. Er giebt nun einen Wink, und sogleich fängt sein Reichsverweser an diejenigen ihm untergebenen Fürsten und Prinzen zu nennen, die von irgend einer Ursache abgehalten wurden, nicht zu erscheinen. Nachher fängt das Reiten der Prinzen nach dem Takte der einförmigsten Musik auf dem großen Plazze an. Sie reiten zu zwei und zwei und suchen mit ihren Lanzen, die vorne Knöpfe haben, ihren Gegnern die Müzze vom Kopfe zu stoßen. Der Kaiser reitet manchmal selbst, doch ohne Lanze. Alles nähert sich ihm kriechend; nur die Wachen stehen, alle Uebrigen sizzen auf dem Boden, selbst seine Söhne, Brüder und übrigen Großen des Reichs. Der Kaiser gab uns nach diesem ein Rambukken eines Tigers. Auf einen Wink formirten

ten gegen 6000 Javanen ein Vierek, in dessen Mitte wurde das Behältniß des Tigers gesezt. Man brachte ein hohes Gerüste auf acht Pfeilern gestüzt herbei, wir stiegen hinauf und vor uns standen unten drei Reihen Javanen mit aufgespannten Hahn. Alsdann kam das gedachte Vierek, welches 4 Mann hoch stand; alle hielten ihre langen Piken vor sich. Ein Javan wurde beordert, die Fallthür des Tigerbehältnisses aufzumachen. Das angestekte Feuer ängstigte den Tiger, daß er heraus muste. Langsam, gleichsam tanzend, muste der arme Javane den Plaz verlassen, und wird ein solcher unglüklicher weise vom Tiger ergriffen, so darf er seinen Kriß nicht ziehen, weil der Kaiser gegenwärtig ist. Es war ein gräßliches Schauspiel, das aber für den geschikten Javanen, der seiner Pike mächtig ist, nicht gefährlich ist. Ueberall wo der Tiger suchte durchzubrechen, wurde er mit den spizzigen Piken empfangen; und seinem zähen Leben wurde bald durch tausend Stöße ein Ende gemacht. Der herannahende Abend machte der Audienz ein Ende, der Gouverneur nebst seinem Gefolge begleitete den Kaiser in

seinen Thalm, wo man freier ist, weil hier kein gemeiner Javane hinkömmt. Der asiatische Despotismus, wovon ich hier ein Augenzeuge war, muste mir natürlicher weise sehr auffallen, und unangenehme Gefühle bei mir erwekken. Ich dankte dem Himmel, daß ich ein Europäer, und ein Deutscher war. Es fallen jezt hier allerhand Unruhen vor, die den Ausbruch eines Krieges befürchten lassen. Die Unterthanen des Kaisers, und die des Sultans nekken sich schon hie und da, fallen in einzelnen Parthien in die Negereien, sengen, brennen, morden und verheeren alles was ihnen vorkommt. Von allen diesem ist der Fürst Mangonokara der Anstifter Ich will ihnen hier nur mit wenigen sagen, wie die ganze Sache eigentlich zusammenhängt.

Das Interesse der Kompagnie erfoderte, die Macht des Kaisers von Java zu theilen, und dieses suchte sie dadurch zu bewürken, daß sie ihm einen andern Fürsten auf Java, der der Sultan heißt, entgegen stellte. Der gegenwärtige Sultan und der Fürst Mangonokara führten

in vorigen Zeiten lange mit der Kompagnie Krieg, endlich ergrif der erstere die gescheute Parthie und machte jedoch ohne Vorwissen des Leztern mit der Kompagnie Frieden, die ihn dafür zum Sultan einsezte. Der Fürst, der sich von seinem Bundesgenossen verlassen sahe, verdoppelte nun seinen Muth, um sich sowohl an der Kompagnie, als an dem Sultan zu rächen. Zwanzig Jahre lang sezte er seine Streifereien fort, bis er sich endlich durch allerhand Versprechungen beruhigen lies. Er vermählte sich mit einer Tochter des Sultans, und der Kaiser trat ihm 7000 Familien ab. Obgleich der Fürst durch seine langwierigen Kriege sehr erschöpft war, so hielt er demohnerachtet stets Truppen, die in Friedenszeiten sehr gut geübt wurden. Seine Frau wurde von ihm sehr übel behandelt, sie entfloh, und ihr Vater gab sie einem andern: die Versprechungen wurden nicht erfüllt, und er dadurch zum Misvergnügen gereizt. Er wußte den Kaiser, der erst vor vier Jahren eingesezt ist, und dessen Ernennung mehr als 40 Saks *) gekostet, in seine Parthie zu ziehen

*) Der Sak wird auf Java zu 1000 Thl. oder 1600 Rupien gerechnet. A. d. H.

und beide waren unwillig. Des Sultans Gesundheit stand auf schwachen Füssen, und die Rechtmäßigkeit des Sohnes zur Thronfolge wurde bestritten. Dies war die Ursache der gegenwärtigen Unruhen. Die Kompagnie mußte ihrem Interesse gemäß den Sultan unterstüzzen, und um die nöthige Unterhandlung dieserhalb zu machen, hatte der Gouverneur von Java's Ost-Küste, eine sogenannte Hofreise unternehmen müssen. Er vereinigte auch wirklich am 28ten September den Kaiser und Sultan, durch einen Friedenstraktat; der alte Rangonokasra aber will von nichts wissen, und obgleich der Gouverneur selbst eine Visite bei dem Sultan zu Chulikarta, zwölf Stunden von Solov, abstattete, so war doch alles vergebens, und die Gemüther wurden nur noch mehr erbittert. Da ich befürchtete, daß sich die Sache auf diese Art sehr in die Länge ziehen möchte: so bat ich nebst zwei meiner Kameraden um Erlaubnis, unsrer Gesundheit halber nach Samarang zurükreisen zu dürfen. Wir erhielten sie, und mit großem Vergnügen durchreiseten wir nun die schönen Ge-

genden, die ich Ihnen schon beschrieben habe noch einmal. Um vollen Genuß davon zu haben, nahmen wir uns jezt mehr Zeit, und wendeten fünf Tage zu dieser Reise an, die wir vorher in zwei Tagen zurükgelegt hatten. Kaum waren wir nach Samarang zurükgekommen, als wir es unser erstes Geschäft sein ließen, unsere Sache nochmals dem Gouverneur vorzutragen, welches wir schriftlich thaten. Ich hoffe Ihnen noch von Indien aus mehr zu schreiben. Jezt sehe ich mich genöthigt abzubrechen.

Am Bord des Schiffes St. Laurenz auf der Breite vom Vorgebirge der guten Hofnung d. 14. Febr. 1791.

Da ich vorausſehe, l. F., daß bei unſrer Zurükkunft auf dem Vorgebirge der guten Hofnung mich in den erſten Tagen tauſenderlei Geſchäfte abhalten werden, Ihnen ſogleich zu ſchreiben, ſo will ich hier auf der See einen Brief für Sie fertig machen, den ich ſodann gleich abſenden kann. Aus meinem lezten Schreiben von Samarang werden Sie alsdann bereits erſehen haben, wie es uns in Indien erging; und jezt will ich den Faden meiner Erzählung gleich da wieder anknüpfen, wo ich zulezt ſtehen blieb. Daß wir endlich von unſerm Gouverneur die Erlaubniß bekamen, von Solov nach Samarang zurükzukehren, habe ich Ihnen ſchon geſagt; nun zu meinen fernern Schikſalen. Mit großer Sehnſucht erwarteten wir die Antwort des Gouverneurs auf unſer billiges Anſuchen; endlich kam ſie an, und wir erhielten die Erlaubniß nach Batavia abzugehen. Die Verfügung wurde ſo

gemacht, daß der älteste Kapitän nebst zwei Lieutenants, bei den hundert Mann vom Regimente Würtemberg zurükbleiben, und unser Kommendant nebst vier Offiziers von besagtem Regimente abgehen sollten. Wir waren sehr froh, nichts als die Besorgnis, wie es unsern armen zurükbleibenden Kameraden gehen würde, trübte unsre Freude. Das Schiff, mit dem wir abreisen sollten, mußte von Banda kommen, und da es schon auf Sourabaja war, so konnten wir es alle Tage erwarten. Unterdessen kam auch der Gouverneur nach Samarang zurük; aber er war nun noch viel unfreundlicher gegen uns, und bekümmerte sich gar nicht mehr um uns. Wir wußten die Ursache davon, und ließen uns nun doppelt angelegen sein, den hiesigen Herrns durch unser Betragen deutliche Begriffe von dem Unterschiede zwischen einem Offizier eines deutschen Fürsten und denen Offiziers der holl. Kompagnie in Indien beizubringen. Dies schien uns auch wirklich zu gelingen. Der Gouverneur war endlich noch so gefällig uns ein besseres Schiff zum Transporte anzuweisen, als das war, welches er uns erst geben wollte. Nur war

es uns verdrüßlich, daß wir so lange auf die Ankunft und Wiederabfahrt des Schiffes warten muſten, da die Jahrszeit sich nun änderte, und die östlichen Winde die Schiffahrt in diesen Gewässern erschweren. Indessen suchten wir unsre Zeit hier noch so gut als möglich hinzubringen. Auſſer dem Herren von Bose, der als Kapitän hier stehet, und dessen Freundschaft ich sehr rühmen muß, fand ich noch einen Hrn. von Arnschild, aus dem Hannövrischen hier, der ebenfals Offizier war: auch einen Pfälzer, Namens Abegg, Doktor am Hospital, und einen Offizier, der ehemals Kapitän in würtembergischen Diensten war, und noch mehrere ganz artige Menschen. Die kleinen Clubbs, die sie unter sich hielten, waren unser Abendzeitvertreib. Ich werde immer mit Vergnügen an Samarang denken; nur muß ich mir nicht die Gewalt des Gouverneurs dabei denken, die er uns noch in der lezten Minute fühlen ließ. So bald als das Schiff Schonerloo, auf welchem wir abfahren sollten, auf der Rhede ankam, ließ er uns sogleich befehlen an Bord zu gehen, ohnerachtet wir wohl wußten, daß es vor dem nächsten Mor-

gen nicht abseegeln würde. Dies Schiff war in Banda gewesen und hatte Truppen unter dem Kommando des Majors von Bose, einen Bruder des obgedachten am Bord, die gegen die aufrührischen Oroenesen hatten gebraucht werden sollen. Die Ermordung des Majors, durch einen seiner Korporals auf dem Schiffe, war sicher mit Schuld, daß der Vortheil dieser Expedition so geringe war. Der Major war ein ganz guter Offizier, für indische Soldaten, aber zu rasch und strenge, und dies war die Ursache seines Todes. Ich traf einen Bruder von ihm, der als Lieutenant mit war, auf dem Schiff an. Er war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und hatte dabei ein sehr blödes Gesichte; ich habe wenig Verkehr mit ihm haben können.

Das Schiff war mit Muskatennüssen geladen. Ich gab mir viele Mühe ein vollständiges Exemplar in Arrak aufbewahrt zu bekommen, aber umsonst. Ich sahe nachher ein solches vollständiges Exemplar zu Batavia, und ich fand, wie sie weiter unten erfahren werden, meine Abzeichnung davon sehr richtig.

Den zweiten November hatte ich Samarang verlassen, und war so glüklich bald genug vor diese Jahrszeit nach Batavia zu kommen. Den 7ten des Abends hatten wir das Eiland Edam im Gesichte, und den folgenden Tag kamen wir auf die Rhede. Wir verließen sogleich das Schiff, um noch vor Abends dem General-Gouverneur unsre Aufwartung zu machen. Von da eilten wir zu unsern gemeinschaftlichen Freunde einen Deutschen, den Doktor Sperling, der als Doktor am Buitenhospital angestellt ist. Durch Fleiß und Geschiklichkeit hat sich dieser rechtschaffene Mann ein großes Vermögen hier erworben. Er ist der Arzt des gegenwärtigen General-Gouverneurs und sein Vertrauter. Dieser Freund brachte mir ein Paket Briefe und Bücher von Ihnen, die auf die seltsamste Art, die man sich nur denken kann, in seine Hände gefallen waren. Das Paket und alle Briefe waren erbrochen; und es war damit folgendergestalt zugegangen: der Ueberbringer dieses Pakets war bei seiner Ankunft in Batavia gestorben. Sein Nachlaß wurde öffentlich verkauft, und ohne die geringste Rük-

ficht auf mein Eigenthumsrecht, wurde alles, was das Paket enthielt, Bücher und Briefe mit an den Meistbietenden verkauft *) Ein Offizier der hiesigen Garnison kaufte sie, und erzählte es bei Gelegenheit dem Doktor Sperling. Sogleich kaufte mein Freund alles wieder an sich, und übergab mirs mit der gutmüthigsten Freundschaft. Meine Freude darüber konnte dem braven Manne, der mich so freundschaftlich überrascht hatte, gewis zum besten Dank dienen. Es war mir nicht möglich denselben Abend noch alles mit Ruhe zu lesen; ich blätterte während dem Fahren in der Kutsche alles nur flüchtig durch. Tausendmal prieß ich den heutigen Tag glüklich, an welchem ich diesen herrlichen Fund gethan hatte. Jeden, den ich antraf, erzählte ich den Vorfall, und vergas darüber sogar das ganze empörende Verfahren dabei weiter nachzudenken. Alle Briefe von Ihnen, meinen Geschwistern und andern Freunden

*) Ein neuer Beitrag zur Charakteristik der Herrns in Indien; die schon der ehrliche aber unglükliche Tavernier mit so lebhaften Farben gezeichnet hat. A. d. H.

waren erbrochen. Nur allein das kleine Briefchen von unserm vortreflichen Goekingk von Wernigerode, den 10ten April 1789 datirt, war noch unversehrt, vermuthlich weil es zu fest mit Oblaten zugemacht war. Ob einige Briefe fehlten, konnte ich nicht sehen, weil sie nicht aufgezeichnet hatten, wie viel in dem Pakete lagen. Das Stokband, welches meine Schwester, wie sie schrieb, für mich mit eingelegt hatte, war nicht mehr vorhanden: ich bildete mir ein, daß es der erste Käufer für seine Bemühung behalten hat. Es war ein Glük, daß nur noch so viel gerettet worden war.

Ich habe gute Empfehlungsschreiben mit nach Batavia gebracht, mich ihrer aber nicht bedient. Was hatte ich auch bei den hiesigen Großen zu suchen? Ich erfüllte meine Pflichten treu und redlich, suchte mir die Zufriedenheit meiner Vorgesezten zu erwerben, und zu erhalten, und dabei denke ich jezt und in der Zukunft mich beruhigen zu können. Indessen fand ich doch verschiedene mächtige Gönner hier, die mir anlagen in Indien zu bleiben, und mich in dem Dienste der

Kom-

Kompagnie zu fixiren. Der Edele Herr Brigadier bot mir sogar an, mich sogleich zum Kapitän von seiner Kompagnie zu machen. Ich spürte aber jezt keine Neigung dazu, und lehnte es höflich ab.

Ich suchte den ehemaligen Haußgenossen und Freund ihres seligen Bruders auf, *) fand ihn aber sehr krank, doch war er auf dem Wege der Besserung. Er erinnerte sich mit Rührung an die mit ihren Bruder gepflogene Freundschaft und die glüklichen Stunden, die sie zusammen durchlebt hatten. Herr de Ellwyk ist jezt Opperkoopmann und steht auf der Stufe großes Glük zu machen, aber er ist alt und abgelebt. Seine Schwächlichkeit erlaubte mir nicht, weitere Unterhaltung mit ihm zu haben, und ich bedauerte sehr, daß ich diesem Mann, den ich meiner ganzen Achtung würdig fand, und der auch mich lieb gewann, nicht schon im Jahr 1789. bei meinem ersten Aufenthalt allhier aufgesucht hatte.

*) S. den vierzehnten der vorhergehenden Briefe des Herrn v. W.

Ich erfuhr zu spät, daß noch einige Bücher mit Anmerkungen von der Hand Ihres seligen Bruders sich in den Händen eines hiesigen Offiziers befänden. Gern hätte ich Ihnen dieses Andenken verschaft. Ich überließ es daher einen meiner hiesigen Freunde sie aufzusuchen. Vor meiner Abreise meldete er mir: daß es Erxlebens Naturgeschichte gewesen, bereits aber ein Raub der Zerstörung geworden sei. Zu meinem Leidwesen habe ich erfahren, daß manche schöne Seltenheiten, die Ihr würdiger Bruder gesammelt hatte, die ihm gewis viel Mühe und Arbeit gekostet, auf der öffentlichen Versteigerung um ein Spottgeld sind versteigert worden. Die Art, wie diese Sachen hier betrieben und behandelt werden, macht mir es nun begreiflich, das der Ueberrest von Ihres sel. Bruders Erbschaft nicht beträchtlicher war, und daß sie von allen seinen Papieren und merkwürdigen Aufsäzzen nicht das geringste erhalten haben. Er stand hier im besten Ansehen, und wurde allgemein geschäzt und geliebt, demohnerachtet erinnert man sich seiner jezt kaum mehr. Aber das ist das gewöhnliche Schikfal aller derer, die hier

ihr Grab finden. Heute begräbt man den Mann, und übermorgen wird schon seines Namens nicht mehr gedacht. Ich weihete dem Andenken Ihres edlen Bruders eine aufrichtige Thräne, die alle die guten Seelen mit einschloß, die die Ungesundheit dieses Plazzes dahinraft.

Was mir hier sehr wohl zu statten kam, waren die vielen Privatbibliotheken, die es hier giebt, und die, so oft ihre Besizzer sterben, alsdann gewöhnlich auf der öffentlichen Verkaufung um ein Spottgeld verkauft werden. Ich habe mir einen ganz artigen Vorrath zur Unterhaltung auf meine bevorstehende Seereise auf diese Art zusammen gekauft. Göckings Gedichte, Wielands und Lessings sämmtliche Schriften, verschiedene Reisebeschreibungen, worunter Coxe's Reisen durch Rußland, Pohlen und Schweden u. d. m. befindlich. Selbst Schillers Don Carlos hatte sich hieher verirrt, und hat mich verschiedene Tage sehr angenehm unterhalten.

Ich habe auf meiner Reise von Samarang

hieher einen Verlust gehabt, der mir sehr empfindlich war, und der auch Sie, th. F. mit betrift. Es wurde mir auf dem Schiffe eine Küste erbrochen und daraus zwei Pakete mit eingelegten Pflanzen von Maccassar, einige Zeichnungen, und ein Miscellaneum von maccassarischen Bemerkungen, und was mich am meisten schmerzt, das Portrait meiner sel. Mutter in Pastel, gestohlen. Es war noch ein Glük, daß die Kiste 3 Fächer übereinander hatte, und daß die mittlern Zwischenbretter nicht ohne großes Geräusch hätten können erbrochen werden, sonst wäre alles, was in dieser Kiste war, geplündert worden. Die verschiedenen Bemerkungen, die ich auf Maccassar niederschrieb, werde ich mich bemühen, so gut als möglich, durch mein Gedächtniß wieder herzustellen. Die richtigen Beschreibungen aller verschiedener Pflanzengewächse, einiger Thiere und Vögel, hauptsächlich die mannichfaltigen Früchte, die ich alle gezeichnet hatte, machen einen unersezlichen Verlust aus.

Am 21. Nov. 1790. gingen wir endlich an

Bord dieses Schiffes, und waren sehr vergnügt Batavia, das Grab der Deutschen, hinter uns zu lassen. Ich bin jedoch während der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts vollkommen gesund gewesen: aber auch der Einzige von meinen Kameraden, der sich dieses Glüks rühmen kann. Den 22. Nov. verließen wir die Rhede von Batavia, legten uns bei der Insel Onrüst vor Anker, und schikten unser Boot nach einer hundert Schritt davon gelegenen Insel, de Kuiper genannt, um Wasser zu holen. Ein anderes Kompagnieschiff, und ein Paketboot verliessen mit uns die Rhede, und den nächsten Tag die Insel Onrüst. Das Paketboot hatte sicher schon den 25. das Prinzen-Eiland paßirt, wir aber kamen erst den 24 unter das Norder-Eiland an die Küste von Sumatra vor Anker. Hier füllten wir so viel möglich unsre Wasserfässer voll, und vertauschten das schlechte batavische Wasser mit gutem. Eine Vorsicht, die uns auf unserer Reise sehr wohl zu statten kam. Einen ganzen Monat lang musten wir hier zubringen, und seegelten beständig in einem Bezirk von 4 bis 5 Meilen herum. Bald versuchten wir die en-

ge Passage bei Twars in de Weg mitten in der Straße, und der Küste Sumatra mit Laviren zu gewinnen, bald hoften wir mit einigen kleinen Gewittern aus Norden, das Ende dieser Enge zu erreichen. Viermal hatten wir sie erreicht, und viermal trieb uns der Strom oder Gegenwind zurük. Nach jedem solchen vergeblichen Versuch holten wir wieder frisches Wasser. Das andere Schiff war glüklicher, es kam den 5ten Dez. glüklich durch; wir aber konnten sie den nehmlichen Tag nicht erreichen. War es Ungeschiklichkeit unserer Seeleute, oder waren es andere Zufälle, ich getraue mir nichts hierüber zu entscheiden. Wir machten am 6ten Dez. wieder einen Versuch, der uns aber den Verlust unsers Schunts zuzog, welches wir an einem Schlepthau hinter dem Schiffe herzogen und das durch die Gewalt der Wellen zertrümmert wurde. Ein folgender Versuch hätte uns beinahe in der Nacht auf Klippen geführt, wir waren genöthiget auf vierzig Faden Anker zu werfen, und verloren zwei Anker. Mit Tagesanbruch musten wir diesen Ankerplaz verlassen, um nicht auch den dritten Anker zu verliehren; in welchem Falle wir wä-

ren genöthigt gewesen, gerade wieder nach Batavia zurük zu kehren, davon wir nicht mehr als 20 Meilen entfernt waren. Unsere Provision war nur auf zwei und einen halben Monat, diese war schon ziemlich aufgezehrt. Wir hatten gegen 10 Mann Todte, und unsere Matrosen waren meistens noch schwach, und konnten sich nicht recht erholen. Das Beste war noch, daß wir uns reichlich mit guten Wasser versehen konnten.

So verfloß ein ganzer Monat, und Sie können denken, wie unangenehm diese Lage für uns war. Für den Passagier, der die Reise so schnell als möglich zu machen wünscht, sind solche Hinderniße sehr niederschlagend. Indessen erhielten wir doch durch eine Prauw Hüner, Enten, Früchte, Eier, und Schildkröten. Sie kam von der Bucht von Anjer, an der javaischen Küste, und hatte Briefe an ein zweimastiges englisches Schiff gebracht, welches hier unter dem Norder-Eiland liegt, um die aus China zurükkommenden englischen Schiffe von den Kriegsumständen zwischen England uud Spanien zu unterrichten. Die Engländer besuchten uns ei-

nigemal; die Unfreundlichkeit unsers Kapitäns war Ursache, daß wir keine nähere Bekanntschaft zusammen machten. Durch den Zuwachs unserer Provision hatten wir wieder etwas Muth bekommen; indessen fiel uns doch dieser Aufenthalt ungemein beschwerlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß wir während dieser Zeit wohl zwanzigmal den Anker gelichtet und zwanzigmal wieder haben fallen lassen. Endlich gelang es uns die Enge zu passiren, und den 25 Dez. hatten wir das Prinzen-Eiland hinter uns, alles frohlokte, und bald war alles ausgestandene Ungemach vergessen. Wir hatten nun guten Wind, und schönes Wetter, auch erholten sich unsre Kranken mehrentheils. Nur noch einige Matrosen starben im Verfolg unserer Reise, und ein Schiffsjunge fiel bei starkem Winde in der Dämmerung vom Rah in die See und konnte nicht gerettet werden.

Sonst fiel gar nichts merkwürdiges vor, bis wir auf die Breite vom Kap kamen, wo wir durch stürmische Gegenwinde erbärmlich herumgeworfen wurden. Unsre Hofnung, bald am Kap zu

sein, war vereitelt; die traurige Aussicht, noch lange hier herum schwärmen zu müssen, unsre aufgezehrte Provision, die häufigen Nebel und Regenschauern, verursachten Krankheiten: ein Lek im Schiffe vermehrte die Arbeit unserer Equipage. So blieben wir immer in dieser traurigen Lage, von abwechselnden Stürmen, Donnerwetter, Nebel, oder Windstille geängstiget, bis gestern, wo wir wieder zwei Grade zurüklegten. Aber heute ist der Himmel voll Nebel; und kein Lüftchen, das uns weiter treiben konnte, regte sich. Gott gebe, daß wir bald ans Kap kommen, die Unannehmlichkeit dieser Reise ist für mich desto fühlbarer, da unsere übrige Schiffsgesellschaft eben nicht sehr aufgeräumt ist.

Nachschrift, vom Vorgebirge der guten Hofnung, den 4ten April 1791.

Endlich, l. F., konnten wir am 2ten Dez. nach so vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten und Gefahren in die Tafelbai einlaufen, und ich befinde mich seit einigen Tagen wieder gesund

und wohl bei meinen hier zurükgelassenen Freunden und Kameraden. Aber stellen Sie sich meine Lage vor, als ich anstatt, daß ich nun hofte hier wieder Ruhe und Erholung zu genießen, sogleich bei meiner Ankunft auf dem festen Lande die Nachricht erhielt, daß bereits unser ganzes Regiment die Ordre empfangen habe: sich nach Indien zu embarquiren; ich stehe also auf dem Punkt, will ich anders den Dienst nicht verlassen, noch eine zweite Reise nach Indien zu machen. Einige Kompagnien sind bereits schon abgeseegelt. Das Regiment hat seit meiner Abwesenheit vielen Abgang gehabt. Der Oberst-Lieutenant, und ein Kapitän-Lieutenant sind todt, und mehrere Kapitäns und Offiziers sind ins Vaterland zurük gegangen. Ich wurde daher bei unserm Regimente als Kapitän-Lieutenant angestellt, so wie ich diese Stelle schon zeither beim Bataillon Oranien, mit welchem ich in Indien gewesen war, gehabt hatte. In einigen Monaten werde ich also die mit so vielen Mühseligkeiten verknüpfte und kaum überstandene Reise zum zweitenmal unternehmen. So sehr mir auch überhaupt die Lebensart in Indien

zuwider ist, so fest entschloß ich mich doch gleich diese Expedition noch mitzumachen. Ich habe die besten Aussichten, — meine besten Freunde beim Regimente theilen gleiches Schikfal mit mir. — Ich habe einige indische Routine erlangt — Batavia ist der gefährlichste Plaz für Europäer, und da kömmt, wie es heißt, kein Mann von uns hin, sondern auf die Nordostküste von Java, und ich habe gefunden, daß man mit einer regelmäßigen Aufführung und gutem diätetischen Verhalten sowohl auf der See, als auch in Indien gesund bleiben kann. Wir haben bei unserm Regimente eine sehr gute Verfassung, und obgleich die Verträge ungewiß und uns unbekannt sind, die unser Herzog mit der O. J. Kompagnie geschlossen hat; und vor unsern fernern Schikfalen ein dichter Vorhang hänget: so sehe ich doch meine Bestimmung als meine Pflicht an; und weis, daß überall meine Schikfale in der Hand einer weisen Vorsicht liegen. Ich werde daher mit frohen und getrostem Muthe die Reise antreten, Ihnen aber vorher noch so ausführlich schreiben, als es mir bei meinen vielen Geschäften möglich seyn wird.

Vorgebirge der guten Hofnung,
den 20sten Sept. 1791.

Der gröſste Theil unſers Regimentes war bereits zu ſeiner neuen Beſtimmung abgegangen; als ein Paketboot von Ceylon über Batavia bei uns anlangete, welches die Nachricht mitbrachte, daß die Singaleſen ſich feindſelig betrügen, und daß die hohe indiſche Regierung verlange, daß 500 Mann nach dieſer Inſel ſollten detaſchirt werden. Unſer Oberſte entſchloß ſich ſeine Kompagnie dahin zu ſchikken und ſelbſt mit zu gehen. Auch wurde die ganze Jägerkompagnie, von mir an, 180 Mann ſtark, zu dieſer Expedition beordert. Sie können leicht denken, l. F., daß ich über dieſe Veränderung vergnügt bin. Ich werde Ceylon ſehen, habe Gelegenheit, das Innere dieſer ſchönen Inſel genau zu unterſuchen, und hoffe, wenn das Glük uns ein wenig günſtig iſt, Ehre und Ruhm dabei zu erlangen. Ich hoffe, daß der Generalgouverneur die auf Java angekom-

menen Kompagnien von unserm Regimente sogleich nach Ceylon wird geschikt haben, und auf diese Art ist es möglich, daß unser in der That schönes Regiment wieder zusammenkömmt, und zwar in die vortheilhafte Lage, eine Besizzung zu vertheidigen, an der den Holländern alles gelegen sein muß. Ceylon ist auch im Betracht des Klimas unendlich besser als Java. Freilich bleibt dieses nur so lange unser Aufenthalt, als der Krieg dauert; aber ich hoffe, daß wir nachher vielleicht auf der mallabarischen Küste sollen gebraucht werden.

Ich bin nicht im Stande bei der vielen Arbeit, die mir die nöthigen Reiseanstalten und die Einschiffung der Kompagnie macht, Ihnen sehr ausführlich zu schreiben. Hier also nur in der Eil einige wenige Bemerkungen. Wie nüzlich würden mir die sammtlichen Papiere ihres Bruders sein, wenn ich sie bei mir hätte. Manches angefangene könnte ich vollenden, manches Neubemerkte durch näherelluntersuchungen bestätigen. Ich habe in dem Lichtenbergischen Magazine ꝛc., das sie die Güte gehabt haben, mir

zu übersenden, einige Naturbeschreibungen gefunden, die mich auf manches aufmerksam gemacht haben. Die Beschreibung des Zwergs Hirschgens stimmt mit meinen Bemerkungen sehr überein, nur war mein Exemplar vollkommner und größer. Man hat mir von einem ähnlichen Thierchen erzählt, das die Gestalt wie ein wilder Büffel haben soll, mit kleinen Hörnchens. Aller meiner Bemühungen ohnerachtet konnte ich weder eins davon zu sehen bekommen, noch eine richtige Beschreibung davon erhalten. Eben so ging es mir auch mit dem Einhorn, welches man neuerdings im Innersten von Afrika will entdekt haben. Ein Bauer sahe ein Thier, wie ein Pferd gestaltet, mit einem Horn vor der Stirne, es sahe aschgrau aus, und hatte gespaltene Klauen: weiter gingen seine Bemerkungen nicht. Diese Aussage wurde durch einen Hottentotten bestätigt, der eine etwas genauere, aber doch eben so unzulängliche Beschreibung davon machte. Man glaubt hier allgemein an die Existenz dieses Thiers. Der sonst so richtig und tiefdenkende Prof. Camper in Holland hat zwar den sonderbaren Einfall gehabt, durch einige

von ihm mit anatomischer Genauigkeit gezeichnete Thierköpfe beweisen zu wollen: daß Sparrmann thöricht gethan habe, die Nachrichten, welche man ihm auf seiner Reise in das Innere von Afrika von dem Einhorn gegeben, für glaubwürdig zu hatten, „weil es wider die Analogie „der mit Hörnern versehenen Thiere stritte, ein „einzelnes Horn mitten auf der Stirne zu haben, „und es daher unmöglich sei, daß irgend ein dem „Pferde ähnliches Thier ein einzelnes an der „Stirne stehendes Horn haben könne. — “ Aber weder Sparrmann noch Jemand anders hat behauptet: daß das Einhorn einen Kopf habe, der innerlich und äußerlich völlig wie ein Pferdekopf gebauet sei; und der ungeschikteste Zergliederer kann leicht einsehen, daß wenn es wirklich Einhörner gebe, alsdann der Bau des Kopfes dieses Thieres nur die nöthigen Verschiedenheiten von der so erfinderischen Mutter-Natur dürfe erhalten haben, um zu dem Tragen des Horns geschikt zu seyn. Aber so geht es, wenn Naturforscher von ihrer Studierstube aus die Geheimnisse und wunderbaren Werke der Natur belauschen, und alles in das von ihnen

einmal angenommene Lieblingssystem eindrängen wollen! Die Zukunft wird uns auch hierüber Aufschlüsse geben: verschiedene angesehne Bauern haben ihre Leute auf Kundschaft ausgeschikt, und ihnen den Auftrag gegeben, ein solches Thier wo möglich lebendig zu fangen, oder doch wenigstens zu schießen, wenn kein ander Mittel ist seiner habhaft zu werden. Erfährt man hierdurch etwas zuverläßiges, so werden Sie es bald genug entweder durch mich selbst, oder von unsrem kapschen Freunde erfahren.

Die neuern Einrichtungen, die die ostindische Kompagnie hier gemacht hat, wird man vielleicht schon in unserm Vaterlande wissen. Alle Sachen werden aufs genaueste untersucht, und es sind die strengsten Vorkehrungen getroffen, allen Unterschleif zu hemmen, um viele sich zeither eingeschlichene Misbräuche abzuschaffen. Der hiesige Herr Gouverneur ist am 28 Junius mit dem Fiskalindependenten, nach den Niederlanden abgesegelt, weil die Herrn Bewindhebbers von ihnen verlangten, daß

sie

sie der ostindischen Kompagnie persönlich über verschiedene PunkteErläuterungen geben sollten. Die seit dem englischen Kriege hier am Kap erhöhten Gehalte und Traktemente sind wieder herunter gesezt worden. Aller Batteriebau bleibt liegen. Die Buiten plaatre (Lusthäuser) die theils zum Gebrauch des Gouverneurs, theils zum Behuf der Kompagnie selbst unterhalten wurden, werden verkauft, und so scheint es, daß hier alles wieder auf den Fuß gestellt werden wird, wie es 1772. war. Was die Sache für einen Ausgang nehmen wird, muß die Folge zeigen. Ich habe noch nicht Kenntniß des Ganzen und des Lokalen genug, um die Sache aus dem richtigsten Gesichtspunkte beurtheilen zu können. Es giebt indessen Leute hier, die der Meinung sind: daß der Freiheitsgeist auch hier mit der Zeit um sich greiffen, und sehr wichtige Veränderungen verursachen könnte. Seit der kurzen Zeit, daß ich von Batavia weg bin, hat der Tod schon sehr arg da gehauset, und mir fast alle meine mir daselbst gemachten Bekanntschaften entrissen, so, daß ich nicht einmal jezt Ihnen einen Freund zu nennen weis, an dem Sie die

Briefe für mich addreßiren könnten, um sie durch ihn alsdann zu erhalten. Herr Ellwyk, der Freund ihres sel. Bruders, würde mir diesen Dienst erwiesen haben, aber auch dieser würdige und von allen geschäzte Mann ist nicht mehr. Er stand auf dem Punkte Edler Herr zu werden, als er sich aus unbekannten Ursachen eine Kugel durch den Kopf jagte.

Das von Batavia angekommene Paketboot bringt die Nachricht mit, daß, die im Monat März von hier abgegangenen vier Kompagnien von unserm Regimente zwar glüklich und ohne Todte zu haben, auf Java angekommen sind; die Kompagnie unsres ersten Majors aber, die sich am längsten zu Batavia aufhalten muste, bereits daselbst schon 60 Gemeine verlohren, und der Major selbst ein Opfer des ungesunden Klimas zu Batavia geworden sei. Die andern Kompagnien wurden gleich nach ihrer Ankunft nach Cheribon und Samarang gelegt, und litten weniger, weil die Luft da gesünder ist.

Batavia, den 5ten Febr. 1792.

Endlich, b. F., bin ich nach einer fast fünf monatlichen unglüklichen Reise, nebst meinem Kommando, nicht wie Sie aus meinem lezten Schreiben vermuthen konnten, zu Ceylon, sondern hier auf der Rhede von Batavia angekommen. Wie das zugegangen, werden Sie aus der hier beifolgenden Beschreibung unserer unglüklichen Seefahrt ersehen. Da man noch keine Nachrichten aus Ceylon hat, und bereits drei Kompagnien von unserm Regimente dahin abgegangen sind, so hat die Regierung beschlossen uns hier zu behalten; und in der That würde ich mit meinen abgelebten und krankem Volke nicht wohl die Fahrt fortsezzen können. Ich bat, daß man mich mit der Kompagnie nach der Ostküste von Java schikken möchte, welches mir auch sogleich bewilligt wurde. Ich hoffe daher, daß ich den 12ten dieses schon zu Samarang eintreffen werde, wo sich meine Leute eher erholen können, denn in den wenigen Tagen, daß sie

hier am Wall waren, hatte ich schon wieder 7. neue Kranke bei der Kompagnie. Wir haben bereits viel Offiziers hier zu Batavia verlohren, und unsre Soldaten sterben schnell weg. Unser Obristlieutenant, Major, zwei Kapitäns und ein Lieutenant sind todt. Meine vorigen guten Bekannten und besten Freunde waren fast alle todt, und es scheint, daß Batavia immer ungesünder wird. Meine Soldaten werden fast alle krank, und die es noch nicht sind, überlassen sich dem Arraktrank so stark, daß es äußerst Mühe und Vorsicht erfodert sie in Ordnung zu halten.

Auch die Kostbarkeit des hiesigen Aufenthalts fällt mir sehr beschwerlich. Sie werden glauben, ich habe verschwendet, wenn ich ihnen sage: daß ich hier alle Tage 18 deutsche Gulden verzehre; und doch ist davon nicht das geringste auf Vergnügungen, sondern alles blos auf die nöthigsten Bedürfnisse verwendet worden.

Nun zur Beschreibung unsrer Seefahrt. Ich muste mich mit zwei Lieutenants, 4 Sergeanten, 6 Korporals, 6 Vicekorporals, drei Spielleuten, einem Zimmermann und 155 Jä-

gern, nebst einem Feldscheer und einem Fourier auf das Kompagnieschiff, der Erbprinz genannt, einschiffen. Der annahende Südostwind, der vom September bis in April am Kap wehet, machte unsern Aufenthalt auf der Rhede in der Baifals sehr unangenehm. Die unordentliche Lebensart mancher Soldaten, unter welchen sich gegen 20 befanden, die erst vor einigen Wochen aus Europa angekommen waren, und noch viele skorbutische Säfte bei sich hatten, lies mich befürchten, viele Kranke zu bekommen; auch sahe ich mich genöthigt noch vor unserer Abfahrt sieben Kranke ans Land zu schikken. Das sämmtliche Militair vom Regimente Würtemberg bestand bei der Abfahrt aus 173 Köpfen.

Den 8ten October Nachmittags um 2 Uhr verließen wir nebst dem Schiffe Zeeland die Rhede unter eilf Kanonenschüssen, die man vom Lande aus mit sieben beantwortete. Des Abveds um 6 Uhr hatten wir das Ende der Baifals erreicht. Der Nordwestwind verminderte sich, doch entfernten wir uns in der Nacht noch so weit vom Lande, daß wir am folgenden Morgen

nichts mehr davon sehen konnten. Wir verlohren das Schiff Zeeland aus dem Gesichte, und sahen es den 10ten zum lezten-mal wieder. Wir mußten beständig hin und her laviren, die Südsee war wie gewöhnlich sehr ungestüm, doch waren die Winde nicht so heftig wie das vorigemal.

Den Befehlen der Kompagnie zu Folge sollten wir nach den Inseln Paul und Amsterdam zu steuren; dann, in dem 105 : 106 Grad der Länge die Equinoktiallinie durchschneiden, um die Nordostwinde zu finden, die meistens in diesem Striche wehen, und so Ceylon suchen. Ich gab mir äusserste Mühe meine Soldaten gesund zu erhalten. Jeder Mann bekam des Tages $\frac{1}{2}$ Bouteille Kapwein, (gewöhnlich wird nur in der ganzen Woche $\frac{2}{3}$ Bouteil. gegeben.) Täglich lies ich die Hangmatten lüften; ich hielt sie zur Arbeit an, damit sie in Bewegung bleiben möchten; Reinlichkeit sowohl des Körpers, als auch des Plazzes, wo sie wohnten, war mein Hauptaugenmerk. Indessen war die kalte, und zum Theil nasse Witterung, die wir bis Paul und Amsterdam hatten, bei der dünnen Be-

kleidung, ihrer Gesnndheit nachtheilig. Ich hatte bei meinen Leuten schon 12 Kranke, worunter jedoch die Hälfte venerisch war.

Den 5ten Nov. sahen wir des Morgens die Insel Amsterdam und suchten nun einige Grade östlicher zu kommen. Wir behielten noch einige Tage kalte Witterung, die Anzahl der Kranken vermehrte sich. So bald die Witterung etwas gelinder wurde, exerzirte ich die Rekruten. Wir nahmen unsern Cours, so wie es der Wind zuließ, bis wir glaubten, auf dem 105. Gr. L. zu sein, dann richteten wir uns nordwärts.

Den 17ten starb ein Jäger und 2 Tage darauf ein Sergeant sehr schnell; es war noch ein ganz junger Mensch, der hier auf einmal das Ende aller seiner Wünsche und Aussichten, die er sich in seiner militairischen Laufbahn versprach, fand. Ich verlohr ihn ungern. Mehrere Kranke lagen noch sehr gefährlich. Der Südwind, den wir im 13 Gr. der Süd-Br. bekamen, brachte uns gelindes Wetter. Den 19ten hatten wir den Tropicus Capricorni auf den 106 Gr. L. durchschnitten und den 20ten hatten wir die

Sonne in unserm Scheitelpunkte. (Zenith) Der Wind wurde nun nach und nach günstig, und da es den Anschein hatte, daß unsre Reise gut von statten gehen würde, und es jezt warm wurde: so bat ich um die Vermehrung der Wasserportion, und erkundigte mich, auf welche Art das Wasser, welches nun sehr schlecht wurde, am besten könne gereinigt werden. Der Schiffskapitän lies einen Schiffsrath halten, worinnen beschlossen wurde, jedem Soldaten täglich 2 Bouteillen Wasser zuzutheilen, und die Reinigung des Wassers durch glühende Kugeln, und durch Sandhinneinwerfen zu bewirken. Ich hatte gegen 20 Kranke. Den 27 hatten wir die Breite von Batavia paßirt, und eilten so der Linie zu. Der Wind wehete nun in heftigen Stößen (Bäien) die mit starken Regengüssen begleitet waren. Ein übler Umstand für Seefahrende, die sich des Tages zwölf Stunden dem Regen ausfezzen müssen, und deren Garderobbe nicht so eingerichtet ist, daß sie die nassen Kleider mit troknen verwechseln können. Das Wetter war so schlecht, daß man nichts mehr troknen konnte. Wir hatten nun alle Tage von Zeit zu

Zeit heftige Windstöße, mit viel Regen, zuweilen, wenn es vorher ganz still gewesen war, stieß der Wind so heftig auf das Schiff, daß wir viel Noth litten; nur das schnelle Einziehen der Seegel konnte uns dann retten. Wir trieben in 24 Stunden wohl 6 mal vor Top und Takel. (das heißt: ohne alle Seegel) Unsre Leute musten daher sehr hart und viel arbeiten, und unter diesen beschwerlichen Umständen paßirten wir den 3ten Dez. die Linie im 100 Gr. d. L. Wir steuerten nun so viel als möglich nordwärts, um bald aus dieser betrübten Lage herauszukommen. Den 6 Dez. entdekten wir Land, und fanden bald, daß wir uns an der Küste von Sumatra befanden, und also beinahe 100 Meilen östlicher, als wir seyn mußten, um Ceylon zu suchen. Der Strom hatte uns beständig von Westen nach Osten getrieben, wovon wir an diesem Tage die augenscheinlichste Probe hatten, die beinahe mit unserm Untergang verknüpft war. Wir geriethen durch den Strom zwischen die beiden Inseln Auro und des Barkens Eiland, und liefen große Gefahr auf ihre Klippen zu stoßen, oder auf den Untiefen, die wir fan-

den, zu scheitern; und dies wäre um so viel möglicher gewesen, da unsre Schiffsleute ganz und gar keine Kenntniß der hiesigen Gegend hatten, auch die Karte nicht richtig ist, indem auf derselben, nach der Aussage der Schiffer, (die übrigens so geheimnisvoll mit ihren unrichtigen Seekarten thun, daß selbst ihre Souslieutenants nicht beim Verzeichnen derselben seyn dürfen) nur eine Insel Auro angegeben ist, da ihrer doch zwei sind, die kaum einige tausend Schritte von einander liegen; wie wir sehr deutlich wahrnehmen konnten: so war das nördliche Auro ohngefähr eine halbe Meile lang und schmal; und das südliche noch einmal so lang, doch auch sehr schmal. Ich bin versichert, daß wenn ein Engländer in den Fall käme, er diese Gefahr zur Warnung anderer benuzzen würde, sein Boot ausezte, und alle Tiefen und Strekken der Klippen untersucht haben würde. Unsre holländischen Seeleute würden das bei der Kompagnie nicht haben verantworten können, besonders bei einem so reich beladenen Schiffe als das unsrige war. Endlich um 5 Uhr des Abends sahen wir uns aus der Todesgefahr errettet, in der wir ge-

schwebt hatten. Wir hatten nun die Südspize des Varken-Eilandes in einer Entfernung von 6 Meilen paßirt, und konnten Gott für unsre Erhaltung danken. Ich war noch nie in einer so augenscheinlichen und gewissen Todesgefahr. Dieser Zufall hatte uns, unsre Rechnung bald nach Ceylon zu kommen, sehr verrükt. Das stürmische Wetter hielt immer an, unsre Kranken vermehrten sich täglich, und der Scorbut stellte sich mit allen seinen fürchterlichen Anfällen bei unserer Mannschaft, die durch das unaufhörliche Arbeiten so sehr abgemattet wurde, ein. Daß wir ein starkes dichtes Schiff hatten, war noch unser einziger Trost. Indessen sahe der Schiffskapitän wohl ein, daß unsre Reise noch sehr lange dauern würde, und wir dadurch in große Noth kommen könnten, er entschloß sich daher am 17 Dez. einen Schiffsrath zu halten, dieser bestand aus den sämmtl. Schiffsoffizieren und mir und meinen beiden Lieutenants: der Schiffskapitän erklärte erst sein bisheriges Verfahren, und zeigte, wie wir alle Mühe angewendet hätten, um den von der ostind. Kompagnie uns vorgeschriebenen Weg

zu machen; daß aber Mangel der richtigen Längeberechnung der entgegengesezten Ströme, und widrige Winde uns außer unserer Schuld in die gegenwärtige Lage versezt hätten, und daß wir, um wieder in den rechten Cours zu kommen, wenigstens noch einen Monat brauchten u. s. w. Was er noch alles mehr von dergleichen Bedenken anführte, damit verschone ich Ihnen. Kurz sein Rath war: da besonders unser Vorrath an Wasser, Holz und Lebensmitteln sehr gering wäre, und das sehr reich beladene Schiff (es waren 25 Kisten, jede mit 6000 spanischen Matten, *) die nach Batavia bestimmt waren, darauf), nicht dürfe in Gefahr gesezt werden, wir sollten die Rhede von Batavia suchen, wo wir mit diesem Winde in 6 Tagen seyn könnten, und uns mit allen Bedürfnissen aufs frische versehen, und von dem Generalgouverneur fernere Befehle, unsere Reise betreffend, erhalten würden. Der sämmtliche Schiffsrath war dieser Meinung, und so sehr es mich schmerzte, daß meine Hofnung,

*) Die spanische Matte ist eine silberne Münze die etwas über einen Thaler nach unserm Gelde an Werth hat. Also betragen diese 25 Kisten über 150000 Rthlr. A. d. H.

bald nach Ceylon zu kommen, und der vorhabenden wichtigen Expedition mit beizuwohnen, dadurch vereitelt wurde, so konnte ich doch selbst den triftigen Gründen des Schiffkapitäns nichts erhebliches entgegen sezzen. Unser Entschluß wurde der sämmtlichen Mannschaft auf dem Schiffe bekannt gemacht, die damit sehr zufrieden war, und ein freudiges Hussahgeschrei machte.

So schwebten wir unter widrigem Wetter und Wind noch eine ganze Zeitlang auf der See herum, verlohren abemals den rechten Cours, hatten die Straße Sunda wieder verfehlt und mußten sie aufs Neue suchen. Der Schiffskapitän schien ganz den Kopf verlohren zu haben, und hätte der Kapitänlieutenant nicht noch Besonnenheit genug behalten, so wären wir endlich in der Nacht vom 24 und 25 Dez. auf den Klippen der Wainkoops, die gerade auf der entgegengesezten Seite von Batavia liegen, gescheitert. Der Schiffskapitän machte sein Unglük, den rechten Cours abermals verfehlt zu haben, dem Schiffsvolke bekannt, und zugleich die Verfügung, daß die Wasserportions sehr eingeschränkt werden müsten. Das Volk wurde bestürzt, denn es wuste, daß wir nun noch einen ganzen Monat brauchten, um

wieder in die Straße zu kommen. Die Soldaten, denen die Matrosen in Kopf gesezt hatten, der Kapitän verzögere mit Vorsaz die Fahrt, kamen aufs Verdek, und verlangten mit Ungestüm ans Land gesezt zu werden. So bald ich indessen herbei kam, waren sie still. Den Sprecher davon fand ich betrunken und lies ihn sogleich mit Gewalt hinweg bringen. Durch einige triftige Vorstellungen brachte ich meine Leute sogleich zur Ruhe, ohnerachtet es ihnen sehr schmerzte, sich in ihrer Hofnung so betrogen zu sehen.

Ohnerachtet ich alle mögliche Mittel angewendet hatte, dem Scorbut Einhalt zu thun, so hatten wir doch täglich mehr Kranke. Ich hielt meine Leute zur Bewegung an, theilte ihnen von meinem rothen Wein und Zwiebak so viel mit, daß ich mich selbst nur noch täglich mit einer viertels Bouteille behelfen muste. Auch kaufte ich von einem Schiffsoffizier Tobak, welchen ich an die Soldaten vertheilte, und ihnen beständig Muth einzusprechen suchte. Den 27 Dez. wurde das Wetter günstiger, und die Sonne drang mit ihren erquikkenden Strahlen durch die Wolken. Ich lies sogleich den Wohnplaz der Soldaten aufräumen reinigen und durchräuchern, wie auch alle nasse Klei-

dungsstükke an die Luft hängen, welches uns al-
les sehr gute Dienste that. Nachmittags brach das
große Thau, welches vom vordern Maste (Fok-
kemast) bis an den großen Mast schräg läuft, um
beide recht zu halten. Dies ist ein sehr nöthiges
Thau, daß wenn es ein Sturmwetter bricht, oft
den Verlust des ganzen Schiffes verursacht. Bei
dem jezzigen guten Wetter konnte man es indessen
bald wieder herstellen.

Ich hatte zu Ende des Jahres 27 Kranke, dar-
unter 6 so gefährlich waren, daß man an ihrem
Aufkommen zweifelte. Ich sparte keine Mühe,
um die Reinlichkeit aufs höchste zu treiben. Das
sogenannte Coelzeil (Kühlseegel, ein Seegel, das
so zusammengeschlagen und aufgehängt wird, daß
dadurch immer frische Luft vom Verdek bis in den
untern Raum des Schiffes geführt wird) that viel
Dienste, und auf mein Ansuchen lies man es Tag
und Nacht stehen. Ich selbst empfand, daß ich einer
schweren Krankheit entgegen eilte, der ich jedoch
durch Abführungsmittel und eine sehr genaue Di-
ät zuvorzukommen hofte, und wirklich brachte ich
es dadurch so weit, daß ich mich in einigen Tagen
ungleich besser befand.

Am Neuenjahrstage befanden wir uns auf

dem 12 Gr. 21 M. Süd. B. und 122 Gr. L. nach unserer Schäzzung. Ich habe, wie Sie sich, l. F. aus meinem vorigen Briefe erinnern werden, diesen Tag nun schon unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen und in mancherlei Lagen gefeiert. Diejenige, in der ich mich gegenwärtig befand, war die beschwerlichste und unangenehmste davon. Nur das schöne Wetter, welches wir jezt hatten, erleichterte sie mir in etwas. Der Schiffskapitän hatte dem sämtlichen Schiffsvolke zwei grose Schweine geschenkt, welches sich dann dieselben nebst einer guten Suppe sehr wohl schmekken liessen und bei einem Schlükchen Brantewein und einer viertels Bouteille Wein auf den Mann, sehr aufgemuntert wurden. Wir schossen mit dem Elger einige Dorade n und Delphine.

Damit ich Ihnen, l. F. mit der fernern Erzählung unserer unglüklichen und langwierigen Seefahrt keine Langeweile mache, so sage ich Ihnen nur noch kürzlich, daß wir endlich den 25. Jan. wieder vor die Mündung der Straße Sunda kamen, und den 30ten auf der Rhede vor Batavia die Anker warfen. Ich hatte von meinen 172 Mann, 8 Tode, und 39 Kranke. In einigen Tagen hoffe ich nun mit meinen Leuten von hier abgehen zu können, und sobald ich einigermaßen in Ruhe bin, werde ich Ihnen von Samarang aus schreiben.

Schleiz, gedrukt bei J. G. Mauken, 1794.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wurmb, Carl Friedrich von / Wurmb, Carl Friedrich <<von>>, / Wollzogen << von>>,

Briefe des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wollzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774 bis 1792

Gotha 1794

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.346
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449589-7
VD18 1204699X-001